



Aus dem Inhalt

■ Eva Neuland Eine Perspektive für die interkulturelle Sprachdidaktik ■ Thomas Bein Konrad von Megenbergs *Buch der Natur* ■ Özlem Tekin/Peter Colliander Phonetische Charakteristika und die Auswirkungen auf das Deutsche ■ Weertje Willms Probleme der Identitätskonstitution im interkulturellen Spannungsfeld ■ Franziska Schössler Das Theaterevent *Odyssee Europa* ■ Carlotta von Maltzan Überlegungen zu Jayne Taylors *Ubu and the Truth Commission* und Peter Weiss' *Die Ermittlung* ■ René Kegelmann Zu interkulturellen Begegnungen in Dimitré Dinevs Erzählband *Ein Licht über dem Kopf* ■ Claude D. Conter Aspekte der Interkulturalität des literarischen Feldes in Luxemburg

Herausgegeben von Dieter Heimböckel,
Ernest W.B. Hess-Lüttich, Georg Mein und
Heinz Sieburg

zig | Zeitschrift für interkulturelle Germanistik

1. Jahrgang, 2010, Heft 2

Die Zeitschrift wird herausgegeben von

Dieter Heimböckel, Ernest W.B. Hess-Lüttich, Georg Mein und Heinz Sieburg

Wissenschaftlicher Beirat

Andrea Bogner (Georg-August-Universität Göttingen), Peter Colliander (Ludwig-Maximilians-Universität München/Copenhagen Business School/Dänemark), Dimitrij Dobrovol'skij (Lomonosov-Universität Moskau), Ludwig Eichinger (Universität Mannheim), Anke Gilleir (Katholische Universität Leuven/Belgien), Deniz Göktürk (University of California, Berkley), Ortrud Gutjahr (Universität Hamburg), Michaela Holdenried (Albert-Ludwigs-Universität Freiburg), Alexander Honold (Universität Basel), Oliver Lubrich (Freie Universität Berlin), Paul Michael Lützel (Washington University in St. Louis), Claudine Moulin (Universität Trier), Eva Neuland (Bergische Universität Wuppertal), Martina Rost-Roth (Universität Augsburg), Wolfgang Steinig (Universität Siegen), Herbert Uerlings (Universität Trier)

Die Herausgeber danken dem Deutschen akademischen Austauschdienst (DAAD) für die freundliche Unterstützung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Indexiert in EBSCOhost-Datenbanken.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 Lizenz (BY-SA). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell, sofern der neu entstandene Text unter derselben Lizenz wie das Original verbreitet wird. (Lizenz-Text: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2010 im transcript Verlag, Bielefeld

© Dieter Heimböckel, Ernest W.B. Hess-Lüttich, Georg Mein, Heinz Sieburg (Hg.)

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Lektorat: Dr. Wolfgang Delseit/Dr. Ralf Drost

Druck: Aalex Buchproduktion GmbH, Großburgwedel

ISSN 1869-3660

eISSN 2198-0330

Print-ISBN 978-3-8376-1574-6

PDF-ISBN 978-3-8394-1574-0

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter
www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Editorial | 5

AUFSÄTZE

Sprachliche Höflichkeit

Eine Perspektive für die interkulturelle Sprachdidaktik

EVA NEULAND | 9

Konrads von Megenbergs *Buch der Natur* als germanistisch-mediävistisches Paradigma für einen innovativen, interkulturellen akademischen Unterricht

THOMAS BEIN | 25

Das »Türkendeutsch«

Phonetische Charakteristika und die Auswirkungen auf das Deutsche

ÖZLEM TEKIN/PETER COLLIANDER | 49

Probleme der Identitätskonstitution im interkulturellen Spannungsfeld am Beispiel von Güney Dals *Der enthaarte Affe*

WEERTJE WILLMS | 63

Das Theaterevent *Odyssee Europa* der Kulturhauptstadt Essen

Prekäre Männlichkeit und Emine Sevgi Özdamars Traumspiel *Perikizi*

FRANZISKA SCHÖSSLER | 79

Zeugen und Gesellschaft

Überlegungen zu Jayne Taylors *Ubu and the Truth Commission* (1997)
und Peter Weiss' *Die Ermittlung* (1965)

CARLOTTA VON MALTZAN | 97

»Warten konnte man sprachlos. Suchen nur auf deutsch.«

Zu interkulturellen Begegnungen in Dimitré Dinevs Erzählband

Ein Licht über dem Kopf

RENÉ KEGELMANN | 107

**Aspekte der Interkulturalität des literarischen Feldes
in Luxemburg**

CLAUDE D. CONTER | 119

REZENSIONEN

Liesbeth Minnaard: *New Germans, New Dutch. Literary Interventions*

VON WOLFGANG BEHSCHNITT | 137

Cornelia Zierau: »Wenn Wörter auf Wanderschaft gehen ...«

*Aspekte kultureller, nationaler und geschlechtsspezifischer Differenzen
in deutschsprachiger Migrationsliteratur*

VON MARIE-CHRISTINE WEHMING | 140

Klaus Merz: *Der Argentinier*. Novelle

VON GRAZIA LINDT | 143

IN EIGENER SACHE

Germanisten-Bashing

Eine Replik auf Jürgen Kaube

GEORG MEIN | 147

GESELLSCHAFT FÜR INTERKULTURELLE GERMANISTIK

Rundbrief 4.1 (2010) | 153

Autorinnen und Autoren | 155

Hinweise für Autorinnen und Autoren | 156

Editorial

Die *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* hat schon unmittelbar nach dem Erscheinen des ersten Heftes eine ungewöhnlich breite Resonanz erfahren. Die vielfältigen, meist positiven Kommentare und Reaktionen unterstreichen klar die Notwendigkeit und Relevanz der Zeitschrift. Sie sind zugleich eine Ermutigung, den eingeschlagenen Weg fortzusetzen, ohne dabei Veränderungen zu scheuen. Neben kleineren formalen Anpassungen soll deshalb zunehmend eine stärkere Konturierung nach thematischen und formalen Aspekten erfolgen; auch vereinzelte Themenhefte sind in diesem Sinne vorgesehen. Angestrebt und vorbereitet ist zudem eine Indizierung der Zeitschrift.

Einen Schritt in diese Richtung leistet bereits das vorliegende zweite Heft. So finden sich etwa als Ergänzung zu den einzelnen Beiträgen ein Rezensionsteil sowie die Rubrik *In eigener Sache*, die auf eine ›bemerkenswerte‹ Reaktion auf das erste Heft repliziert.

Unverändert ist der Anspruch, die Vielfalt interkultureller germanistischer Forschung und Praxis in Breite vorzustellen und theoretisch zu fundieren, was sich auch in diesem Heft in den unterschiedlichen programmatisch wie interpretierend ausgerichteten literaturwissenschaftlichen, mediävistischen und linguistischen Beiträgen niederschlägt.

Bereits kurz nach dem Erscheinen des ersten Heftes hat uns eine ganze Reihe von Beitragsangeboten aus allen Teilen der Welt erreicht. Sämtliche Beiträge werden einem *Double-Blind-Peer-Review*-Verfahren unterzogen, das naturgemäß eine gewisse Zeit in Anspruch nimmt. Hinweise zur Gestaltung der Manuskripte sowie zu den Formalitäten finden sich am Ende des Heftes bei den *Hinweisen für Autorinnen und Autoren*. Wir möchten neben allen interessierten Kolleginnen und Kollegen insbesondere den wissenschaftlichen Nachwuchs nachdrücklich ermutigen, uns Beiträge zuzusenden und so zur Profilierung des Interkulturalitätsparadigmas aus germanistischer Perspektive beizutragen.

Bern und Luxemburg im Oktober 2010

Dieter Heimböckel, Ernest W.B. Hess-Lüttich, Georg Mein, Heinz Sieburg

Aufsätze

Sprachliche Höflichkeit

Eine Perspektive für die interkulturelle Sprachdidaktik

EVA NEULAND

Abstract

Politeness is a current topic of public discussions and empirical research and has developed to an important part of intercultural communication and didactics. An analysis of tendencies in some selected textbooks for German as a foreign language demonstrates that linguistic politeness is depicted as an integrated instead of an independent theme, and that despite increasing interculturalization of textbooks simple models of culture contrasts still dominate. Impulses in recent research and fields of applications are as rare as the aim of reflecting politeness even in the most current textbooks.

1. Höflichkeit: Ein aktuelles Thema in öffentlichen Debatten¹

1.1 *Knigge* als ›Säulenheiliger‹ der neuen Benimmfibeln

Höflichkeit – im Alltagssprachlichen Sinne verstanden als Verhaltenskodex – ist wieder ein Thema von hoher gesellschaftlicher Bedeutung, wie ein Blick in die Kataloge deutschsprachiger Verlage und in die Regale von Buchhandlungen zeigt. Dabei wird der Name des Freiherrn von Knigge werbewirksam zum ›Säulenheiligen‹ der deutschen Benimmliteratur funktionalisiert. Viele Titelformulierungen enthalten Erfolgsversprechen für gesellschaftliche Problemsituationen in Beruf und Alltag. Dies demonstriert die folgende kleine Auswahl einschlägiger Publikationen für bestimmte Zielgruppen, Kulturkreise, Verhaltens- und Erscheinungsformen:

1 | Im Rückgriff auf Ehrhardt/Neuland 2009.

- *Der Deutsch-Knigge* (Duden 2008),
- *Der neue große Knigge: Gutes Benehmen und richtige Umgangsformen* (Schneider-Flaig 2009),
- *Knigge im Job. So machen Sie immer eine gute Figur* (Wolff 2006),
- *300 Fragen zum guten Benehmen: Stilsicher in allen Situationen. Praktischer Rat von der Knigge-Expertin* (Bonneau 2005),
- *Über den Umgang mit E Mails: Der Scholz & Friends E Mail-Knigge* (Schmidt 2009),
- *Knigge, Kleider und Karriere: Sicher auftreten mit Stil und Etikette* (Nagiller 2004),
- *Ess- und Tisch-Knigge: Nie wieder peinlich!* (Witt 2004),
- *Business Knigge international: Der Schnellkurs* (Oppel 2008),
- *Das Benimm-ABC: Knigge für junge Leute von heute* (Griesbeck/Weinold 2004),
- *Auslands-Knigge. Weltweit richtig auftreten. Überzeugen mit Stil* (Rupprecht-Stroell 2002).

In den öffentlichen Debatten, in der Ratgeberliteratur und in Zeitschriftenrubriken werden in den allermeisten Fällen ›Prêt-à-porter-Lösungen‹ angeboten. So werden z.B. Hinweise darauf gegeben, wie man in einer anderen Kultur einen Gesprächspartner begrüßt oder verabschiedet, wie man sich bei einer Einladung verhält, ob man Geschenke mitbringen sollte oder nicht, was in Bezug auf Hygiene zu beachten ist oder welche Körperdistanz zum Gesprächspartner als angemessen gilt. Höflichkeit wird dabei zumeist reduziert auf allgemeine Verhaltensstandards und auf ein Inventar rezeptologischer Handlungsanweisungen, die oft in schlichten Vermeidungstechniken münden (z.B. nicht die Hände schütteln, nicht die Schuhsohlen zeigen).

1.2 Modernisierungsschübe als Indikatoren kultureller Umbrüche

Solche Tendenzen entstehen aber nicht zufällig; vielmehr können sie kulturanalytisch als Indikatoren kultureller Umbrüche gesehen werden. Wie der Kulturwissenschaftler Thomas Macho (2002) hervorhebt, verweist das Reflexions- und Diskursobjekt Höflichkeit als »Sprache einer Weltgesellschaft« auf Übergänge, Brüche und Auflösungen soziokultureller Ordnungen. Jede epochenspezifische Wiederaufnahme der Reflexionen über Höflichkeit in Alltagssprachlichen Diskursen indiziert Verschiebungen in der Lebenswelt, die von Individuen wahrgenommen und thematisiert werden; die Formulierung von neuen Verhaltensstandards – wie Anweisungen zum höflichen Umgang mit Mitmenschen – kann immer auch als Antwort auf Unsicherheiten, kulturelle Umbrüche und Übergänge interpretiert werden, die sich durch sozialgeschichtliche Entwicklungen und Modernisierungsschübe ergeben haben (ebd., 10).

Wenn in den letzten Jahren in Deutschland also vermehrt öffentliche Debatten über Höflichkeit oder auch Disziplin (Schule) geführt worden sind, so deshalb, weil die entsprechenden Werte – auch in Abgrenzung zur anti-autoritären Bewegung der 1970er Jahre – eine Renaissance erfahren haben und

wieder besonders hoch geschätzt werden. Überdies kristallisieren sich neue Probleme heraus, die für das alltägliche Leben zunehmend an Relevanz gewinnen, sowie Probleme in neuen Anwendungsfeldern, für die entsprechend neue Verhaltensstandards formuliert werden müssen. Die oben angeführte Liste der *Knigge*-Literatur gibt einen ersten Eindruck von Themen, Tendenzen sowie neuen rekurrenten und zentralen Interaktionssituationen, die offensichtlich vom gesellschaftlich etablierten Repertoire an Verhaltensstandards nicht vollständig abgedeckt werden und deswegen neuer Formen der Bewältigung bedürfen. Höflichkeit ist ein außerordentlich dynamisches soziales Konstrukt. Was jeweils als höfliche Handlung, Geste oder Äußerung gilt, unterliegt einem permanenten soziokulturellen Wandel.

1.3 Aktualisierungen

Eine dieser neuen Tendenzen ist zweifellos die Entwicklung des Sprachgebrauchs in den *neuen Medien*. Mit der weitgehenden Verlagerung sowohl der privaten als auch der geschäftlichen Post ins elektronische Medium (E-Mails) stellen sich neue Fragen über die Angemessenheit von z.B. Anredeformen, Layout, Stil oder Abkürzungsformen. Für das Verhalten in *Chats* und Foren hat sich eine ›Netiquette‹ entwickelt; für die Betreiber und Nutzer solcher Kommunikationsformen bildet sie einen Orientierungsrahmen, wenn es darum geht, die Akzeptabilität und Angemessenheit von Äußerungen zu beurteilen. Es handelt sich hier also um eine domänenspezifische Ausprägung von Etikette.

Eine weitere Verunsicherung ergibt sich aus der zunehmenden *Internationalisierung* vieler Lebensbereiche: Begegnungen mit Menschen aus fremden Ländern und Kulturen, deren Verhaltensstandards von den eigenen zum Teil erheblich abweichen, werden im Rahmen gestiegener und steigender Mobilität immer häufiger. Mit ihnen wächst die Zahl von Situationen, in denen in der interkulturellen Kommunikation Ambiguitäten auftreten (vgl. dazu Kotthoff 2003).

Schließlich ist heute vor allem in westlichen Gesellschaften eine Veränderung des Sprachgebrauchs zu beobachten, der auf eine zunehmende Tendenz der *Informalisierung* schließen lässt. Das Wegfallen der Anreden mit Titel, die Verwendung salopperer Grußformeln (vgl. dazu Besch ²1998) sind in Verbindung mit einer stark er umgangssprachlich geprägten Lexik nur einige Indikatoren für mögliche Verschiebungen innerhalb des Stilspektrums, und zwar nicht nur in den Domänen privater Kommunikationspraxis überwiegend jüngerer Sprachteilhaber, sondern zunehmend auch bei Vertreterinnen und Vertreter der offiziellen Sprachkultur in den Domänen der Medien und der Politik.

Sprachliche Höflichkeit ist demnach ein Thema von hoher inter-kultureller und darüber hinaus auch *intra*-kultureller Relevanz.

2. HÖFLICHKEIT UND INTERKULTURELLE KOMPETENZ

Unter *interkultureller Kompetenz* kann man nach Bolten (2007, 214) »das erfolgreiche ganzheitliche Zusammenspiel von individuellem, sozialem, fachlichem und strategischem Handeln in interkulturellen Kontexten« verstehen. Sie lässt sich nach Lüsebrink (2008, 9) als das Vermögen definieren, mit fremden Kulturen und ihren Angehörigen in adäquater, ihren Wertesystemen und Kommunikationsstilen angemessener Weise zu handeln (Verhaltenskompetenz), mit ihnen zu kommunizieren (Kommunikationskompetenz) und sie zu verstehen (Verstehenskompetenz).

Interkulturelle Kompetenz besteht zu einem beträchtlichen Teil auch in der Fähigkeit, das, was in der kulturspezifischen und auch intrakulturellen Kommunikation als höfliches Beziehungsmanagement verstanden wird, auf interkulturelle Kontexte zu übertragen. Viele der immer wieder beschriebenen und analysierten *Critical Incidents* in der interkulturellen Kommunikation beschreiben Situationen, in denen ein Sprecher in der Interaktion mit Partnern aus anderen Kulturen Themen anspricht, die dort Tabu sind, oder nonverbale Handlungen vollzieht, die in der betreffenden Situation als unangemessen oder beleidigend angesehen werden (jemandem die Schuhsohle zuwenden, Umgang mit der Visitenkarte, Nase schnäuzen, Geschenke austauschen usw.), Äußerungen zu direkt oder zu indirekt formuliert oder bei der Ausführung von Sprechhandlungen Fehler macht. In vielen Fällen handelt es sich um eine Nicht-Beachtung der Höflichkeitsstandards der anderen Kultur. Sprachliche Höflichkeit kann daher als eine *Schlüsselkompetenz* für die interkulturelle Kommunikation verstanden werden.

2.1 »Weltweit sicher auftreten«: *Dos und Taboos*

Verbreitete Ratgeber in Form eines Auslands-*Knigge* für den richtigen Umgang mit anderen Kulturen zielen denn auch darauf ab, den Rezipienten die »richtigen Regeln« für rekurrente Kommunikationssituationen im Kontakt mit fremden Kulturen zu vermitteln. Häufig beschränken sich die Autoren auf vermeintlich allgemeingültige Listen mit »*Dos and Taboos*«, die zur ersten Orientierung in einer fremden Kultur sinnvoll sein mögen. Interkulturelle Kompetenz kann aber sicherlich nicht auf eine Anpassung an fraglos gegebene und zu befolgende Verhaltenstandards und auf ein Repertoire von bloßen Vermeidungstechniken beschränkt werden.

Dies veranschaulicht die folgende Begegnungssituation, die hier aus dem Lehrwerk *studio d* aus dem Jahre 2007 entnommen wird:

Abbildung 1: studio d B1 (2007, 126)



Das Komische dieser Darstellung beruht auf dem Effekt einer »doppelten Vermeidungsstrategie«, die die kulturtypischen Differenzen im Begrüßungsverhalten gerade nicht aufhebt, sondern paradoxerweise wieder herstellt!²

2.2 Vom beschränkten Erklärungswert von ›Kulturstandards‹ und Kulturkontrast-Modellen

Vorausgesetzt werden in der Fachdiskussion über kulturspezifische Kommunikationsstile und Formen von Höflichkeit in sehr vielen Fällen Modelle zur Beschreibung und Analyse von kulturellen Unterschieden, wie die Kulturdimensionen (Hofstede) oder Kulturstandards (Thomas). Während *Dos and Taboos* als Verhaltensvorschriften oft zu konkret formuliert sind, erscheinen diese Modelle demgegenüber zu abstrakt, um praktisch verwertbare Beschreibungen von Kulturen liefern zu können. Beispiele für polare Differenzen sind etwa: Individualismus versus Kollektivismus, Vergangenheitsorientierung versus Zukunftsorientierung, Demokratie versus Hierarchie usw. In der Anwendung auf unterschiedliche Kulturen werden generelle Typisierungen vorgenommen, die durch Korrelationen mit anderen Parametern zur Ausprägung von Kulturstandard-Profilen verschiedener Gesellschaften führen. Dazu bemerkt Heringer im Anschluss an einen Überblick über solche Modelle kritisch:

Die vorgestellten Aspekte, Kontraste und Dimensionen werden sozusagen als Basiswissen der Interkulturellen Kommunikation angesehen. Sie erscheinen eher wie kulturwissenschaftliche Beschreibungen von außen in einer scheinobjektiven Beschreibungssprache. [...] Es bleibt immer der Blick von oben und von außen. (Heringer 2004, 158)

Der Weg vom Konstrukt des Kulturstandards zum Stereotyp ist also nicht weit (ebd., 196). An der kontrastiven Gegenüberstellung vermeintlich klar abgrenz-

2 | Földes (2007, 21) nennt eine solche interkulturelle Kommunikation »invers«.

barer Kulturen wurde schon verschiedentlich Kritik laut (vgl. dazu Hinnenkamp 1994), vor allem von Vertretern des Transkulturalitätskonzepts wie Wolfgang Welsch. Als Erklärungsmodell für die interkulturelle Kommunikation scheinen solche bi-polar angelegte Modelle jedenfalls unzureichend (vgl. dazu Neuland 2008).

Dies sei an einem Beispiel aus einem Lehrwerk veranschaulicht: In *Stufen 3* aus den 1990er Jahren wird in vorgeblich eindeutiger tabellarischer Kontrastierung angeführt, wie man »hier« und »bei uns« sagt – ohne Bezug zum jeweiligen Interaktionskontext, zur Kommunikationssituation und zur Partnerorientierung im konkreten Fall.

Abbildung 2: Stufen 3 (1989, 121)

1. Bitte lesen Sie die folgenden Informationsbausteine unter a)–j) zuerst leise. Klären Sie dann den Wortschatz, und kreuzen Sie die zutreffenden Antworten an bzw. ergänzen Sie sie.





Gutes Benehmen: Was ist Ihrer Meinung nach hier (linkes Kästchen) und in Ihrem Heimatland (rechtes Kästchen) üblich?

a) Wie pünktlich muß man sein, wenn man bei Bekannten (z. B. zum Abendessen) eingeladen ist?

hier	bei uns
☐	☐
☐	☐
☐	☐
☐	☐

Hier/Bei uns ist es üblich,
 daß man etwas zu früh kommt.
 daß man ganz pünktlich ist.
 daß man nicht mehr als eine Viertelstunde später kommt.
 daß man etwa eine Stunde später kommt.

b) Bringt man den Gastgebern normalerweise etwas mit?

hier	bei uns
☐	☐
☐	☐
☐	☐
☐	☐
☐	☐
☐	☐
☐	☐
☐	☐

Es ist nicht üblich, daß man etwas mitbringt.
 Es ist üblich,
 daß man ein Geschenk mitbringt, und zwar
 Blumen.
 ein Buch.
 etwas zu essen (Pralinen, Früchte ...).
 etwas zu trinken (Wein, Likör ...).
 etwas aus dem Heimatland.
 etwas Selbstgemachtes.



c) Wie ist es, wenn man ein Geschenk übergibt?

hier	bei uns
☐	☐
☐	☐
☐	☐

Man übergibt es im Geschenkpapier.
 Man übergibt es in dem Papier mit dem Geschäftsnamen.
 Man übergibt das Geschenk ohne Papier.

2.3 Interkulturelle Kommunikation ›ohne Sprache‹?

Zudem fällt bei diesem Beispiel ein Effekt auf, den ich als interkulturelle Kommunikation ›ohne Sprache‹, also als bloße ›Realienkunde‹ bezeichnen möchte. Dies zeigen auch weitere Aufgaben zu »Begrüßungen« aus dem oben genannten Lehrwerk: Es geht um begrüßende Handreichung, kaum aber um sprachliche Begrüßungsformen. Was in der Tat in der Diskussion und vor allem in der Forschung über interkulturelle Kommunikation fehlt, ist die empirisch fun-

dierte, konkrete Beschreibung von kulturbedingten Unterschieden im Kommunikationsverhalten von Individuen und die präzise Analyse der Dynamik von interkulturellen Kommunikationssituationen und den damit verbundenen Prozessen des interaktiven Aushandelns einer angemessenen Kommunikationsebene. Hier lässt sich eine wichtige Aufgabe für kulturvergleichende Ansätze in der Linguistik und Semiotik ausmachen. Lüsebrink (2005, 176) folgert:

So liefert z.B. die noch in den Anfängen steckende vergleichende Forschung zu Kommunikationsstilen wichtige Erkenntnisse auch über den Verlauf und die potentiellen Missverständnisse in interkulturellen Kommunikationssituationen. Dies gilt etwa für Höflichkeitsstile [...].

3. HÖFLICHKEIT ALS GEGENSTANDSFELD DER INTERKULTURELLEN SPRACHDIDAKTIK

3.1 Interkulturelle Kompetenz als Leitziel und die Stellung der GER/Profile Deutsch

Mit der Entwicklung der interkulturellen Sprachdidaktik wurde die *interkulturelle Kompetenz* und noch spezifischer: die *Kommunikationsfähigkeit* zum Leitziel erhoben, und zwar zum Teil kontrastiv, zum Teil aber auch korrespondierend zur kommunikativen Kompetenz. Als Lernziele für die Sprachdidaktik werden genannt:

- Einsicht in die Kulturalität kommunikativen Handelns (also kulturelle und sprachliche Bewusstheit),
- sowie zentral: die Fähigkeit zum Fremdverstehen (als Fähigkeit zum Fremdkulturverstehen).

Auch der GER/Profile Deutsch (Glaboniat u.a. 2002, 37) greift die interkulturelle Kommunikation als Schlüsselbegriff auf.³ In einem Abschnitt zu kulturspezifischen Aspekten im Referenzrahmen wird die Bedeutung der kulturellen Adäquatheit von Äußerungsformen, insbesondere sogenannten Alltagsroutinen wie Begrüßen und Verabschieden, Bedanken oder Hilfe anbieten, hervorgehoben. Die *Termini* ›soziokulturelles Wissen‹, ›soziolinguistische Kompetenzen‹ und ›interkulturelles Bewusstsein‹ sowie ›interkulturelle Fertigkeiten‹ werden eingeführt und Skalierungen der soziolinguistischen Angemessenheit vorgenommen, in denen auch die Höflichkeit berücksichtigt wird, z.B.:

3 | Vgl. hierzu Europarat. Rat für kulturelle Zusammenarbeit: Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen. Strassburg 2001 (online unter: www.goethe.de/z/50/commeuro/deindex.htm [30.09.2010]).

- A1: Kann sehr kurze Kontaktgespräche bewältigen, in dem er/sie häufig gebräuchliche Höflichkeitsformeln der Begrüßung und Anrede benutzt, »Bitte« und »Danke« sagt.
- B1: Ist sich der wichtigsten Höflichkeitskonventionen bewusst und handelt entsprechend.
- B2: Kann sich in formellem und informellem Stil überzeugend, klar und höflich ausdrücken, wie es für die jeweilige Situation und die betreffenden Personen angemessen ist.

Angesichts dessen verwundert aber die grundsätzliche Aussage, dass sich die Niveaubeschreibungen »nicht direkt mit dem deklarativen Wissen (Weltwissen, soziokulturelles Wissen, interkulturelles Bewusstsein) in Verbindung bringen« lässt, »da dieses Wissen nichts über die effektive sprachliche Kommunikationsfähigkeit aussagt. *Profile deutsch* konzentriert sich vielmehr – wie der *Referenzrahmen* – auf die Beschreibung von Aktivitäten und Aufgaben, die nicht in einem direkten Zusammenhang mit dem Wissen stehen (Glaboniat u.a. 2002).

In der Tat ist bei den Kernbeschreibungen in den relevanten Rubriken *Interaktion mündlich* bzw. *Interaktion schriftlich* von Interkulturalität und Höflichkeit auch keine Rede mehr, bis auf die denkwürdige Ausnahme:

- A2: Interaktion mündlich: Kann in verschiedenen alltäglichen Situationen einfache Formen des Grüßens, Anredens, von Bitten, Entschuldigungen, und des Dankens anwenden. Darunter kann im Restaurant die Bedienung höflich rufen und um einen Aschenbecher bitten [fallen] (ebd., 86).

Dieses Beispiel ist wirklich von »gestern«!

Insgesamt wird der problematische Eindruck erweckt, dass im Hinblick auf die Entwicklung einer interkulturellen Didaktik noch erhebliche Diskrepanzen, wenn nicht gar Widersprüche zwischen Ansprüchen und Realisierungsformen bestehen. Eine interkulturelle Didaktik ist – trotz einiger beeindruckender Ansätze (vgl. etwa Roche 2001, Müller-Jacquier 1999, Rößler 1994) – bis heute durchaus noch nicht systematisch, das heißt für alle Lernbereiche und Kompetenzfelder entwickelt.

3.2 Sprachliche Höflichkeit Vermittlung von sprachlichem und kulturellem Wissen

In einem Deutschunterricht, der darauf abzielt, die Fähigkeit zu vermitteln, in relevanten Kommunikationskontexten angemessen kommunizieren zu können, ist die Reflexion der Besonderheiten der eigenen wie der fremden Kultur unverzichtbar. Realisierungsformen der interkulturellen Sprachdidaktik finden sich neben dem Sprachunterricht mit der Kulturgebundenheit sprachlicher Ausdrucksformen und der interkulturellen Kommunikation auch im Literaturunterricht sowie in der Landeskunde (vgl. dazu Krumm 2007).

Dabei ergibt sich allerdings oft der Eindruck einer unzureichenden Verbindung von Sprach- und Landeskundeunterricht, denn letzterer beschränkt sich oft auf die Vermittlung von reinem Sachwissen.

Als ein mögliches Bindeglied zwischen Spracharbeit im engeren Sinne und Vermittlung von kulturellem Wissen bietet sich das Thema sprachliche Höflichkeit an.

3.3 Reflektierte Höflichkeit als Lernziel

Der Umgang mit sprachlicher Höflichkeit ist für Fremdsprachenlerner besonders schwierig, insofern es hierbei nicht mehr allein um Wortschatz- und Grammatikerwerb geht, und auch nur beschränkt um den Erwerb eines Inventars von Routineformeln, obwohl ein solches zunächst eine wichtige Hilfsfunktion erfüllen kann.

Folgen wir der neueren Höflichkeitsforschung, wie sie z.B. durch den Sammelband von Lüger (2001) mit dem Titel *Höflichkeitsstile* programmatisk skizziert wird, so geht es in der didaktischen Vermittlung hauptsächlich um die Wahl der je angemessenen Stilebene, die dann durch unterschiedliche sprachliche Mittel gehalten wird. Höflichkeit ist demnach als Handlungskompetenz vor allem, aber nicht nur in interkulturellen Kommunikationssituationen zu verstehen, wobei die textuelle Einbettung und die adressatenorientierte Gestaltung höflichkeitsrelevanter Phänomene eine zentrale Rolle spielen. Das Konzept von Stil als bewusster Gestaltungsform sprachlichen Handelns integriert einzelne sprachliche Merkmale, wie z.B. die grammatische Realisierung von Sprechakten, die Verwendung von Modalpartikeln oder den Ausdruck von Direktheitsgraden. Daneben spielen aber auch merkmalsübergreifende Gesprächstaktiken, wie z.B. Fokusverschiebungen, thematische Umleitungen, Depersonalisierungen und Abschwächungen sowie die Verwendung von Witz und Ironie, eine besondere Rolle.

Im didaktischen Kontext sollte ein angemessener Umgang mit Höflichkeit daher stets auch einen Ermessensspielraum und eine Bandbreite von Entscheidungsmöglichkeiten für die sprachliche Realisierung von Höflichkeitsstilen aufzeigen. Ein solches Verständnis von Höflichkeitsdidaktik könnte von einem Lernziel ausgehen, das ich (in Anlehnung an Haferland/Paul 1996 sowie Dieckmann u.a. 2003) als *reflektierte* Höflichkeit bezeichnen möchte. Dazu gehört das Bewusstmachen unterschiedlicher Sprachhandlungsmöglichkeiten, die den Lernern die Möglichkeiten für die Arbeit am sprachlichen Detail eröffnen. Für solche Reflexionen bieten wiederum die trans- und interkulturellen Erfahrungen der heutigen Lerner hervorragende Anlässe.

Lerner haben bereits transkulturelle Vorerfahrungen über kulturtypische Umgangsformen in der Zielkultur gewonnen, sei es durch eigene Aufenthalte oder durch den Austausch im Internet. Auch haben sie ein Wissen über die Koexistenz intrakulturell unterschiedlicher Höflichkeitsformen in der eigenen Kultur und über die Folgen kulturellen Wandels erworben. Belege für diese Thesen sind auch einer kleinen Studie zu entnehmen, die ich zum Kritisieren und Komplimentieren deutsch/türkisch kontrastiv durchgeführt und auf

dem türkischen Germanistentag in Izmir vorgestellt habe. Dabei überraschte insbesondere, dass wir zwischen den beiden Probandengruppen türkischer DaF-Studierender aus Istanbul – und zwar einmal mit und einmal ohne Migrationshintergrund – in Deutschland nicht die erwarteten großen Unterschiede im Umgang mit sprachlicher Höflichkeit gefunden haben (vgl. dazu Neuland 2010b). Eine Erklärung für diesen Befund bietet ein aufschlussreicher Kommentar eines türkischen Studenten mit Migrationserfahrungen:

Ich bin 28 Jahre alt und in Nürnberg geboren (türkische und deutsche Staatsangehörigkeit). Kurzum kann gesagt werden, dass ich Bilingualist bin und Bikulturalität aufweise. Ich bin der festen Überzeugung, dass sich in einer globalisierten Welt Menschen mit solchen »Kriterien« den Anfang eines Meilensteins ausmachen, weil sie die Brücke zwischen Kulturen sind. Ich kann mit Gewissheit und reinen Herzens sagen, dass ich weder Deutscher noch Türke bin [...]. Ich schätze mich als glücklich, wie ich zwei Kulturen ganz gut kenne und Menschen verbinden kann.

4. EIN BLICK IN DIE LEHRWERKWIRKLICHKEIT

Werfen wir nach dieser programmatischen Sicht nun einen Blick in die derzeitige Lehrwerkwirklichkeit (vgl. zum Folgenden Neuland 2010b).

4.1 Analysemöglichkeiten

Die Suche nach entsprechenden Lehrwerkeinheiten und deren kritische Analyse kann nach unterschiedlichen Kriterien erfolgen:

- unter welchem thematischen Stichwort wird sprachliche Höflichkeit verhandelt,
- finden wir selbständige Einheiten oder eher eine integrative Behandlung,
- sind die Beispiele auf Mündlichkeit oder Schriftlichkeit bezogen,
- werden produktive, rezeptive, interaktive, analytische oder auch reflexive Kompetenzen angesprochen,
- welche Textsortenauswahl wird vorgenommen,
- welche Situationskontexte und Gesprächspartner werden ausgewählt,
- werden intrakulturelle Unterschiede beachtet,
- mit welchen Übungsformen wird gearbeitet,
- ist ein Progression erkennbar,
- werden Listen mit Redemitteln angegeben,
- welche grammatischen Bereiche werden angesprochen etc.?

Eine solche Analyse kann hier zwar nicht systematisch erfolgen; gleichwohl werden einige der Kriterien im Folgenden mitberücksichtigt, wenn es um die vordringliche Frage nach möglichen Entwicklungstendenzen bei der Behandlung des Themas sprachliche Höflichkeit in DaF-Lehrwerken geht.

4.2 Entwicklungstendenzen

Aufschlussreich erscheint als leitende Fragestellung, ob in den letzten 30 Jahren, das heißt seit dem ersten Höhepunkt der Höflichkeitsforschung und der kontrastiven Pragmatik in den 80er und 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, Veränderungen in der Thematisierung von sprachlicher Höflichkeit in DaF-Lehrwerken zu erkennen sind, ob also der Renaissance des Bedarfs im Alltag (siehe Kapitel 1) und dem Aufschwung der neuen Höflichkeitsforschung auch eine entsprechende didaktische Berücksichtigung folgt. Diese Frage haben wir durch eine kleine Auswahl von Lehrwerken aus den 1980er und den 90er Jahren sowie den Jahren 2000 bis heute zu beantworten versucht.

- Lehrwerke der ersten Generation (1980-1990):
 - *Sprachbrücke*
 - *Stufen*
- Lehrwerke der zweiten Generation (1990-2000):
 - *Sichtwechsel neu 3*
 - *Themen neu 3*
- Lehrwerke der dritten Generation (2000-2010):
 - *studio d*
 - *optimal*
 - *Berliner Platz*

Zusammenfassend können folgende Tendenzen als Ergebnisse der stichprobenhaften Analyse festgehalten werden:

Lehrwerke der ersten Generation (1980-1990) enthalten eine ertragreiche Ausbeute eigenständiger Unterrichtseinheiten, für die hier das Beispiel *Höflichkeit und Etikette* im Lehrwerk *Stufen* (1986ff.) im Umfang von ca. 20 Druckseiten angeführt werden soll. Zehn Aufgaben sind den Aspekten Wortschatz, Wortbildung und Redemittel gewidmet, eine umfangreiche Aufgabe dem Informationsaustausch und drei Aufgaben der Grammatik mit dem Schwerpunkt Konjunktiv II.

Für die Einübung von Redemitteln werden u.a. *Multiple-Choice*-Aufgaben präsentiert, deren Auswahlantworten nicht gerade wirklichkeitstreu sind:

Abbildung 3: Stufen 3 (1989, 116)

i) Was sagen Sie, wenn Sie aus dem voll besetzten Bus aussteigen möchten?	
☐	Gehen Sie mal weg!
☐	Ich will hier durch!
☐	Gestatten Sie, bitte!
☐	Dürfte ich mal vorbei?
☐	Darf ich mal bitte durch?
☐	Würden Sie mich bitte mal durchlassen?
☐	Gehen Sie doch mal zur Seite!

Wie auch schon das in Kapitel 2.2 aus diesem Lehrwerk angeführte Beispiel zum Informationsaustausch zeigte, liegt vielen Aufgaben in Orientierung an die damals vorherrschende kontrastive Grammatik ein bipolares Kulturkontrastmodell zu Grunde, das in tabellarischer Auflistung zwischen »hier« und »bei uns« unterscheidet.

Auch im Lehrwerk *Sprachbrücke 1* (1987) findet sich zur Höflichkeit ein eigenständiges Kapitel, *Menschliches – allzu Menschliches*, das Aufgaben enthält wie: »Höflich – aber unverständlich« (A1), »Höflich oder unhöflich?« (A3), »Höflich sein = lügen?« (B1). Es geht weiterhin um »Wahrheiten – nicht ausgesprochen« (B3), auch beim »Schimpfen« (B5), womit auf das ethische Problem von Höflichkeit und Wahrhaftigkeit angespielt wird.

Abbildung 4: Sprachbrücke 1 (1987, 196)



In der folgenden Generation, für die hier die beiden Lehrwerke *Themen neu 3* (1994) sowie *Sichtwechsel neu 3* (1996) stehen mögen, sucht man vergeblich nach eigenständigen Lehreinheiten. *Themen neu 3* bietet zwar ein Kapitel über sprachliche Konventionen, in dem u.a. Anredeformen behandelt sowie Rollenspiele mit Hilfe von Redemitteln durchgeführt werden sollen. Daneben geht es aber auch um *Männer- und Frauensprache* und um *Sprache der Gefühle*, so dass sich der Eindruck eines »Gemischtwarenladens« einstellt. In einer Aufgabe sollen vorgegebene Äußerungen im Hinblick auf Höflichkeitsgrade eingesetzt werden, allerdings ohne Berücksichtigung von Adressaten und Situationstypen, z.B.:

Dürfte ich bitte mal das Salz haben?

Das Salz!

Ich brauche mal das Salz. (S. 71)

Im Lehrwerk *Sichtwechsel neu 3* stoßen wir in einem Unterkapitel auf das Stichwort »höflich« mit der Aufgabenstellung, in vorgegebenen Situationen erwartungsgemäße und zugleich höfliche Antworten zu formulieren (S. 87), ohne dass weitere Begründungen und Reflexionen angeregt werden.

Wie geht nun die Entwicklung nach der Jahrhundertwende weiter? Dazu lässt sich überblicksartig festhalten, dass die Tendenz zur Integration des Themas weiter zuzunehmen scheint. Im Lehrwerk *Berliner Platz* finden wir in einem Kapitel über Jung und Alt, Unterkapitel *Im Alltag*, die Aufgabe »Fragen besonders höflich formulieren«, die mit Hilfe einer vorgegebenen Liste von Redemitteln gelöst werden soll. In einem Abschnitt über Essgewohnheiten finden sich Beispiele für das Komplimentieren (z.B. »Mensch, ich habe gar nicht gewusst, dass du so gut kochen kannst?«) immerhin in dialogischer Einbettung (»Ach, weißt du, ich koche einfach gern«), die von den Lernern zu rekonstruieren ist (S. 30). Ähnliche disparate Beispiele finden wir in den Lehrwerken *Aspekte* und *Optimal*.

Betrachten wir nun zum Abschluss das Lehrwerk *studio d* mit Beispielen aus dem Kapitel *Peinlich – Peinlich*, das aufschlussreich für die künftige interkulturelle Entwicklung von Lehrwerken scheint. Nach einer Einleitung über *Pleiten, Pech und Pannen* (1) wird gefragt »Was sagt der *Knigge*?« (2). Leider beziehen sich die Ausführungen nur auf allgemeines Verhalten, und die darauf bezogene sprachliche Übung (Nebensätze mit obwohl) ist nicht sonderlich mit dem Inhalt verbunden. Im nächsten Schritt geht es um *Knigge international* (3), wobei u.a. »*Smalltalk*-Regeln« für »Andere Länder, andere Sitten« nach dem Arm-Zonen-Modell des Biologen Desmond Morris angeführt werden (z.B. sei alles Private in »Ellenbogenländern« ein treffendes *Smalltalk*-Thema, während in »Fingerspitzen-Staaten« Gespräche über das Privatleben teilweise tabu seien; S. 125). Auch die folgenden Beispiele für *Critical Incidences*, von denen wir bereits eines in Kapitel 2.1 demonstriert haben, legen nahe, dass den Aufgabenstellungen immer noch ein Kulturkontrastmodell zu Grunde liegt, wenn z.B. gefragt wird: »Worauf müssen Ausländer in ihrem Land achten, formulieren sie Ratschläge z.B. das macht man bei uns nicht ... bei uns sollte man«.

4.3 Desiderate

Sowohl die Tendenz zur Integration als auch die zur Interkulturalisierung von sprachlicher Höflichkeit in Lehrwerken sind zunächst einmal begrüßenswert. Doch ist zugleich auf folgende Probleme hinzuweisen:

- *Integration* kann auch zur Diffusion und Zersplitterung eines didaktischen Gegenstandsfelds beitragen und systematisches Sprachlernen und den gezielten Aufbau von Sprach- und Kulturbewusstheit erschweren.
- *Interkulturalisierung* sollte sich nicht nur auf Kommunikationsprobleme und -konflikte (*Critical Incidences*) beschränken, die im Ergebnis zum Vermeidungslernen führen. In Lehrwerken der Höflichkeitstheorie sollte also nicht nur negative, sondern auch positive Höflichkeit behandelt werden. Dies kann

dazu beitragen, dass sprachliche Höflichkeit zum Normalfall in einer »Sprache der Weltgesellschaft« wird (Macho 2002, in Kapitel 1.2).

- Vor allem stimmt der *linguistische* Bezugsrahmen auch in den neueren Lehrwerken bedenklich: Es herrschen weiterhin fragwürdige Kulturkontrastmodelle und Stereotypisierungen vor (vgl. Kapitel 2.2), während neuere Forschungsimpulse der linguistischen Pragmatik und Stilistik ebenso wie die Aktualisierungen in den neuen Anwendungsfeldern (vgl. Kapitel 1.3) noch kaum aufgegriffen werden.
- Bis zur Realisierung des Lernziels der *reflektierten* Höflichkeit im DaF-Unterricht ist es noch ein weiter Weg.⁴ Die meisten Unterrichtsvorschläge bleiben bei der bloßen Auflistung von Redemitteln stehen, ohne Anregungen zu geben, deren Wirkung bei unterschiedlichen Adressaten und in unterschiedlichen Situationskontexten zu reflektieren.

Diese Desiderate sollten bei der künftigen Lehrwerkentwicklung als produktive Herausforderung angesehen werden.

LITERATUR

- Besch, Werner (²1998): Duzen, Siezen, Titulieren. Zur Anrede im Deutschen heute und gestern. Göttingen [¹1996]
- Bolten, Jürgen (2007): Einführung in die interkulturelle Wirtschaftskommunikation. Göttingen
- Brown, Penelope/Levinson, Stephan (1987): Politeness. Some universals in language usage. Cambridge
- Der Deutschunterricht (2008): Interkulturelle Kommunikation – Interkulturalität, H. 5 (hg. v. Bernd Müller-Jacquier u. Eva Neuland)
- Dieckmann, Walther u.a. (2003): Sprachliche Höflichkeit. In: Praxis Deutsch 178, S. 1-12
- Ehrhardt, Claus/Neuland, Eva (2009): Sprachliche Höflichkeit in interkultureller Kommunikation und im DaF-Unterricht: Zur Einführung. In: Dies. (Hg.): Höflichkeit in interkultureller Kommunikation und im DaF-Unterricht. Frankfurt a.M., S. 7-27
- Erndl, Rudolf (1998): Höflichkeit im Deutschen. Konzeption zur Integration einer zentralen Gesprächskompetenz im Deutsch als Fremdsprache-Unterricht. Fachverband Deutsch als Fremdsprache. Regensburg
- Földes, Csaba (2007): Interkulturelle Kommunikation. Positionen zu Forschungsfragen, Methoden und Perspektiven. Veszprém/Wien
- Glaboniat, Manuela u.a. (2002): Profile deutsch. Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen. Berlin u.a.

4 | Anregungen dazu im Themenheft »Interkulturelle Kommunikation – Interkulturalität« der Zeitschrift »Der Deutschunterricht« (2008) sowie im Sammelband Ehrhardt/Neuland 2009.

- Haferland, Harald/Paul, Ingwer (1996): Eine Theorie der Höflichkeit. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 52, S. 7-69
- Heringer, Hans Jürgen (2004): Interkulturelle Kommunikation. Tübingen
- Kotthoff, Helga (2003): Aspekte der Höflichkeit im Vergleich der Kulturen. In: Muttersprache 4, S. 289-306
- Lüger, Heinz-Helmut (Hg., ²2002): Höflichkeitsstile. Frankfurt a.M. [¹2001]
- Lüsebrink, Hans-Jürgen (2005): Interkulturelle Kommunikation. Stuttgart
- Macho, Thomas (2002): Höflichkeit als Sprache einer Weltgesellschaft? Eine Einführung. In: Brigitte Felderer/Ders. (Hg.): Höflichkeit. Aktualität und Genese von Umgangsformen. München, S. 9-25
- Müller-Jacquier, Bernd (1999): Kommunikation und Fremdsprachendidaktik. Studienbrief Kulturwissenschaft. Universität Koblenz-Landau
- Neuland, Eva (2008): Sprachliche Höflichkeit – eine Schlüsselkompetenz für die Interkulturelle Kommunikation. In: Renate Riedner/Siegfried Steinmann (Hg.): Alexandrinische Gespräche. Forschungsbeiträge ägyptischer und deutscher Germanistik. München, S. 169-185
- Dies. (2010a): Sprachdidaktik: Positionen und Perspektiven zwischen Kulturalität und Transkulturalität. In: Ryoza Maeda (Hg.): Transkulturalität. Identitäten im neuen Licht. Asiatische Germanistentagung 2008. Tokyo (im Druck)
- Dies. (2010b): Kritisieren und Komplimentieren: Ergebnisse kontrastiver Studien deutsch-türkisch zum Umgang mit sprachlicher Höflichkeit. Türkischer Germanistentag Izmir 2009
- Roche, Jörg (2001): Interkulturelle Sprachdidaktik. Eine Einführung. Tübingen
- Rösler, Dietmar (1994): Deutsch als Fremdsprache. Stuttgart
- Vorderwülbecke, Klaus (2002): Höflichkeit in Linguistik, Grammatik und DaF-Lehrwerk. In: Lüger ²2002, S. 27-45
- Watts, Richard/Ide, Sachiko/Ehlich, Konrad (Hg., ²2005): Politeness in language. Studies in its history, theory and practice. Berlin [¹1992]

LEHRWERKE

- Aufderstraße, Hartmut (1994): Themen neu 3. Bd. 3. Ismaning
- Bachmann, Saskia u.a. (1996): Sichtwechsel neu 3. Text- und Arbeitsbuch. München
- Funk, Hermann u.a. (2007): studio d B1. Deutsch als Fremdsprache. Berlin
- Hog, Martin u.a. (1984): Sichtwechsel. Elf Kapitel zur Sprachsensibilisierung. Stuttgart
- Lemke, Christiane u.a. (2004): Berliner Platz 3. Bd. 3. Berlin u.a.
- Mebus, Gudula u.a. (1987/89): Sprachbrücke. Deutsch als Fremdsprache. Bd. 1/2. Stuttgart
- Müller, Martin u.a. (2004/05): optimal A1-3. Bd.1-3. Berlin u.a.
- Vorderwülbecke, Anne u.a. (1989): Stufen 1-3. München

Konrads von Megenbergs *Buch der Natur* als germanistisch-mediävistisches Paradigma für einen innovativen, interkulturellen akademischen Unterricht

THOMAS BEIN

Abstract

This article presents possibilities for making the academic teaching in the field of German medieval studies attractive and for keeping it up-to-date. For these purposes, the Middle High German *Book of Nature* by Konrad of Megenberg (1309-1374) dating from the 14th century provides suitable means. Like few others, the book as the first encyclopedia in the German language can be regarded as an ›intercultural intertext‹. Konrad's *Book of Nature* draws upon the knowledge of centuries of natural history and natural philosophy. The numerous short articles reveal the complexity of cultural history combining Oriental pagan and Western Christian traditions.

Dieser Beitrag ist nicht zuletzt motiviert durch drängende Fragen wie diese: Welchen Stellenwert hat die Germanistische Mediävistik in aktuellen ›germanistischen‹ Studiengängen? Welche Kompetenzen soll ein Teilfach wie die Germanistische Mediävistik vermitteln?

Am Beispiel eines faszinierenden mittelalterlichen ›Intertextes‹, des frühneuhochdeutschen *Buchs der Natur* Konrads von Megenberg aus der Mitte des 14. Jahrhunderts (ca. 1348-1350), möchte ich verdeutlichen, welche Chancen die Lektüre und Analyse eines solchen Textes für einen modernen, attraktiven text- und kulturgeschichtlichen Unterricht im Rahmen eines Germanistik-Studiums bietet.

Dass ein solcher Beitrag in einer *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* (ZiG) erscheint, überrascht auf den ersten Blick vielleicht. Das liegt daran, dass der Begriff ›Interkulturalität‹, schaut man sich in der entsprechenden Fachliteratur um, einerseits recht neu und von daher noch wenig definitorisch gefestigt ist; so schreiben die Herausgeber der ZiG im *Editorial* zur ersten Ausgabe 2010:

»Dass man nicht immer weiß, wovon eigentlich gesprochen wird, hängt mit der Vielstimmigkeit dieser Rede zusammen.« Andererseits weist ›Interkulturalität‹ eine gewisse sprachwissenschaftliche Lastigkeit auf (vgl. Földes 2009), meist verbunden mit schulpolitischen Forderungen nach Integration von Schüler/innen mit Migrationshintergrund (vgl. Auernheimer 2008). Darum geht es mir hier nicht.

Wenn ich das *Buch der Natur* (im Weiteren: »BdN«) als einen interkulturellen Text oder Intertext bezeichne, dann meine ich damit Folgendes: Das *Buch der Natur* ist wie kein anderes ein Dokument kultureller Längs- und Querschnitte. Es vereint – als ein mit zahlreichen Intertextualitätsmarkern durchsetztes Zitatengewebe – antikes und hochmittelalterliches Wissen sowie nahöstlich-muslimisches und westlich-christliches in stupender ›Harmonie‹. Sich damit auseinander zu setzen, öffnet Horizonte, schärft den historiografischen Blick und regt an, über Vorurteile nachzudenken.

1. DIE AKTUELLEN AKADEMISCHEN RAHMENBEDINGUNGEN

Spätestens seit der »Bologna-Reform« und der Einführung der Bachelor- und Masterstudiengänge (deren Struktur auch auf die alten Lehramtsstudiengänge übertragen wird) sehen sich insbesondere die Geisteswissenschaften – unter ihnen selbstverständlich auch die Germanistik – (wieder einmal) Legitimationszwängen ausgesetzt. Insbesondere war und ist die Verankerung der ›Älteren Germanistik‹ in BA-/MA- und Lehramtsstudiengänge kein leichtes Unterfangen (gewesen). Das politische Zauberwort der ›Schlüsselqualifikation‹ stellt(e) viele traditionelle Studieninhalte in Frage. So musste sich der Autor dieses Beitrags etwa im Zuge der Akkreditierung des Lehramtsstudiengangs Deutsch an der RWTH Aachen fragen lassen, welchen tieferen Sinn es habe, dass sich angehende Deutschlehrerinnen und -lehrer mit unverständlichen und weltfernen Texten des Mittelalters beschäftigen müssen. Solche Fragen sekundieren vielen Studierenden, die, getrieben von Zeitdruck, Studiengebühren und engem *Input-Output*-Denken, ebenfalls an der Relevanz und ›Notwendigkeit‹ altgermanistischer Lehrinhalte (ver-)zweifeln.

Als Fachvertreter bezieht man selbstverständlich eine andere Position, schon aus Gründen der Selbsterhaltung. Dennoch ist es nötig, auf die veränderten Rahmenbedingungen und die veränderten studentischen Perspektiven angemessen zu reagieren. Das kann und muss auf vielerlei Wegen geschehen, darunter sicher auch hochschulpolitischen.

Hier aber möchte ich einen anderen Weg skizzieren. Es geht mir darum, zu zeigen, welche neuen Akzente ein germanistisch-mediävistischer Unterricht setzen kann, der sich zumindest partiell von traditionellen Inhalten löst und neuen Quellenparadigmen zuwendet. Den folgenden Ausführungen liegen mehrjährige praktische Lehr-Erfahrungen mit solchen ›neuen‹ Quellen zugrunde. Ich richte mich einerseits an Kolleginnen und Kollegen, die Interesse daran haben, den altgermanistischen Unterricht auch einmal mit anderen The-

men als dem Minnesang oder dem *Nibelungenlied* zu füllen, und andererseits an Studierende unseres Faches, um sie darauf hinzuweisen, welche Möglichkeiten es gibt, sich quellenorientiert (und mit nicht wenig Unterhaltungswert) mit den verschlungenen Pfaden unserer Kultur-Geschichte auseinanderzusetzen. Ich habe besonders mit Blick auf die letztere Rezipientengruppe einen größeren Fußnotenapparat eingerichtet, der viele einschlägige Verweise auf Material enthält, das für ein selbstständiges Weiterarbeiten geeignet ist.

2. DIE CHANCEN DER FACHLITERATUR

Im Laufe der Geschichte der Disziplin ›Germanistik‹ hat es zahlreiche Paradigmenwechsel sowohl methodologischer als auch quellentypischer Art gegeben. Zwar waren bereits die Anfänge im frühen 19. Jahrhundert von der Suche nach und der editorischen Aufbereitung von herausragenden ›poetischen‹ Meisterwerken dominiert, doch widmeten sich die Brüder Grimm und ihre Fachkollegen mit ähnlicher Intensität auch ganz anderen Quellen, etwa Rechtstexten, Legenden, Heiligenviten, religiösen Texten unterschiedlichster Art und auch der Fachliteratur¹ im engeren Sinne, darunter besonders enzyklopädisch aufbereiteten naturkundlichen Texten.²

Einen Höhepunkt erlebte diese Aufarbeitung volkssprachlicher Fachliteratur 1861 durch die Edition von Konrads *Buch der Natur* durch Franz Pfeiffer (1815-1868). Dieser hatte den gewaltigen Wert des Buches erkannt: »[...] denn einem Werke, das eine frühere Zeit so hoch gehalten hat, muss ein mehr als bloss verübergewandter Werth inne wohnen« (Pfeiffer 1994, VI). Und weiter:

Der Inhalt des Buches ist, wie man sieht, mannigfaltig und belangreich genug, um nach verschiedenen Seiten hin die Aufmerksamkeit zu erregen. Gewiss verdient es, vor vielen anderen Denkmälern des Mittelalters, der Gegenwart näher gerückt zu werden, und schon als erste deutsche populäre Naturgeschichte darf es auf Beachtung Anspruch machen in einer Zeit, die den Naturwissenschaften die ausgedehnteste, nachhaltigste Pflege zu Theil werden lässt. (Ebd., VII)

Nun war eine der bedeutendsten wissenschaftsgeschichtlichen Quellen einem universitären, vielleicht auch außeruniversitären Publikum leicht zugänglich und durch ein beachtliches Spezialglossar auch lexikografisch und semantisch erschlossen. Die Edition leitete aber (leider) nicht einen Siegeszug der Fachliteratur in den Kanon germanistischer Textwelten ein. Im Gegenteil: Mehr und mehr wurde diese Art von Textkultur aus dem akademischen Unterricht ausgeschlossen (sie galt teilweise gar als verpönt), und ihr gewidmete wissen-

1 | Vgl. zur ersten gattungstypologischen Orientierung Friedrich 1997; ferner: Assion 1973, Wolf 1987; die aktuellste monografische Aufbereitung für ein studentisches Publikum: Haage/Wegner 2007.

2 | Z.B. Plant/Rowlands/Burkhart 1972 u. Gottschall/Steer 1994.

schaftliche Studien wurden immer rarer. Bis in die 1960er Jahre ›dümpelte‹ die deutschsprachige Fachliteratur stiefmütterlich behandelt vor sich hin. Nur wenige Pioniere, darunter der Fachkollege Gerhard Eis und der äußerst umtriebige Medizinhistoriker Gundolf Keil, arbeiteten hartnäckig an der Erschließung der so wichtigen kulturgeschichtlichen Quellen weiter. Mit den Paradigmenwechseln im Zuge der Neukonstituierung der Germanistik in der ›Nach-1968er-Zeit‹ erhielt die Fachliteratur eine neue Chance.³ Der Textbegriff wurde erheblich erweitert: Nun rückten auch ›unschöne‹ Texte in den Fokus der Philologen (Jauß 1968) und solche wie die enzyklopädischen Mikrotex te im *Buch der Natur* (z.B. über das Gehirn, den Hasen, die Petersilie, das Einhorn usw.).

Prosatexte vielfältiger Art und ihre Überlieferung erweiterten das Quellspektrum.⁴ Das Würzburger Medizinhistorische Institut unter der Leitung Keils⁵ konnte der volkssprachlichen Wissenschaftsprosa des Mittelalters mehr und mehr Beachtung verschaffen. Eine Menge neuer Texteditionen und Fachprosastudien entstanden. Hier herausgehoben seien die Editionen des *Lucidarius* (1994) und des *Buch der Natur* (2003) von Georg Steer und Robert Luff. Mit Blick auf Konrad verfügen wir somit neben der Pionierausgabe von Franz Pfeiffer nun auch über eine modernen Prinzipien verpflichtete Neuausgabe (Bein 2008). Wünschenswerter können Rahmenbedingungen für die Beschäftigung mit Texten – in Forschung und Lehre – nicht sein.

Hinzu kommt, dass die Ausgabe von Pfeiffer als Pdf-Datei bei *Google-Books* kostenlos herunterzuladen ist.⁶ Zwar stellt sie nach Erscheinen der steer-luff-

3 | Das schlug sich schon bald in einem Lehrbuch nieder: Assion 1973.

4 | Vgl. besonders die Arbeiten von Kurt Ruh und seinen Schülern; zur ersten Information lesenswert: Überlieferungsgeschichtliche Prosaforschung. Beiträge der Würzburger Forschergruppe zur Methode und Auswertung. Hg. v. Kurt Ruh. Berlin 1985.

5 | Hinzuweisen ist auf die reich bestückte Schriftenreihe: Würzburger medizinhistorische Forschungen, unter Mitwirkung von Josef Domes, Erhart Kahle, Peter Proff und Christoph Weißer hg. v. Gundolf Keil. Würzburg 1975ff. – Weitere Titel: Fachliteratur des Mittelalters. Festschrift für Gerhard Eis. Hg. von Gundolf Keil, Rainer Rudolf u.a. Stuttgart 1968. Fachprosaforschung. Acht Vorträge zur mittelalterlichen Artesliteratur. Hg. v. Gundolf Keil u. Peter Assion. Berlin 1974. – Ein für unser Thema einschlägiger Beitrag sei schon an dieser Stelle genannt: Johannes G. Mayer: Konrad von Megenberg und Paracelsus. Beobachtungen zu einem Wandel in der volkssprachlichen naturwissenschaftlichen Literatur des späten Mittelalters. In: Würzburger Fachprosa-Studien. Beiträge zur mittelalterlichen Medizin-, Pharmazie- und Standesgeschichte aus dem Würzburger medizinhistorischen Institut. Michael Holler zum 60. Geburtstag. Hg. v. Gundolf Keil. Würzburg 1995, S. 322-335.

6 | http://books.google.com/books?id=R_EEAAAAYAAJ&oe=UTF-8 [30.09.2010]; der Text ist auch als Txt-Datei zugänglich: <http://titus.uni-frankfurt.de/texte/etcs/germ/mhd/konrmeg/konrm.htm> [30.09.2010]. Zudem findet sich eine kunstvollgestaltete und vollständige Ausgabe mit farbigen Abbildungen aus der Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel im Internet unter: <http://diglib.hab.de/wdb.php?dir=inkunabeln/45-1-phys-2f> [30.09.2010]: Hie nach volgt das buch der natur. innhaltende zum ersten vo[n] eigenschafft vnd natur deß menschen. Darnach von der natur vn[d] eigenschafft

schen Neuedition nicht mehr die ›erste‹ Wahl dar, doch hat sich gezeigt, dass die Differenzen im Detail nicht allzu groß sind,⁷ so dass es insbesondere für Schülerinnen/Schüler und Studierende nach wie vor möglich und auch wissenschaftlich vertretbar ist, über die alte Ausgabe einen guten Einblick in Struktur und Inhalt des *Buches der Natur* zu gewinnen (die neue Edition ist überdies so teuer, dass sie vornehmlich nur von Bibliotheken wird angeschafft werden können).⁸

Der Text liegt also bereit – man muss ihn nur zu lesen beginnen. Ich habe an der RWTH Aachen seit rund einem Jahrzehnt immer wieder das *Buch der Natur* in meinen akademischen Unterricht integriert – neben den ›Klassikern‹ Minnesang, höfische Epik oder Sangspruch-Dichtung. Der Erfolg war und ist groß. Studierende erkennen schnell das immense Potenzial und die (zumindest auf den ersten Blick so wirkende) Unmittelbarkeit des Textes; seine Realitätsreferenz erzeugt produktives Erstaunen, Sich-Wundern, Nachfragen. Der Wechsel von zum Lachen reizenden abstrusen bis ›abenteuerlichen‹ Vorstellungen (z.B. von der Funktionalität der Gebärmutter) mit erstaunlich ›modern‹ anmutenden Wahrnehmungen relativiert den eigenen Standort, regt an, über Möglichkeiten und Grenzen der Erkenntnis überhaupt zu reflektieren und sich Gedanken darüber zu machen, wie so etwas wie ›Wissenschaft‹ funktioniert. Gleichzeitig kann über die gerade für Anfänger recht einfache Prosasprache Konrads auf sprachliche Eigenheiten des Frühneuhochdeutschen hingewiesen werden und weiter auf zaghafte Ansätze zu einer deutschen Fachsprache.⁹

deß hymels. d[er] tier. des gefügels. der kreüter. d[er] stein. vn[d] von vil andern natürlichen dingen / Cunrat [von Megenberg]. [Electronic Ed.]. Augspurg: Schönsperger 1499.

7 | In meiner Rezension der Neuausgabe habe ich folgendes Fazit gezogen: »Wer sich über die enzyklopädischen Texte Konrads von Megenberg informieren will, wer wissen will, welche Themen wie behandelt werden, war mit Pfeiffers Ausgabe gut bedient – und ist dies nach wie vor, denn die neue Ausgabe bietet keinen essentiell anderen oder ›besseren‹ Text. Was die neue Ausgabe freilich leistet (aber erst in Band I erläutern wird), ist eine fundiertere Entscheidung für die Basishandschrift, gewonnen durch eine über Pfeiffer weit hinausgehende Beschäftigung mit der Überlieferung, deren Geschichte durch ausgewählte Referenzlesarten im Apparat zum ersten Mal präsent ist – wenn auch sicherlich in dieser Weise schwer zu durchschauen« (Bein 2008, 101).

8 | Ich werde im Folgenden die Pfeiffer-Ausgabe zitieren, da sie für die hier anvisierten didaktischen Ziele völlig ausreichend ist. Für tiefgehende philologische Studien sollte man die neue Ausgabe heranziehen.

9 | Vgl. Manfred Günter Scholz: Quellenkritik und Sprachkompetenz im ›Buch der Natur‹ Konrads von Megenberg. In: Festschrift für Walter Haug und Burghart Wachinger. Hg. v. Johannes Janota u.a. Tübingen 1992, S. 925-941. Bernhard Dietrich Haage: Wissenstradierende und gesellschaftliche Konstituenten mittelalterlicher deutscher Fachsprache. In: Fachsprachentheorie. Bd. 1: Fachsprachliche Terminologie, Begriffs- und Sachsysteme, Methodologie. Hg. v. Theo Bungarten. Tostedt 1993, S. 228-268. Nina Berend: Konrad von Megenberg ›Buch der Natur‹: Schriftsprachliche Varianten im Deutsch des 14. Jahrhunderts als Ausdruck für regionales Sprachbewußtsein

Fachliteratur – und insbesondere das *Buch der Natur* – stellt eine große Chance für einen akademischen Unterricht dar, der kulturgeschichtliche Studiengänge (in einem umfassenden Sinne verstanden) versorgt. Die Germanistik ist eine Textwissenschaft; Texte sind kulturelle Artefakte in Raum und Zeit und somit kulturgeschichtliche Quellen. Der Textwissenschaftler und -historiker wertet seine spezifischen Quellen mit immer wieder neu konturierten Methoden aus, und diese Auswertung – man mag auch sagen: Analyse oder etwas traditioneller: Interpretation – geschieht nicht um ihrer selbst willen, sondern steht im Dienst einer umfassenden historiografischen Aufgabe der Menschheit: zu sichern und zu verstehen versuchen, woher man kommt, um besser einschätzen zu können, wohin man geht.¹⁰

Es gibt viele Textquellen, die für diese Aufgabe zu untersuchen sind – *einen* Typ stellt die (enzyklopädische) Fachliteratur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit dar.¹¹ Sich mit ihr zu beschäftigen, ist besonders für Studierende von großem Wert, denn sie sollen ja während ihrer universitären Ausbildung (die im Falle eines ›Germanistikstudiums‹ ja keine Berufsausbildung ist¹²) vielfältige Sprach- und Kulturkompetenzen erwerben: Sie sollen verstehen lernen, welche Geschichte ihre Muttersprache hat, sie sollen die Bedeutung des gewaltigen medialen Schritts von der Mündlichkeit in die Schriftlichkeit erkennen, sie sollen die üppigen Leistungen des Schriftmediums für die Entwicklung zahlreicher kultureller Räume (im wörtlichen und übertragenen Sinn verstanden) ermessen können, sie sollen einschätzen lernen, welchen Ort sie selbst in welchem interkulturellen Netzwerk besetzen und wie sich dieses Netzwerk über viele Jahrhunderte bis Jahrtausende entwickelt hat.

und dessen Reflexion. In: Das Frühneuhochdeutsche als sprachgeschichtliche Epoche. Werner Besch zum 70. Geburtstag. Hg. v. Walter Hoffmann. Frankfurt a.M. [u.a.] 1999, S. 43-58. Almut Schneider: Auffassungen von der Herkunft der Sprachen in deutschen Texten des Mittelalters. In: Internationalität nationaler Literaturen. Beiträge aus dem ersten Symposion des Göttinger Sonderforschungsbereichs 529. Hg. v. Udo Schöning unter Mitwirk. v. Beata Weinhagen u. Frank Seemann. Göttingen 2000, S. 148-162.

10 | Hinweise zu methodologischen Fragestellungen: Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie. Hg. v. Martin Huber u. Gerhard Lauer. Tübingen 2000. Claudia Brinker-von der Heyde: Mentalität, historische Anthropologie und Literatur. Zu den Möglichkeiten und Grenzen der Interdisziplinarität in der Mediävistik. In: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 12 (2000), S. 65-81.

11 | Vgl. zahlreiche einschlägige Beiträge zur Textsorte in: Enzyklopädien der Frühen Neuzeit. Beiträge zu ihrer Erforschung. Hg. v. Franz Eybl u.a. Tübingen 1995.

12 | Zumindest nicht im Falle der BA-/MA-Studiengänge; aber auch die Lehramtsstudiengänge vermitteln zunächst einmal eine Text-Kultur-Kompetenz – eine spezifisch berufsorientierte Ausbildung übernimmt der Bereich der Fachdidaktik und Pädagogik.

Frontispiz der Ausgabe von 1861

DAS
BUCH DER NATUR

VON
KONRAD VON MEGENBERG.

**DIE ERSTE NATURGESCHICHTE IN
DEUTSCHER SPRACHE.**

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. FRANZ PFEIFFER,

**K. K. O. Ö. PROFESSOR DER DEUTSCHEN SPRACHE UND LITTERATUR AN DER
UNIVERSITÄT ZU WIEN, DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
WIRKLICHEM, DER K. BAYER. AKADEMIE ZU MÜNCHEN AUSWÄRTIGEM
MITGLIEDE.**



VERLAG VON KARL AUE IN STUTTGART.

MDCCCLXI.

3. DAS *BUCH DER NATUR* – EIN INTERKULTURELLER INTERTEXT¹³

Konrads von Megenberg *Buch der Natur* ist in herausragender Weise geeignet, den Erwerb solcher (inter-)kultureller Kompetenzen zu fördern. Denn: Wie in nur wenigen anderen Fällen können wir die zahlreichen (oft weniger als eine Druckseite umfassenden) Texte im *Buch der Natur* als ›Fenster‹ in reiche, vielfältige Kulturtraditionen betrachten. Indem wir die Texte lesen, bemühen wir uns, durch diese Fenster hindurch zu schauen – was nicht einfach, aber lohnenswert ist. Die Fenster sind teilweise blind, zerkratzt, verschmutzt, teilweise geben sie das, was hinter ihnen ist, nur verzerrt und prismenartig gebrochen wieder. All unsere philologischen und hermeneutischen Bemühungen dienen dem Zweck, die Text-Fenster durchsichtiger zu machen, so dass wir – sicher niemals in ganzer Klarheit – erkennen, was sich hinter ihnen verbirgt – in unserem Zusammenhang bedeutet das: Einblicke in Genesen und Zustände (inter-)kultureller Netzwerke zu erhalten.

3.1 Wissenstraditionen im *Buch der Natur* Vom 14. Jahrhundert zu Aristoteles

Konrad von Megenberg

Der Autor (geboren um 1309 in Mittelfranken, gestorben 1374 in Regensburg) darf zu den produktivsten Intellektuellen des 14. Jahrhunderts gerechnet werden. Er ist Verfasser bedeutender theologischer, staats- und kirchenpolitischer, moralphilosophischer und naturkundlicher Schriften, die meisten auf Latein verfasst,¹⁴ einige aber auch auf Deutsch.¹⁵ Er absolviert vor 1334 das *Artes*-Studium an der Pariser Universität und erwirbt dort den Magistergrad. 1342 bis 1348 ist er Rektor der Wiener Stephansschule und leitet das gesamte Wiener Schulwesen. Die längste und letzte Wirkungsstätte ist Regensburg, wo er seit 1348 bezeugt ist (vgl. Steer 2008).¹⁶

13 | Zur Intertextualität vgl. Renate Lachmann (Hg.): *Dialogizität*. München 1984. Gerd Haßler (Hg.): *Texte im Text. Untersuchungen zur Intertextualität und ihren sprachlichen Formen*. Münster 1997.

14 | Viele lateinische Texte Konrads sind mittlerweile bequem online zugänglich über die Digitalisate der »Monumenta Germaniae Historica« (hier: »Staatsschriften des späten Mittelalters«) http://bsbmdmgh.bsb.lrz-muenchen.de/dmgh_new/app/web?action=loadBook&bookId=00000647 [30.09.2010].

15 | Es handelt sich um ein spätes Mittelhochdeutsch/frühes Neuhochdeutsch mit deutlich oberdeutschem Einschlag (Bezug kann freilich nur die Basishandschrift der Pfeifferschen und auch Steer-Luffschen Edition sein: die Münchner Pergamenthandschrift der Bayerischen Staatsbibliothek, Cgm 38, 2. H. d. 14. Jh.); sehr auffällig sind die oberdeutsch-bairischen Medienverschiebungen: z.B. »puoch« statt »buoch« (»Buch«); »chraut« statt »kraut«.

16 | Vgl. auch (mit reicher Literatur) Konrad von Megenberg: *Das Buch der Natur*. Johannes Hartlieb: *Kräuterbuch*. Farbmikrofiche-Edition der Handschrift Heidelberg, Uni-

Konrads Interesse an naturkundlichen Dingen ist groß. Er übersetzt das astronomische Werk *Sphaera mundi* des Johannes von Sacrobosco ins Deutsche (Megenberg 1980), lässt sich aus über Gründe für Erdbeben und widmet sich schließlich – während einer der schlimmsten in Mitteleuropa wütenden Pestepidemien, der etwa ein Drittel der europäischen Bevölkerung zum Opfer fällt¹⁷ – der reflektierten Übersetzung des Naturkundebuchs *Liber de naturarum* des Thomas von Cantimpré (auch Thomas Cantimpratensis genannt). Konrads Werk ist ein ungemein großer Erfolg beschieden, was man an den noch heute greifbaren über 150 nach Art, Alter, Umfang und Qualität zu differenzierenden Textzeugen erkennen kann¹⁸ (ein Erfolg, der weit hinausgeht über die handschriftliche Verbreitung fiktionaler Texte, etwa des *Artus*-Romans *Iwein*, des Gralsromans *Parzival* oder des *Tristan*-Romans). Von den zahlreichen Zeugen ist wohl die Münchner Pergamenthandschrift der Bayerischen Staatsbibliothek, der *C[odex] g[ermanicus] m[onacensis]* 38 aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die autornächste; sie liefert für die beiden oben genannten Editionen (Pfeiffer 1994 u. Luff/Steer 2003) die Textgrundlage.

Thomas von Cantimpré

Der Verfasser von Konrads Hauptquelle ist rund ein Jahrhundert vor Konrad ein nicht minder produktiver Geist: um 1200 in der Nähe von Brüssel geboren, etwa 1270 gestorben, Augustinerchorherr und (seit 1232) Dominikaner; Studium in Köln bei Albertus Magnus (um 1200 bis 1280). Etwa eineinhalb Jahrzehnte lang sammelt er Material für eine enzyklopädische Großtat: den *Liber de naturarum*, den er 1241 abschließen kann. Hier finden wir ein reiches »Netzwerk verschiedenartiger Informationen über die Natur« (Hünemörder 1999) vor, gespeist aus vielen Quellen unterschiedlicher Provenienz, darunter Plinius der

versitätsbibliothek, Cod. Pal. Germ. 311 und der Bilder aus Cod. Pal. Germ. 300. Einf. u. Beschr. der Handschriften v. Gerold Hayer. München 1997.

17 | Vgl. dazu den Überblick von Klaus Bergdolt: Der schwarze Tod in Europa. München 2000. – Während der Zeit des »Schwarzen Todes« entstehen sehr viele, auch volkssprachliche, medizinische Texte und sogenannte Pesttraktate. Sie spiegeln die Ohnmacht der Menschen gegenüber der Pest, deren Erreger sie noch nicht kennen und die sie daher nicht sinnvoll bekämpfen können. Das Interesse an der Natur dürfte durch Katastrophen wie diese befördert worden sein – wie auch allmähliche Skepsis gegenüber jahrhundertealtem Wissen, das sich hier als nutzlos erweist.

18 | Vgl. zur Überlieferung Gerold Hayer: Konrad von Megenberg: »Das Buch der Natur«. Untersuchungen zu seiner Text- und Überlieferungsgeschichte. Tübingen 1998. Walter Buckl: Megenberg aus zweiter Hand. Überlieferungsgeschichtliche Studien zur Redaktion B des »Buchs von den natürlichen Dingen«. Hildesheim 1993. Norbert H. Ott: Wege zur Landschaft. Randbemerkungen zu den Illustrationen einiger spätmittelalterlicher Handschriften, insbesondere von Konrads von Megenberg »Buch der Natur«. In: Natur und Kultur in der deutschen Literatur des Mittelalters. Colloquium Exeter 1997. In Zusammenarb. mit Frank Fürbeth u. Ulrike Zitzlsperger hg. v. Alan Robertshaw u. Gerhard Wolf. Tübingen 1999, S. 119-136.

Ältere († 79. n. Chr., Hauptwerk: die *Naturalis Historia*, eine gewaltige und lang nachwirkende Naturenzyklopädie¹⁹), Solinus (ein Grammatiker und Kompilator des 4. Jahrhunderts n. Chr., Hauptwerk: *De mirabilibus mundi* (»Von den Wundern der Welt«), Ambrosius von Mailand (Kirchenvater, 4. Jahrhundert), Jakob von Vitry (um 1160/70 bis 1240, bedeutendes Werk in unserem Kontext ist die *Orientalis et occidentalis Historia*) und Wilhelm von Conches (um 1080/1090 bis nach 1154), einer der großen Naturphilosophen der berühmten »Schule von Chartres«.²⁰ In den meisten genannten Quellen und »Zwischenquellen« findet sich immer wieder eine besonders wichtige Autorität: Aristoteles. Seine Ansichten begegnen in zahlreichen Wissenskompendien wie z.B. in der *Naturalis Historia* des Plinius oder beim sogenannten Experimentator (s.u.). Thomas von Cantimpré selbst konnte aber auch – und damit unmittelbarer – zurückgreifen auf die lateinische Übersetzung einiger arabischer Aristoteles-Kommentare des Averroes (= Ibn Ruschd, 1126-1198) durch Michael Scotus (vor 1200 bis um 1235), ein in Toledo tätiger Gelehrter und Übersetzer, der nicht nur aristotelisches Gedankengut nach Mitteleuropa transferierte, sondern auch zahlreiche genuin arabische naturkundliche Erkenntnisse. Damit ist er ein wichtiger Vermittler nahöstlicher Wissenskultur, die die westliche in den folgenden Jahrhunderten insbesondere im Bereich der Medizin nachhaltig beeinflusste.²¹

Der *Liber de natura rerum* des Thomas war ungemein erfolgreich. Noch heute sind über 100 Handschriften bekannt; die Textkritik geht indes davon aus,²² das nur zwei den ursprünglichen Text bieten, während die übrigen bereits Ergeb-

19 | Vgl. Ludwig von Jan/Karl Mayhoff (Hg.): C. Plini Secundi naturalis historiae libri XXXVII. Stuttgart 1967-2002; ND der Ausgabe 1892-1909. Roderich König u.a. (Hg.): C. Plinius Secundus d. Ä.: Naturkunde. 37 Bde. Zürich u.a. 1990-2004. Lenelotte Möller/Manuel Vogel (Hg.): Die Naturgeschichte des Gaius Plinius Secundus. Ins Deutsche übers.u. mit Anmerk. vers. v. Georg C. Wittstein. 2 Bde. Wiesbaden 2007. – Online-Text: www.hs-augsburg.de/~harsch/Chronologia/Lspost01/-PliniusMaior/plm_h000.html oder www.perseus.tufts.edu/hopper/text?-doc=Plin.+Nat.+toc&redirect=true [30.09.2010]. Arno Borst: Das Buch der Naturgeschichte. Plinius und seine Leser im Zeitalter des Pergaments. Heidelberg ²1995.

20 | Vgl. L'École de Chartres: Bernard de Chartres, Guillaume de Conches, Thierry de Chartres, Clarembaud d'Arras. Textes traduits et présentés par Michel Lemoine et Clotilde Picard-Parra. Paris 2004.

21 | Vgl. dazu Heinrich Schipperges: Die Assimilation der arabischen Medizin durch das lateinische Mittelalter. Wiesbaden 1964. Sieben Bücher Anatomie des Galen. Zum ersten Male veröffentlicht nach den Handschriften einer arab. Übers. des 9. Jhs. n. Chr., ins Deutsche übertr. u. komm. v. Max Simon. I. Bd.: Arabischer Text, II. Bd.: Deutscher Text, Kommentar. Leipzig 1906.

22 | Vgl. Christian Ferckel: Die Gynäkologie des Thomas von Brabant. Ein Beitrag zur Kenntnis der mittelalterlichen Gynäkologie und ihrer Quellen. München 1912. Helmut Boese: Zur Textüberlieferung von Thomas Cantimpratenus' »Liber de natura rerum«. In: Archivum Fratrum Praedicatorum 39 (1969), S. 53-68. Annemarie Brückner: Quellenstudien zu Konrad von Megenberg. Thomas Cantipratanus »De animalibus quadrupedibus« als Vorlage im »Buch der Natur«. Diss. Frankfurt a.M. 1961.

nisse produktiver Rezeption darstellen.²³ Nach den Forschungen von Christian Ferckel (1912) und Annemarie Brückner (1961) nimmt man an, dass Konrad eine gekürzte Fassung des lateinischen *Liber* (die sogenannte *Thomas III*-Redaktion) als Vorlage für seine Übertragung benutzt hat.²⁴

Der Experimentator

Thomas von Cantimpré hat aber nicht nur Einzelwerke studiert und exzerpiert, sondern – wie im Falle von Plinius dem Älteren – auch und exzessiv kleinere Exzerptensammlungen ausgewertet und verwendet. Hier ist ein anonymes Werk besonders herauszustellen: eine lateinische Naturkundesammlung des 13. Jahrhunderts, die Thomas benutzt und aus der er zitiert, wobei er die Zitate einem »Experimentator« zuschreibt, der seinerseits zahlreiche Quellen ausgewertet und zusammengestellt hat (vgl. Deus 1998).²⁵ Janine Deus paraphrasiert:

Am Schluß [des Prologs] werden die Autoren der im Werk benutzten Quellen genannt: Isidorus, Gregorius, Beda, Dionysius, Basilius, Ambrosius; für Buch XII fälschlicherweise Plato (anstelle von Platearius); für Buch VI Aristoteles, Macrobius, Marcius, Alphraganus, Ptolemaeus; für die Inhalte bezüglich der Komplexionenlehre (nach der das Überwiegen eines Saftes im menschlichen Körper, also Blut, Schleim, gelbe oder schwarze Galle, Aussehen, Charakter und Krankheitsdispositionen eines Menschen bestimmt) Aristoteles und Constantinus [...]. (S. 11)²⁶

23 | Vgl. Thomas von Cantimpré: *Liber de natura rerum*. Hg. v. H[elmut] Boese. [Berlin] 1973.

24 | Insgesamt ist die Textgeschichte aufgrund defizitärer editorischer Leistungen noch nicht umfassend aufgearbeitet.

25 | Auf S. 119ff. eine schöne Sammlung von Quelleneditionen, die es erleichtert, bestimmte Zitate zu verifizieren (z.B. Aristoteles, Augustinus, Isidor, Physiologus usw.).

26 | In Fußnoten teilt Deus dankenswerterweise Referenzen mit: »Isidorus von Sevilla (um 570-636) u.a. ›Etymologiarum sive originum libri XX‹; Gregorius der Große (um 540-604) u.a. ›Moralia in Iob‹; Beda Venerabilis (672/73-735) u.a. ›De natura rerum‹; Pseudo-Dionysius Areopagita (um 500) u.a. ›Celestis Hierarchia‹; Basilius der Große (um 330-379), ›Hexaemeron‹; Ambrosius von Mailand (um 340-397) u.a. ›Hexaemeron‹; Johannes Platearius (Ende des 11. Jhs.) und Mattheus Platearius († 1161) ›Circa instans‹; Aristoteles (384-322) u.a. ›De celo‹, ›Meteorologica‹, Pseudo-Aristoteles u.a. ›De mundo‹, ›De proprietatibus elementorum‹; Macrobius (um 400) u.a. ›Commentarius in somnium Scipionis‹; Martianus Capella (Anfang des 5. Jhs. n. Chr.) ›De nuptiis Philologiae et Mercurii‹; Alphraganus = al-Fargani († 816) ›Rudimenta astronomica‹, ›Differentie scientie astrorum‹; Ptolemaeus (2. Jh. n. Chr.) u.a. ›Almagestum‹; Aristoteles (384-322), ›De animalibus libri XIX‹; Constantinus Africanus († 1087) u.a. ›Pantegni‹, ›Viaticum‹, ›De gradibus‹« (S. 11, Fußnoten 5-18).

3.2 Wissen im Hochmittelalter Kompilationen jenseits von Raum und Zeit

Die knappe *Tour d'Horizon* zu den im lateinischen *Liber* des Thomas von Cantimpré und in der ›Experimentator‹-Sammlung bezeugten Gewährsleuten sollte Folgendes verdeutlicht haben: Mittelalterliche Natur-›Wissenschaft‹ ist ein kompilatorisches Geschäft – man sucht in der Vergangenheit nach ›berühmten‹ Männern, die sich mit dem Menschen, der Natur, dem Kosmos, dem Irdischen oder Überirdischen beschäftigt haben und trägt deren Erkenntnisse, die so gut wie nicht bezweifelt werden, zusammen. ›Wahrheit‹ ist über die schriftgestützte *Auctoritas* (die ›Autorität‹) der Gewährsleute garantiert.

Jahrhunderte und Jahrtausende werden auf drei, vier Pergamentblattzeilen mit der Nennung von Namen wie ›Hippokrates‹ (5./4. Jahrhundert v. Chr.), ›Aristoteles‹ (4. Jahrhundert v. Chr.), ›Galen‹ (röm. Arzt; 1./2. Jahrhundert n. Chr.), ›Plinius‹ (1. Jahrhundert n. Chr.), *Experimentator* (13. Jahrhundert) und vielen anderen durchheilt – ohne Bewusstsein um die Problematik solcher Zeitverdichtungen. Ebenso beeindruckend sind die weit gestreuten geografischen und damit kulturellen Räume, die scheinbar problemlos und harmonisch neben- und miteinander vereinbar sind: die antike griechische und römische Welt, die mittelalterliche arabische (besonders Nordafrika, heutiger Iran und Irak, Usbekistan), die spanische und mitteleuropäische Welt. Und schließlich begegnen wir großen ideologischen, als solche aber mit keinem Wort problematisierten Differenzen zwischen den oft unmittelbar nebeneinander platzierten Gelehrten: ›heidnische‹ Griechen neben christlichen Kirchenvertretern (z.B. Isidor von Sevilla, Bischof von Sevilla, 6./7. Jahrhundert n. Chr.²⁷) und solche wieder neben muslimischen ›Wissenschaftlern‹ wie Abu Bakr Muhammad b. Zakariya ar-Razi (= Rhazes), einem persischen Arzt (9./10. Jahrhundert), der – in Spanien latinisiert – einen großen Einfluss auf die Medizin im mitteleuropäischen Hochmittelalter hat.

Dieses im Wortsinne weltumspannende Wissensnetzwerk wird nun im 14. Jahrhundert durch Konrad auch denen vermittelt, die des Griechischen, des Arabischen und des Lateinischen nicht mächtig sind.

3.3 Weltwissen in der Volkssprache ›Deutsch‹

Wie man Konrads (gereimtem [!]) Prolog entnehmen kann, scheint sein Übersetzungswerk auf Skepsis gestoßen zu sein (Str. 4),²⁸ aber ähnlich wie viele Jahrhunderte vor ihm Otfrid von Weißenburg²⁹ rechtfertigt er sein Tun

27 | Isidor ist Verfasser der Enzyklopädie »*Etymologiarum sive originum libri XX*«, ein beachtlicher Versuch, antikes Wissen in das Mittelalter zu retten.

28 | BdN, 2, Str. 4: »Ez sprichet manig man, / mein tummer sin sei, daz ich trag / die kunst von lateinischer sprâch in dâutscheu wort behüllet.«

29 | Otfrid (um 800 bis nach 870) war ein bedeutender und einflussreicher Intellektueller im ostfränkischen Reich des spätkarolingischen Herrschers Ludwigs des Deutschen; er ist Schüler des Rabanus Maurus (dieser wird im Übrigen auch Gewährsmann

selbstbewusst, hier mit Verweis darauf, dass auch vor ihm bereits ›gewagte‹ Übersetzungsarbeiten Fuß gefasst hätten (Bibelübersetzungen aus dem Hebräischen ins Lateinische; des Boethius lateinische Übersetzungen griechischer aristotelischer Schriften³⁰).

Anfangs glaubt Konrad, der Autor seiner Vorlage sei Albertus Magnus, doch am Ende seiner Übersetzungstätigkeit – nach zahlreichen Zweifeln an dort verschriftlichten Welterkenntnissen – wird er sehr skeptisch:

[D]ar umb sprich ich Megenberger, daz ich zweifel, ob Albertus daz puoch hab gemacht ze latein, wan er in andern püechern verr anders redet von den sachen dan daz puoch redet, er hab ez dann gemacht in der jugent, ê er seinem aigen sin volgt, wan daz puoch, daz ich auz der latein in daz däutsch hân pracht, daz ist ain gesamnet dinch der alten maister, sam der maister selber bekent an dem ende des puochs. (BdN, 430)

[Deshalb sage ich, der Megenberger, dass ich daran zweifle, dass Albertus das Buch auf Latein geschrieben hat, denn in anderen Büchern spricht er deutlich anders von den Dingen als in diesem Buch gesprochen wird; es könnte höchstens sein, dass er es in seiner Jugend geschrieben hat, noch bevor er eine eigene Anschauung entwickelt hatte, denn das Buch, das ich vom Lateinischen ins Deutsche übersetzt habe, ist eine Sammlung (von Ansichten) alter Meister, wie der Autor es am Ende selbst sagt.]

Das Zitat zeigt, wie belesen Konrad ist, wie reflektiert er seine Quelle betrachtet, wie ›philologisch‹ er sie mit anderen Texten von Albertus vergleicht und schließlich an dessen Verfasserschaft zweifelt. Konrad erkennt das kompilatorische Wesen seiner Quelle und mag sich von daher manche Ungereimtheit erklären (›ain gesamnet dinch« – ein Werk [›dinch«], aus Texten vieler Gelehrter [›maister«] zusammengesetzt).³¹

im »BdN« sein), Mönch, Gelehrter, ›Dichter‹, Schreiber, Bibliothekar, Exeget und Grammatiklehrer. Seine größte Leistung stellt die Übersetzung der Evangelien in einer (harmonisierten) Fassung in das Südrheinfränkische dar. Otfrid lässt der Übersetzung eine lange Vorrede vorangehen, in der er das ›ungeheuerliche‹ Unterfangen, das Wort Gottes in einer anderen als den drei heiligen Sprachen Hebräisch, Griechisch und Latein zu verbreiten, rechtfertigt.

30 | BdN, 2, Str. 5: »Ez truoc Jeronimus / von hebraisch in lateines wort / ganz waz diu wibel [= Bibel] sinnes hât und auch von andern zungen; / sam truog Boethius / von kriechisch in lateines hort / mit fleiz waz Aristotiles het in die kunst gedrunge.« [›Hieronymus übersetzte aus dem Hebräischen ins Lateinische / das, was die Bibel an Sinn transportiert und auch aus anderen Sprachen; / genauso übertrug Boethius aus dem Griechischen ins Lateinische / mit Fleiß, was Aristoteles der Wissenschaft geliefert hatte.‹]

31 | Vgl. dazu Annemarie Brückner: Quellenstudien zu Konrad von Megenberg. Thomas Cantimpranus »De animalibus quadrupedibus« als Vorlage im »Buch der Natur«. Diss. Frankfurt a.M. 1961. Helgard Ulmschneider: Ain pouch von latein ... daz hât Albertus maisterleich gesamnet. Zu den Quellen von Konrads von Megenberg »Buch der

Am Ende – in einer Art Epilog – skizziert Konrad das »gesamnet dinch«, also seine Hauptquelle, noch etwas genauer:

An dem puoch ze latein hât ein maister gearbaitt fünfzehen jâr, als vil und er sein gemacht hât, und hât ez gesament auz der geschrift der hâhen maister, die haizent Aristotiles, Plinius, Solînus, Ambrosius, der grôz Basilius, Isidorus, Augustînus, maister Jacobus von Viatico, der ain puoch hât gemacht von etleichen wunderleichen dîngen in den landen über mer, daz hât er gehaizen orientalem historiam. er hât auch gevolgt den maistern, die haizent Galiênus, Physiologus, und hât gevolgt ainem puoch von den dîngen, daz ze latein haizt liber rerum, und hât gevolgt den maistern, die haizent Adelînus, Philosophus, und dem puoch, daz haizt der alten vâter sag und haizt ze latein veterum narracio, und hât gevolgt dem puoch ains maisters von der jûdischait von den edeln stainen, der hiez Tethel (BdN, 494).

[An dem lateinischen Buch hat ein Gelehrter 15 Jahre gearbeitet, und er hat es zusammengestellt aus den Schriften der großen Gelehrten, die heißen Aristoteles, Plinius, Solinus, Ambrosius, der große Basilius, Isidor, Augustinus, Meister Jacobus von Viatico, der ein Buch geschrieben hat von vielen wundersamen Dingen jenseits des Meeres, das nannte er »Orientalische Geschichte«. Er folgte ferner Gelehrten, die heißen Galen, Physiologus, und er orientierte sich an einem Buch, das auf Latein »Liber rerum« (»Buch der Dinge«) heißt, und folgte Gelehrten namens Adelinus, Philosophus und dem Buch, das »Erzählung der alten Väter« heißt und auf Latein den Titel »Veterum narracio« (»Erzählung der Alten«) trägt, und er folgte dem Buch über Edelsteine eines jüdischen Gelehrten namens Tethel.]

Eine Reihe von Autoren und Texten haben wir bereits kennen gelernt, ein paar neue kommen hier hinzu – und Konrad selbst nennt im Laufe seiner naturkundlichen volkssprachlichen Darstellungen noch einige andere. Das ist das Prinzip mittelalterlicher Wissenschaft – man könnte fast sagen: ein außerordentlich redliches System, das uns heute einen komplexen Einblick gewährt in die antik-mittelalterlichen Anstrengungen, die Welt verstehen zu können.

Wir wissen nicht genau, für wen Konrad das *Buch der Natur* angefertigt hat, denn seine Aussage, er habe es im Dienst der Gottesmutter und »guote[r] freunde[] volprâht« (BdN, 54), ist wenig aussagekräftig. Vielleicht hat er auch gar keine spezifische Adressatengruppe anvisiert – abgesehen davon, dass es eine gewesen sein muss, die weitgehend des Lateins unkundig war. Sicherlich richtete er sich nicht an »das einfache Volk« (wie Studierende es oft gern nennen), sondern das Schriftmedium setzt nach wie vor eine gebildete soziale Schicht voraus, die Zugang zu Bibliotheken hat (in Einzelfällen mag es freilich auch partielle mündliche Verbreitungen von Kapiteln, Abschnitten oder kompakten Kurzinformationen gegeben haben). (Wund-)Ärzte, (Laien-)Prediger, Hebam-

Natur« anhand neuer Handschriftenfunde. In: ZfdA 121 (1992), S. 36-63. Ders.: Ain pouch von latein. Nochmals zu den Quellen Konrads von Megenberg »Buch der Natur«. In: ZfdA 123 (1994), S. 309-333.

men, Köche, frühe Apotheker ... dies sind Beispiele für denkbare Rezipienten:³² Sie haben ein (teils auch berufliches) Interesse an der Natur, am menschlichen Körper, am Vorgang der Geburt, an Erkenntnissen über den Makrokosmos, an der Lebensweise von Tieren, an der Wirkweise von bestimmten Kräutern oder am Aussehen von ›Monstren‹ – Kreaturen am anderen Ende der Welt.

4. DAS *BUCH DER NATUR* UND DIE VIELFALT DER DISKURSE

Im Folgenden möchte ich anhand einiger ausgewählter Beispiele aus dem *Buch der Natur* zeigen, welchen interkulturellen Diskursen wir begegnen und welche didaktischen Chancen sie bieten. Da ich nur eine kleine exemplarische Auswahl vorstellen kann, liste ich hier das breite Themenspektrum, das mit zahlreichen Einzeltexten (nach Pfeiffers Edition 1994 mit 612³³) im *Buch der Natur* vertreten ist, in Stichworten auf:

1. Vom Menschen
2. Vom Himmel und den sieben Planeten
3. Von den Tieren
 - a. Von den Landtieren
 - b. Von den Vögeln
 - c. Von den Meereswundern
 - d. Von den Fischen
 - e. Von den Schlangen
 - f. Von den »würmen« (darunter Schnecken, Würmer, Frösche usw.)
4. a. Von den Bäumen
 - b. Von den gut riechenden Bäumen
5. Von den Kräutern
6. Von den Edelsteinen
7. Von (Edel-)Metallen
8. Von Wunderbrunnen/-quellen
9. Von den Wundermenschen (Missgeburten, ›Monstren‹)

32 | Vgl. zu diesem Fragenkomplex auch Gerold Hayer: Zu Kontextüberlieferung und Gebrauchsfunktion von Konrads von Megenberg »Buch der Natur«. In: Latein und Volksprache im deutschen Mittelalter 1100-1500. Regensburger Colloquium 1988. Hg. v. Nikolaus Henkel u. Nigel F. Palmer. Tübingen 1992, S. 62-73.

33 | Das Anthropologie-Kapitel weist noch weitere Untergliederungen auf; die Kapitel über Wundermenschen und Wunderbrunnen sind nicht formell untergliedert, wohl aber der Sache nach.

4.1 »Aristotiles spricht« Konrad und die Welt der »vorscher«

In zahlreichen Artikeln referiert Konrad die Erkenntnisse von Naturgelehrten, die er einmal »maister« nennt, dann auch öfter »vorscher [Forscher] der nâtûr«, z.B.: »ez sprechent etleich vorscher, daz die jungen vögel mit den füezen des êrsten in die werlt gên« (*BdN*, 193) [es sagen viele Forscher, dass die jungen Vögel zu allererst mit den Füßen voran in die Welt hineingehen]. Hiermit werden anonyme Gewährsleute bezeichnet, was zeigt, dass auch Konrad keinen vollständigen Einblick mehr hatte in das bunte Potpourri von antiken, östlichen und westlichen Naturphilosophen. Wo es aber geht, werden Namen genannt, immer wieder Aristoteles, der indes seine Weisheit teils auch anderen Gelehrten verdankt:

Aristoteles spricht, daz ain vorscher, der die haimlichait der nâtûr ervorschen wolt, legt hûenrair under ain kûssein und sprach, er möht si sô lang dar under halten, unz hûendl dar auz wûrden (*BdN*, 195).

[Aristoteles sagt, dass ein Forscher, der die Geheimnisse der Natur erforschen wollte, Hühnereier unter ein Kissen gelegt hätte und behauptete, er könnte sie so lange darunter halten, bis daraus kleine Hühner entstünden (...).]

Neben Aristoteles finden wir freilich eine üppige Fülle weiterer Namen von »vorschern« der Antike, des arabischen Raums und des christlich-mitteuropäischen. Viele von ihnen sind in den Eingangsabschnitten dieses Beitrags bereits erwähnt und knapp zeitlich und räumlich verortet worden. Wenn wir nur Konrads anthropologisches erstes Großkapitel mit insgesamt 50 Kurztexten (von denen der 49. noch in 33 Absätze differenziert ist) betrachten, so begegnen wir dort den folgenden »vorschern« (in der Reihenfolge ihres Erscheinens): Aristoteles (30 Nennungen), Galiênus (zwölf Nennungen), Plinius (18 Nennungen), Avicenna (vier Nennungen), Ambrosius (eine Nennung), Rasis (sechs Nennungen), Clemens »der maister« (eine Nennung).

Der Mensch, sein Wesen, seine Körperlichkeit (Anatomie) und Physiognomik werden einem Menschen in der Mitte des 14. Jahrhunderts unter Rückgriff auf Erkenntnisse von Persönlichkeiten vermittelt, die unterschiedlichsten Kultur-Zeit-Räumen angehören: Aristoteles der klassischen Antike (5. Jahrhundert v. Chr.), Galen der griechisch-römischen Spätantike (2. Jahrhundert n. Chr.), Plinius der römischen Antike (1. Jahrhundert n. Chr.), Avicenna (= Abû Alî al-Husayn ibn Abdullâh ibn Sînâ, 11. Jahrhundert) der hochmittelalterlichen arabischen Welt, Ambrosius (von Mailand, Kirchenvater, 4. Jahrhundert n. Chr.) der frühmittelalterlichen christlichen Welt, Rasis (= Abu Bakr Muhammad b. Zakariya ar-Razi, 9./10. Jahrhundert) wieder der arabischen Welt und schließlich Clemens »der maister«, der wohl dem mitteleuropäischen Raum zuzuordnen ist.³⁴

34 | Möglicherweise verbirgt sich hinter dem Namen der Grammatiker Clemens Scottus, erstes Viertel d. 9. Jhs.; dass Clemens von Alexandria (1./2. Jh. n. Chr.; frühchrist-

Eindringlicher kann man einem studentischen Publikum die Wege und Umwege antik-mittelalterlicher Wissensrevolution kaum näherbringen, wobei es von großem didaktischen Vorteil ist, dass diese Einblicke über die Analyse einer kleinen (aber aussagekräftigen) mittelalterlichen Quelle ermöglicht werden – und nicht durch die Lektüre eines Handbuch- oder *Wikipedia*-Artikels. Mit dem *Buch der Natur* sind die Studierenden ins 14. Jahrhundert versetzt und betrachten die Welt durch die Brille eines Enzyklopädisten, der wie ein Schwamm die Arbeit von »vorschern« aus eineinhalb Jahrtausenden aufsaugt.

4.2 Elemente – Säfte – Temperamente

Antik-mittelalterliche Welterklärung

Im ersten Abschnitt zur Anthropologie heißt es u.a.: »[A]uch ist der mensch gemischet auz den vier elementen, die dâ heizent feur, luft, wazzer und erd« (*BdN*, 3) [»auch ist der Mensch aus den vier Elementen zusammengemischt, die da heißen Feuer, Luft, Wasser und Erde«]. Im Abschnitt über das Gehirn können wir lesen, dass es selbst kalt sei, um die Hitze des Herzens auszugleichen; und weiter: »[A]lsô sint auch andreu glider an dem menschen widerwärtig, wan ainz ist veucht, daz ander trucken, ainz kalt, daz ander warm« [»In dieser Hinsicht sind auch andere Körperteile des Menschen gegensätzlich geartet, denn eines ist feucht, das andere trocken, eines kalt, das andere warm«]. Etwas später wird ausgeführt:

[D]az hirn hât minner pluotes wan kainerlai ander vâuhten, die in dem menschen sint, wan man sicht kain pluot in im; iedoch vleuht colera von im in die ôrn und melancolica datz den augen und fleuma datz der nasen (*BdN*, 6).

[Das Gehirn besitzt weniger Blut als irgendeine andere Feuchtigkeit, die im Menschen ist (gemeint: Im Gehirn befinden sich nur drei der vier Kardinalsäfte, s.u.), denn man sieht kein Blut in ihm (dem Gehirn); aber es fließt Cholera (= Galle) von ihm in die Ohren und Melancholia (= dunkle Galle) in die Augen und Phlegma (= Schleim) in die Nase].

In diesen wenigen Sätzen begegnen wir einem antik-mittelalterlichen Welterklärungsmodell, das seine Wurzeln in der griechischen Naturphilosophie bereits des 7. Jahrhunderts v. Chr. hat, insbesondere gefestigt wurde durch Empedokles (5. Jahrhundert v. Chr.) und von ihm ausgehend eine Jahrhunderte währende Erweiterung erfuhr, deren Auswirkungen bis in unsere Gegenwart reichen (grundlegend Schöner 1964). Es handelt sich um das Elementen- und Säftemodell: Ihm zufolge besteht alles Kreatürliche unterhalb der Mondbahn

licher Theologe/Philosoph) oder einer der zahlreichen Päpste namens Clemens gemeint sind, ist eher unwahrscheinlich. In Konrads Vorlage (Thomas von Cantimpré; Edition Boese) wird nur von einem »Clemens« gesprochen; sollte auch die »Thomas III«-Redaktion (die angenommene direkte Vorlage für Konrad, vgl. Brückner 1961) nur den Eigennamen enthalten haben, hätte Konrad den Zusatz »maister« allein zu verantworten.

aus den vier Elementen Erde, Feuer, Wasser und Luft. Die Diversität der Dinge ergibt sich aus der je anderen Zusammensetzung der Elemente, denen je zwei Eigenschaften zugeordnet werden: So sei die Erde kalt und trocken, die Luft feucht und warm, das Feuer warm und trocken und das Wasser kalt und feucht. Die Elemente teilen also partiell Eigenschaften (z.B. ist sowohl die Erde als auch das Feuer trocken) und können darüber Verbindungen eingehen. Den Elementen (und Eigenschaften) werden im Laufe der Modell-Evolution vier im menschlichen Körper verortete Säfte zugewiesen: der Erde die ›schwarze Galle‹ (gr.: μέλας, melas: ›schwarz‹, χολή, cholé: ›Galle‹), der Luft das Blut (lat.: sanguis), dem Feuer die (helle) Galle (gr.: χολή, cholé: ›Galle‹) und dem Wasser der Schleim (gr.: φλέγμα, ›Phlegma‹). Die Konstitution des Menschen, Gesundsein oder Kranksein ergibt sich aus dem je individuellen Mischungsverhältnis der Säfte, aus der Art und Weise, wie sie gemischt, das heißt ›temperiert‹ sind (lat. ›temperare‹ bedeutet ›mischen‹; ›Temperatur‹ bezeichnet ein bestimmtes Mischungsverhältnis; unter ›Temperament‹ versteht man eine menschliche Grundeigentümlichkeit, je nach überwiegendem Saft spricht man vom ›Choleriker‹ (Übermaß: cholé), ›Sanguiniker‹ (Übermaß: sanguis), Phlegmatiker (Übermaß: phlegma) und Melancholiker (Übermaß: melas cholé).

Das Viererschema wurde in der Antike grundgelegt, von den Arabern im 10. und 11. Jahrhundert assimiliert rezipiert, über Spanien dem lateinischen Westeuropa vermittelt, dort in die Volkssprachen übertragen und immer wieder erweitert, z.B. um die vier Jahreszeiten, die vier mal drei Sternzeichen, die vier Lebensalter oder den Dualismus Männlich/Weiblich : Feuer/Wasser – hier gibt es eigentlich keine ›Verbindungen‹, kommen Mann und Frau doch zusammen, so ist dies ein im Wortsinne ›elementares Ereignis‹.

Im gesamten *Buch der Natur* begegnen wir Spuren dieses Welterklärungsmodells, zuweilen nur unscheinbar über die Zuordnung einer Eigenschaft wie ›Wärme‹ an eine ebenso unscheinbare Pflanze. Ist der Blick einmal geschärft, erkennen wir heute hinter diesen kargen Formulierungen ein gewaltiges interkulturelles, naturphilosophisches Denkgebäude, das jahrtausendlang bestens funktionierte – solange die basalen (und eben weitgehend falschen) Prämissen und bloßen Setzungen nicht erschüttert wurden. Dies geschieht erst allmählich in der Frühen Neuzeit und das Elementen- und Säftemodell stürzt von nun an (allerdings sehr langsam³⁵) in sich zusammen. Seitdem mühen sich die (theoretischen) Physiker um ein neues Welt(-erklärungs-)modell, eine Weltformel, eine ›Theory of Everything‹: bislang vergebens.³⁶

35 | In der Medizin z.B. halten sich bestimmte Vorstellungen, die auf der Humoralpathologie (Krankheit durch Säfteungleichgewicht) gründen, noch bis ins 18./19. Jh. und darüber hinaus (etwa die Praxis des Aderlasses besonders in der sogenannten Alternativmedizin).

36 | Vgl. Robert B. Laughlin: Abschied von der Weltformel – die Neuerfindung der Physik. München 2007. John D. Barrow: New theories of everything – the quest for ultimate explanation. Oxford 2007.

4.3 Medienbewusstsein und Philologie im 14. Jahrhundert

Konrad von Megenberg ist ein hochgebildeter Intellektueller. Er betrachtet seine Welt als gläubiger Christ und durch die Brille schriftgestützter Autoritäten. Er weiß das Schriftmedium zu schätzen – und kennt seine Tücken. Er steht in Traditionen und ist dabei doch nicht unmündig. Seine Quellen betrachtet er mit Ehrfurcht und Skepsis zugleich, nicht nur was ihren Wahrheitsgehalt, sondern auch was die Zuverlässigkeit ihrer Textüberlieferung angeht. Im Abschnitt über den Schwan (»swan«) hält er diese letzteren kritischen Reflexionen explizit fest:

Cignus haizt ain elbiz oder ain swan. daz ist ein weizer vogel und sprechent die maister, er sing gar schön, aber daz hân ich nie gehoert und hân ir doch vil gesehen. Jacobus spricht, der swan hât weiz federn und hât doch swarzes flaisch. er waiz von nâtûr seinen tût vor, wan er singet froeleich und lusticleich vor wenn er sterben schol. er hât sein sterk in den vetachen. sô der tût her gêt, sô fleucht er sein pein in dem hirn und singt alsô suezicleich unz er stirbt. aber daz puoch hât ze latein: instante morte figit pennam in cerebro, daz spricht: wenne der tût kûmt, sô stekt er ain federn in daz hirn. daz hât niht sinnes, dâ von hât der schreiber gevaelt und schol sprechen: fugit penam in cerebro, daz spricht: er fleucht des tôdes pein in dem hirn mit seinem suezem gesang, wie daz sei, daz daz herz indes leid (*BdN*, 174).

[Cignus bedeutet Elbis oder Schwan. Das ist ein weißer Vogel, und die Gelehrten sagen, er würde sehr schön singen, aber das habe ich noch nie gehört, obwohl ich schon viele gesehen habe. Jakobus sagt, der Vogel habe weiße Federn und doch schwarzes Fleisch. Er kennt von Natur aus den Zeitpunkt seines Todes, denn er singt fröhlich und lustvoll, wenn er sterben muss. Er hat seine Stärke in den Federn. Wenn der Tod herannaht, dann flieht er seinen (des Todes?) Schmerz in seinem (des Schwans) Gehirn, denn er singt ganz sanft, bis er stirbt. An dieser Stelle aber steht im lateinischen Buch: *Instante morte figit pennam in cerebro*, das bedeutet: Wenn der Tod kommt, dann steckt er eine Feder in das Gehirn. Das ist Unsinn. Hier hat der Schreiber einen Fehler gemacht. Eigentlich muss es heißen: *Fugit penam in cerebro*, das bedeutet: Er flieht den Schmerz des Todes in seinem Gehirn mit seinem sanften Gesang, obwohl das Herz dennoch leidet.]

Konrad referiert zunächst – wie es sich »gehört« – die Meinung der Meister, dann aber hält er inne und vergleicht das Gelesene mit seinen eigenen empirischen Erfahrungen – und kann beides nicht zur Deckung bringen. Seine reiche Erfahrung widerspricht den alten Meistern³⁷: Er hat schon viele Schwäne gesehen, aber noch keinen singen gehört. Auf Zweifel solcher Art werde ich

37 | Vgl. auch Walter Blank: »des geloub ich Mergenberger niht« – Konrads von Megenberg »Naturwissenschaft« zwischen Tradition und Empirie. In: *Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch*. Hg. v. Klaus J. Mattheier u.a. Frankfurt a.M. 1993, S. 159-177.

noch im folgenden Absatz näher eingehen. Konrad belässt es beim knappen Zweifel und fährt fort, den Schwan und seine Eigenheiten zu beschreiben, auch die tradierte ›Tatsache‹, dass er singen könne, wird nun wieder aufgenommen im Zusammenhang mit dem Tod des Schwans. Wenn dieser den Tod nahen spüre, stimme er einen schönen Gesang an. Hinter dieser Vorstellung verbirgt sich ein in die Antike reichender Mythos, der u.a. auch in Platons *Phaidon* Erwähnung findet. Daran stößt sich Konrad nun nicht mehr, jetzt hat er es auf die lateinische Formulierung abgesehen, die er ganz zu Recht als fehlerhaft entlarvt. Konrad hat die Fehlergenese messerscharf erkannt, obwohl es sich ›nur‹ um winzige Lautvarianten handelt: *figit*. Dahinter verbirgt sich die flektierte Form des Verbs »figere« = »heften«; Nominativ von »pennam« ist »penna« = »die Feder«. Statt »figit pennam« muss es aber heißen »fugit penam« (fugit: ›fugere = fliehen; penam ›pena: = poena = ›Qual‹). Der Schreiber von Konrads Vorlage hat also ›nur‹ die Grapheme »i« und »u« verwechselt und den Konsonanten »n« verdoppelt; er muss sich entweder verlesen oder – sollte man ihm den Text diktieren haben – verhört haben, ohne zu bemerken, dass der Text, den er aufschrieb, sehr merkwürdig war. Einen Vorwurf dürfen wir dem Schreiber aber nicht machen, denn gerade im Zusammenhang mit der Tierwelt begegnen im *Buch der Natur* zahlreiche ›abstruse‹ Vorstellungen. Umso beachtlicher ist es, dass Konrad nicht ›blindlings‹ etwas übersetzt, sondern die Vorlage und die daraus resultierende Übersetzung kritisch vergleicht und innehält, wenn er der Meinung ist, dass hier oder da etwas nicht stimmen kann – hier ist zu vermuten, dass Konrad vom Mythos des ›sterbenden Schwans‹ wusste.

Anhand dieses Beispiel lässt sich im akademischen Unterricht auf geradezu unterhaltsame Weise vermitteln, wie Übersetzungen (Kulturtransfers) im Mittelalter ›funktionierten‹, welche Rolle Schreiber spielten, wie anfällig das Schriftmedium für Fehler ist, welche Folgen die Verdopplung eines Graphems haben kann und wie wichtig es war (und ist), Medien mit einem kritischen Bewusstsein zu rezipieren.

4.4 Konrad, der Zweifler

Konrad von Megenberg und sein *Buch der Natur* sind nicht nur geeignet, um in die Gemengelage antik-mittelalterlicher ›Wissenschaft‹ einzuführen, sondern Konrads spezifische Stellung zu dieser Gemengelage macht auf faszinierende Weise deutlich, wie jahrhundert- bis jahrtausendealte Wissens-, besser: Glaubensgrundsätze allmählich bezweifelt werden – und zwar zunächst überall dort, wo sie nicht mehr in Einklang gebracht werden können mit empirischen Wahrnehmungen. Allerdings wird man auch schon in sehr viel früherer Zeit Dinge gesehen, gehört, gefühlt, geschmeckt haben, die in den Texten der ›Meister‹ ganz anders beschrieben waren. Aber augenscheinlich ist die Macht der Autorität zu groß und die Wertschätzung der eigenen Wahrnehmung zu gering, als dass es über diesen oder jenen Widerspruch zum Zweifel an der Autorität gekommen wäre.

Das ändert sich nun im 14. Jahrhundert – zwar langsam, aber deutlich –, und Konrad führt uns diesen Wandel in der Wissenschaft an zahlreichen Stellen im *Buch der Natur* vor. Er repräsentiert den Typus des ›neuen Intellektuellen‹, der die Traditionen kennt wie kaum ein anderer, der aber auch Vertrauen in sich und seine Welterfahrung hat – und das Selbstbewusstsein (vielleicht gar den Mut), sich und seine Erfahrung gegen die heiligen Hüter des Weltwissens in Position zu bringen.³⁸

Natürlich ist es noch kein radikaler Bruch mit der Tradition; Konrad ›steht‹ gleichsam mit einem ›Bein‹ noch tief im Mittelalter, mit dem anderen aber schon in der sich aufklärenden Frühen Neuzeit.

Zahlreiche Textstellen können zur Illustrierung dieser neuen ›vorscher‹-Perspektiven herangezogen werden; ich greife hier nur zwei heraus:

In einem anthropologischen Kapitel zählt Konrad – über seine Primärquelle Thomas von Cantimpré – verschiedene Anzeichen auf, die darauf schließen lassen, dass eine Frau schwanger ist (*BdN*, 38f.). Diese Anzeichen (Konrad nennt 15) gehen auf eine entsprechende Liste im medizinischen Werk des oben schon einmal genannten arabischen Arztes Ibn Sīnā (= Avicenna, 11. Jahrhundert) zurück. Als erstes Zeichen wird genannt die ›zuosât paider sâmen weibes und mannes‹, also das Zusammenkommen des männlichen und des weiblichen Samens, modern ausgedrückt: eine erfolgte Ejakulation in die Vagina der Frau.³⁹ Nun wissen wir heute, dass dies allein noch nicht garantiert, dass eine Schwangerschaft entsteht – und so sieht es auch Konrad von Megenberg, wenn er das erste Zeichen des Avicenna wie folgt kommentiert: ›[A]ber daz dunket mich ain ungewis zaichen, wan daz [Geschlechtsverkehr, Ejakulation] oft geschicht, daz doch die frawe niht swanger wirt‹. Konrad scheut sich nicht, auch in diesem ›heiklen‹ Bereich seine Welterfahrung einzubringen und sie gegen eine große Autorität wie Avicenna zu formulieren.

Noch selbstbewusster mutet die folgende Stelle an, da Konrad sich namentlich nennt und seinen Zweifel personalisiert äußert und festschreibt. Es handelt sich um den in vielerlei Hinsicht interessanten Artikel über den ›Balsam (-baum)‹ (*BdN*, 358ff.). Hier wird u.a. lang und breit diskutiert, wie man echten von gefälschtem Balsam (Balsamessenz) unterscheiden könne. Eine Reihe von

38 | Vgl. Walter Buckl: »Dannoch waer dâ zweivel«. Das ›Buch von den natürlichen Dingen‹ des Konrad von Megenberg. In: Das 14. Jahrhundert. Krisenzeit. Hg. v. Walter Buckl. Regensburg 1995, S. 227-237.

39 | In Antike und Mittelalter kursieren zwei grundsätzlich differierende Zeugungslehren: zum einen die ›Ein-Samen-Theorie‹, der zu Folge nur der Mann einen Anteil an der Zeugung hat, und die ›Zwei-Samen-Theorie‹, die auch der Frau einen Anteil am entstehenden Kind zubilligt. Vgl. dazu: Erna Lesky: Die Zeugungs- und Vererbungslehren der Antike und ihr Nachwirken. Wiesbaden 1950.

Vorschlägen von Dioscurides,⁴⁰ Rabanus⁴¹ und Michael dem Schotten⁴² werden referiert. Dann erhebt sich Konrad und schreibt: »[D]es gelaub ich Megenberger niht, wan sô möht man in niht sô wol gevelschen sam man tuot.« (*BdN*, 360) [»Das glaube ich, der Megenbegreger, nicht, denn dann würde man ihn nicht so leicht fälschen können.«] Er erklärt die vielen Methoden der Echtheitsprüfung für unzuverlässig und hält dagegen, dass bei einigem Erfolg solcher Proben nicht so viele Fälschungen kursieren würden.

Ich bin am Ende meiner kleinen *Tour d'Horizon* durch das *Buch der Natur* Konrads von Megenberg und hoffe trotz der darstellerischen Restriktionen und des nötigen Rückgriffs auf nur wenige aussagekräftige Beispiele gezeigt zu haben, welches Potenzial diese volkssprachliche Natur-Enzyklopädie hat. Den Menschen des 14. Jahrhunderts und der sich anschließenden Umbruchzeit (bis weit in das 16. Jahrhundert hinein) war das *Buch der Natur* ein Thesaurus von größtem weltöffnendem und -erklärendem Wert. Die Revolutionen in den Wissenschaften seit der Frühen Neuzeit verliehen den im *Buch der Natur* versammelten Erkenntnissen weitgehend musealen Charakter: Man wusste es nun besser und »richtiger«. Uns heute aber zeigt das *Buch der Natur* eindringlich, wie Völker, Kulturen und Epochen in einem gebenden und nehmenden interkulturellen Austausch daran gearbeitet haben, sich und ihre Bedingungen zu beschreiben, zu erklären und zu verstehen.

LITERATUR

- Assion, Peter (1973): *Altdeutsche Fachliteratur*. Berlin
- Auernheimer, Georg (Hg., 2008): *Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität*. 2., aktual. u. erw. Aufl. Wiesbaden
- Bein, Thomas (2008): Rez. »Konrad von Megenberg: Das »Buch der Natur«. Band II. Kritischer Text nach den Handschriften. Hg. von Robert Luff und Georg Steer. Tübingen 2003«. In: *Editionen in der Kritik. Editionswissenschaftliches Rezensionsorgan* [...]. Hg. v. Hans-Gert Roloff. Berlin, S. 97-101
- Brückner, Annemarie (1961): *Quellenstudien zu Konrad von Megenberg. »De animalibus quadrupedibus« als Vorlage im »Buch der Natur«*. Diss. Frankfurt a.M.

40 | Gemeint ist Pedanios Dioskurides, ein römischer Arzt, der im letzten Drittel des 1. Jh. n. Chr. die sogenannte *Materia medica* verfasste, die umfassendste Bestandsaufnahme der medizinisch verwertbaren Pflanzenwelt. Im Mittelalter kursieren zahlreiche Handschriften.

41 | (H)Rabanus Maurus, 8./9. Jh., Gelehrter, zeitweilig am Hof Karls des Großen als »vorscher« tätig.

42 | Michael Scotus, 12./13. Jh., Gelehrter im Umfeld Friedrichs II., leistet im spanischen Toledo Kulturtransfers vom arabischen in den mitteleuropäischen Raum.

- Deus, Janine: Der »Experimentator« – eine anonyme lateinische Naturenzyklopädie des frühen 13. Jahrhunderts. Diss. Bremen 1998 (online unter: www.sub.uni-hamburg.de/opus/volltexte/1998/90/pdf/Disse.pdf [30.09.2010])
- Eis, Gerhard (1960): Mittelalterliche Fachprosa der Artes. In: Deutsche Philologie im Aufriß. 2., überarb. Aufl. Unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter hg. v. Wolfgang Stammer. Bd. II. Berlin, Sp.1103-1216
- Földes, Csaba (2009): Black Box »Interkulturalität«. Die unbekannte Bekannte (nicht nur) für Deutsch als Fremd-/Zweitsprache. Rückblick, Kontexte und Ausblick. In: Wirkendes Wort 59, H. 3, S. 503-525
- Friedrich, Udo (1997): Art. »Fachprosa«. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Gemeinsam mit Harald Fricke, Klaus Grubmüller u. Jan-Dirk Müller hg. v. Klaus Weimar. Bd. I. Berlin/New York, S. 559-562 [32007]
- Gottschall, Dagmar/Steer, Georg (Hg., 1994): Der deutsche »Lucidarius«. 1. Kritischer Text nach den Handschriften. Tübingen
- Haage, Bernhard Dietrich/Wegner, Wolfgang (2007): Deutsche Fachliteratur der Artes in Mittelalter und Früher Neuzeit. Berlin
- Hünemörder, Christian (1999): Art. »Thomas von Cantimpré«. In: Lexikon des Mittelalters. Studienausgabe. Stuttgart, Bd. 8, Sp. 711-714
- Jauß, Hans Robert (Hg., 1968): Die nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Ästhetischen. München
- Konrad von Megenberg (1980): Die Deutsche Sphaera. Hg. v. Francis B. Brévar. Tübingen
- Luff, Robert/Steer, Georg (Hg., 2003): Konrad von Megenberg. Das »Buch der Natur«. Band II. Kritischer Text nach den Handschriften. Tübingen
- Pfeiffer, Franz (Hg., 1994): Konrad von Megenberg: Das Buch der Natur. Die erste Naturgeschichte in deutscher Sprache. Stuttgart 1861. Unveränd. Nachdr. Hildesheim/New York
- Plant, Helmut R./Rowland, Marie/Burkhart, Rolf (Hg., 1972): Die sogenannte Mainauer Naturlehre. Göppingen
- Schöner, Erich (1964): Das Viererschema in der antiken Humoralpathologie. Mit einem Vorwort und einer Tafel v. Robert Herrlinger. Wiesbaden
- Steer, Georg (21985): Art. »Konrad von Megenberg«. In: Verfasserlexikon. Die deutsche Literatur des Mittelalters. 11 Bde. Hg. v. Burghart Wachinger. Berlin, Bd. 5, Sp. 221-236
- Wolf, Norbert Richard (Hg., 1987): Wissensorganisierende und wissensvermittelnde Literatur im Mittelalter. Perspektiven ihrer Erforschung. Kolloquium 5. bis 7. Dezember 1985. Wiesbaden

Das »Türkendeutsch«

Phonetische Charakteristika und die Auswirkungen auf das Deutsche

ÖZLEM TEKIN/PETER COLLIANDER

Abstract

Through the course of migration and cross-cultural coexistence in Germany there has emerged a new style of speech and interaction of Turkish youths which has now also been adopted by young Germans and the media: so-called Türkendeutsch. Despite this phenomenon being acknowledged by linguistics in recent years, previous research has focused mainly on lexis and syntax and further investigations are not yet forthcoming.

With this in mind, the following article aims to examine the »Türkendeutsch« in the specific field of phonetics. Firstly, we explain general aspects such as the specific speakers and the characteristics of »Türkendeutsch« as well as the adoption by German youths and the media. Further, the phonetic features are examined in detail and demonstrated with examples. Finally, we focus on whether the »Türkendeutsch« should be considered incorrect or even inappropriate German and whether, through adoption by German youth and the media, there is a resulting negative impact on the German language.

1. EINLEITUNG

Im Zuge von Migration und interkulturellem Zusammenleben hat sich insbesondere in den multi-ethnischen Bereichen deutscher Großstädte ein neuer, autonomer und speziell von Jugendlichen türkischer Herkunft verwendeter Sprech- und Interaktionsstil des Deutschen etabliert, der sich mittlerweile sowohl auf die Sprache deutscher Jugendlicher als auch auf die der deutschen Medien ausgewirkt hat: das sogenannte Türkendeutsch. Zwar wurde diese ethnolektale Varietät des Deutschen in den letzten Jahren von der Sprachwissenschaft als Untersuchungsgegenstand aufgegriffen; die bisherigen Studien

haben sich jedoch primär auf den Bereich der Lexik und Syntax beschränkt, während weitere sprachliche Beschreibungsebenen bislang nur ansatzweise erforscht wurden.

Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, an diesem Punkt anzusetzen und anhand einer eingehenden Untersuchung der phonetischen Charakteristika einen Beitrag zur Erforschung des »Türkendeutsch« zu leisten. Dabei soll zunächst auf das »Türkendeutsch« im Allgemeinen eingegangen und die Spezifika der Sprecher, die Eigenschaften dieser Sprache, aber auch die Übernahme durch die Mehrheitsgesellschaft erläutert werden. In einem nächsten Schritt sollen die phonetischen Besonderheiten des »Türkendeutsch« im Einzelnen untersucht und an konkreten Beispielen dargelegt werden. Im Vordergrund stehen dabei u.a. die Koronalisierung des Ich-Lauts, verschiedene Aussprachevarianten des /r/, das Fehlen von Verschlüssen sowie die spezifische Prosodie des »Türkendeutsch«. Auf diesen Ergebnissen aufbauend soll abschließend auf die Frage eingegangen werden, ob das »Türkendeutsch« als »schlechtes« – oder gar »falsches« – Deutsch aufzufassen ist, und damit – insbesondere aufgrund der Übernahme durch deutsche Jugendliche und Medien – eine langfristige (negative) Beeinflussung der deutschen Sprache zu erwarten ist.

2. WAS IST »TÜRKENDEUTSCH«?

Migration und interkulturelles Zusammenleben in Deutschland haben dazu geführt, dass sich insbesondere in den multi-ethnischen Gebieten von Großstädten ein neuer Sprech- und Interaktionsstil des Deutschen herausgebildet hat, der als sogenanntes Türkendeutsch bezeichnet wird (auch: »Deutschtürkisch«, »Kanakisch«, »Kanak-Sprak«, »Lan-Sprache« oder »Ghettosprache«).¹ Die Sprecher des »Türkendeutsch« sind dabei insbesondere Jugendliche türkischer Herkunft, die der zweiten oder dritten Generation türkischer Migranten in Deutschland angehören, das heißt hier geboren und/oder zumindest größtenteils hier aufgewachsen und sozialisiert sind. Auffällig ist, dass diese Heranwachsenden ihren Lebensmittelpunkt zumeist in Stadtteilen mit einem hohem Ausländeranteil, den sogenannten Ghettos, haben, häufig nur eine niedrige Schulausbildung aufweisen (vgl. Keim 2001, 379) und überwiegend männlich sind.²

1 | Zum Teil wird das »Türkendeutsch« mit dem sogenannten Kiezdeutsch gleichgesetzt, wovon wir uns aber distanzieren wollen. Wir verstehen »Türkendeutsch« vielmehr als eine Unterart des »Kiezdeutsch«, da letzteres neben dem »Türkendeutsch« auch solche Mischsprachen umfasst, wie beispielsweise »Russendeutsch«, »Araberdeutsch« u.ä.

2 | Wie Keim (?2008) in ihrer Studie über »Die »türkischen Powergirls«« zeigt, gibt es natürlich auch weibliche Sprecher des »Türkendeutsch«. Trotzdem scheint für den Gebrauch dieser Sprechart eine stärkere Tendenz bei männlichen Jugendlichen gegeben zu sein (vgl. hierzu auch Tertilt's Untersuchung zu den »Turkish Power Boys« von 1996).

Soziolinguistisch kann das »Türkendeutsch« mit Kallmeyer (1996) und Auer (2003) als Ethnolekt definiert werden, das heißt als eine ethnolektale Varietät oder ein Sprechstil, die/der durch Kontaktphänomene charakterisiert ist und von ethnischen Gruppen nicht-deutscher Herkunft verwendet sowie mit diesen assoziiert wird.³ Hinnekamp (2000, 101f.) beschreibt das »Türkendeutsch« ferner als eine Misch- bzw. Hybridsprache, die durch eine Verschmelzung deutscher und türkischer Sprachelemente charakterisiert ist.⁴ Sie basiert dabei auf der deutschen Umgangssprache, weist aber neben jugendsprachlichen Elementen und einem ausgeprägten *Code-Switching* zwischen dem Deutschen und Türkischen auch spezifische Eigenschaften auf, die sich auf den verschiedenen sprachlichen Beschreibungsebenen äußern und im Folgenden exemplarisch dargestellt seien (vgl. ausführlicher Androutsopoulos 2001a, Keim 2001, 2004, ²2008, Auer 2003, Kallmeyer u.a. 2005 sowie Bückner 2007):

Innerhalb des morphosyntaktischen Bereichs ist das »Türkendeutsch« beispielsweise sehr stark durch einen Ausfall des Artikels gekennzeichnet, was verschriftlicht folgendermaßen dargestellt werden könnte: z.B. »sons bis du toter mann« oder »has du problem?« Dieses Phänomen ist insbesondere auch in Verbindung mit lokalen und richtungsangehenden Präpositionen anzutreffen, wo nicht nur der Artikel, sondern auch die entsprechende Präposition wegfällt, wie etwa bei »isch geh arbeit«. Darüber hinaus sind abweichende Genera (z.B. »hab isch gutes gewinn gemacht«), falsche Kasus (z.B. »isch lieb ihm«) und fehlende Pronomina (z.B. »wann has du [sie] gesehen?«) weitere typische Merkmale des »Türkendeutsch«.

Im lexikalischen und diskursorganisatorischen Bereich ist die häufige Verwendung spezifischer deutscher und türkischer Verstärker und Evaluativa, wie beispielsweise »konkret«, »krass« oder »valla« (dt.: wirklich, echt), besonders auffällig. Auch Anreden wie »alder«, »lan« (dt.: Mann), »moruk« (dt.: Alter) u.a.

3 | Um in keine terminologische Zwickmühle zu geraten, sprechen wir konsequent von »ethnolektaler Varietät« und nicht einfach von »Varietät«, vgl. auch Auer (2003). »Varietät« ohne attributiven Zusatz ist ein heikler Begriff, dessen Denotat offenbar von der groben Aufteilung in das Deutsch, das in der Bundesrepublik Deutschland, das Deutsch, das in der Schweiz und das Deutsch, das in Österreich gesprochen wird, reicht (»Standardvarietät«, so bei Graefen/Liedke 2008, 22) – bis hin zu dem Deutsch, das von den in Finnland lebenden 1266 angeblich deutschen Muttersprachlern gesprochen wird (Gawrisch 2009), s.a. die von Ulrich Ammon verfassten Einträge »Varietät« und »Standardvarietät« in Glück (2000). So halten wir es begrifflich auch für bedenklich, von einem Dialekt zu sprechen, wie es Heike Wiese für das »Kiezdeutsch« tut; vgl. z.B. den Titel des noch nicht erschienenen Aufsatzes Wieses (im Druck): Ein neuer urbaner Dialekt im multiethnischen Raum: Kiezdeutsch.

4 | Diese durch Migration, Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit entstehenden Sprachmischungen sind auch in anderen Zusammenhängen bekannt, wie etwa dem sogenannten Rinkeby-Schwedischen, dem surinamischen Niederländischen oder auch dem maghrebinischen Französischen.

sind keine Seltenheit. Außerdem finden sich verstärkt Formeln und Diskursmarker wie »isch schwör«, »(h)ey alder« und »verstehs du«.

Neben diesen morphosyntaktischen, lexikalischen und diskursorganisatorischen Merkmalen finden sich aber auch auf der phonetisch-phonologischen Ebene spezifische Besonderheiten des »Türkendeutsch«, deren eingehende Betrachtung Gegenstand des nächsten Abschnitts sein soll.

An dieser Stelle sei in Bezug auf die weiteren Ausführungen noch darauf hingewiesen, dass mittlerweile eine Übernahme des »Türkendeutsch« durch die Mehrheitsgesellschaft zu beobachten ist (*Language crossing*, vgl. hierzu Rampton 1995). Dies betrifft insbesondere zwei Gruppen, nämlich einerseits Jugendliche deutscher Herkunft, die, wie u.a. Androutsopoulos 2001a, Auer 2003 und Dirim/Auer 2004 zeigen, die typischen Merkmale des »Türkendeutsch«, wie etwa die oben erwähnten Anreden, Diskursmarker, grammatischen Simplifizierungen sowie phonetisch-prosodischen Kennzeichen, adaptieren. Andererseits ist das »Türkendeutsch« schon seit Längerem Bestandteil deutscher Medien; so findet es sich – zumeist in übertrieben stilisierter Form – im Kino (z.B. *Stefan und Erkan*), im Fernsehen (z.B. Kaya Yanars *Was guckst du?*) oder auch in der Literatur, wie etwa in Feridun Zaimoğlu's *Kanak Sprak* (1995) (vgl. ausführlicher Androutsopoulos 2001a, 2001b; Auer 2003).⁵

3. PHONETISCH-PHONOLOGISCHE CHARAKTERISTIKA DES »TÜRKENDEUTSCH«

Neben den in Abschnitt 2 aufgezeigten Charakteristika auf morphosyntaktischer, lexikalischer und diskursorganisatorischer Ebene weist das »Türkendeutsch« innerhalb des phonetisch-phonologischen⁶ Bereichs mehrere spezifische Merkmale auf, die stark auffallen und im Folgenden jeweils analysiert

5 | In Anlehnung an den von Androutsopoulos (2001a) beschriebenen Weg des »Türkendeutsch« »from the streets to the screens and back again« differenziert Auer (2003) drei Arten von Ethnolekt: Das von Jugendlichen türkischer Herkunft verwendete »Türkendeutsch« bezeichnet er als »primären Ethnolekt«. Im Gegensatz dazu steht seiner Auffassung nach der »sekundäre, medial transformierte Ethnolekt«, der aufgrund der stilisierten Übernahme des »Türkendeutsch« durch die deutschen Medien entsteht, sowie der »tertiäre Ethnolekt«, worunter die Adaption und Weiterentwicklung des sekundären Ethnolekts seitens Jugendlicher deutscher Herkunft verstanden wird. Die direkte Übernahme des »primären Ethnolekts« durch deutsche oder drittethnische Jugendliche, so wie sie etwa in gemischt-ethnischen Jugendgruppen vorkommt, sieht Auer hingegen nicht als Ethnolekt, sondern als eine »De-Ethnisierung zum Soziolekt«.

6 | Wir drücken uns in diesem Beitrag »vorsichtig« aus und verzichten dabei auf die interessante und durchaus relevante Diskussion, ob die phonetischen Unterschiede zwischen »Standarddeutsch« und dem »Türkendeutsch« so systematisch sind, dass man auch von phonologischen Unterschieden sprechen könnte. Siehe auch Abschn. 3.

werden sollen. Vorab sei aber darauf hingewiesen, dass diese phonetischen Charakteristika nicht gleichmäßig oft und insbesondere nicht durchgängig auftreten.

a. Eines der auffälligsten phonetischen Merkmale des »Türkendeutsch« dürfte wohl die Koronalisierung des stimmlosen palatalen Frikativs [ç] zu [ʃ] sein (vgl. auch Keim 2004, 215, und Bückler 2007, 33). So wird beispielsweise »ich« [ɪç] als [ɪʃ], »Mädchen« [mɛ:tçən] als [mɛ:tʃən] und »sicher« [zɪçə] als [zɪʃɐ] artikuliert (zum abweichenden vokalisiert »R« im letzten Beispiel siehe Punkt b., zur abweichenden Artikulation des /e/ siehe Punkt d.).

Androutsopoulos (2001b, 328) weist zu Recht darauf hin, dass es sich bei dieser phonetischen Abweichung keineswegs um einen Regiolekt handelt, wie es beispielsweise für den Raum Frankfurt erwartbar wäre. Da diese Aussprache auch in anderen Regionen Deutschlands von Sprechern des »Türkendeutsch« realisiert wird, ist vielmehr davon auszugehen, dass dieses Phänomen charakteristisch für die ethnolektale Varietät des »Türkendeutsch« ist.

b. Wie in Punkt a. angedeutet, findet im »Türkendeutsch« auch eine Artikulationsabweichung des /r/ statt, die sich auf zweierlei Weise äußert: Einerseits wird ein /r/ in Anlautclustern apikal ausgesprochen, wie beispielsweise in »krass« [kras] und »kriegst du Schläge« [krɪs du ʃlɛgɐ]. Diesbezüglich betont Bückler (2007, 34) aber zu Recht, dass diese Verwendung insbesondere dann auftritt, wenn der Sprecher innerhalb der eigenen Gruppe »bestimmte, eher heikle Themen anspricht und sich in diesem Zusammenhang selbst auf gewisse Weise in Szene setzt«.

Andererseits – und das ist der typischere Fall – wird ein finales <-(e)r> nicht vokalisiert, so dass z.B. »hast du [eine] Uhr?« als [has du vr] artikuliert wird und aus »weiter« [vɛɪtə] in der Regel [vɛɪtɐ] wird. Dieses Phänomen kann damit begründet werden, dass phonetische Merkmale des Türkischen in das Deutsche übertragen werden, da dem phonematischen Prinzip des Türkischen entsprechend hier kein [v], sondern ein [r] bzw. [ɐr] artikuliert werden würde (vgl. Tekin in Vorbereitung).

c. Auch die Entspannung und die daraus folgende Kürzung langer Vokale, die typisch für das »Türkendeutsch« ist (vgl. u.a. Keim 2008, 239), kann unserer Ansicht nach auf eine Übernahme türkischer Elemente in das Deutsche zurückgeführt werden. Diese Annahme resultiert aus der Tatsache, dass das Türkische – im Gegensatz zum Deutschen – keine Opposition gespannter und ungespannter Vokale kennt, und die Vokale damit prinzipiell ungespannt artikuliert werden (vgl. Tekin in Vorbereitung). Eine entsprechende Artikulation zeigt sich auch im »Türkendeutsch«, wo beispielsweise die Einheit »mach ich dich tot« folgendermaßen ausgesprochen wird: [max ɪʃ dɪʃ tɔt]. Andere Belege finden

sich etwa bei den abweichenden Artikulationen von [dʊ] für »du«, und [lɪbEn] für [li:bən].

d. Eng verbunden mit der abweichenden Vokalqualität ist unseres Erachtens auch die zum Teil auftretende, abweichende Artikulation des /e/ im »Türkendeutsch«, wie etwa bei dem oben angeführten Beispiel »Schläge« [ʃlɛgE], ebenso bei [gɛbEn] für [gebən]. Auch hier kann unserer Ansicht nach auf das Türkische als Erklärung zurückgegriffen werden, in dem, wie Punkt c. zeigte, keine Differenzierung in der Vokalqualität vorhanden ist und ein »e« deswegen stets als ungespanntes und damit kurzes [E] artikuliert wird.

e. Eine weitere phonetische Besonderheit des »Türkendeutsch«, die wohl mit den phonetischen Eigenschaften des Türkischen begründet werden kann, ist die Reduktion des Anlautclusters /tʃ/ zu /s/ und die damit verbundene Aussprache als [z] (vgl. auch Auer 2003, 258). Die abweichenden Artikulationen von »zwei« [tʃvaj] als [zvaj] und »zu« [tʃu:] als [zv] sind Beispiele für dieses Phänomen im »Türkendeutsch«. Eine Rückführung auf das Türkische ist deshalb angebracht, weil hier entsprechend des phonematischen Prinzips ein <z> in initialer Position als [z] und eben nicht als [s] artikuliert wird (vgl. Tekin in Vorbereitung).

f. Auch im Auslaut findet in der Regel eine Reduktion statt, und zwar von /st/ zu /s/. So wird aus »verstehst du« [fɛgʃtɛ:st du:] abweichend »versteht du« [fɛrʃtɛs dʊ] und aus »weißt du« [vajst du:] in der Regel »weis du« [vajs dʊ]. Unserer Auffassung nach kann diese Reduktion als umgangssprachliche Elision gedeutet werden, die nicht nur für das »Türkendeutsch« charakteristisch ist, aber dessen erhöhte Sprachdynamik maßgeblich prägt (siehe hierzu auch Punkt h.).

g. Zwei weitere Charakteristika des »Türkendeutsch« auf phonetischer Ebene sind sowohl die starke Aspiration der Plosiva [p], [t] und [k] in initialer Position (z.B. »platt gemacht« [pʰlat ɡəmaxt]) als auch die der Frikative [s], [ʃ] und [f] in Anlauten, wobei bei Letzterem in der Regel noch das Phänomen der Längung des Konsonanten hinzukommt, wie etwa bei »sischer« [sɪʰːɛr] (vgl. u.a. auch Keim 2004, 215). Hervorzuheben ist allerdings, dass diese Phänomene nicht durchgängig auftreten. Entsprechend weist Bückner (2007, 33) darauf hin, dass die Aspiration der Plosiva und Frikative insbesondere in Gruppenunterhaltungen und in Verbindung mit emotionalen Themen vorkommen, was auf einen bewussten Einsatz mit dem Ziel der Aufmerksamkeitsgewinnung deuten lässt.

h. Abschließend sei noch auf die prosodischen Besonderheiten des »Türkendeutsch«, insbesondere auf den als typisch geltenden stakkatoartigen und stampfenden Sprechrhythmus, eingegangen.

Nach Keim (2001, 381) handelt es sich dabei um eine Kombination verschiedener phonetischer, darunter prosodischer Merkmale, und zwar eines durchgängigen Wechsels von Hebungen und Senkungen bei einer sonst eher flachen Intonationsbewegung mit geringen Tonhöhenbewegungen, eines hohen Sprechtempos sowie der in den Punkten a. bis c. und g. beschriebenen phonetischen Phänomene.

Kern/Selting (2006) führen den Eindruck des gedrängt und gestoßen wirkenden Sprechrhythmus zudem auf kurze prosodische Einheiten zurück, die zum Teil mit erhöhter Akzentdichte einhergehen und grammatikalisch teilweise durch prosodisch exponierte Voran- und Nachstellungen konstruiert werden. Nach ihrer Auffassung fungieren diese Mittel dabei einerseits »als diskurspragmatische Fokussierungsstrategien in Erzählungen«. Andererseits könne durch diese Einheitenbildung, aber auch durch die Verschiebung des Wort- oder Satzakzents auf die letzte Silbe oder auf das letzte Wort einer Einheit, Kohäsion und Kohärenz im Gesprächsverlauf erzeugt werden.

Vor allem die Verschiebung des Wort- und Satzakzentes auf die jeweils letzte Stelle zeugt wieder von einer Übertragung phonetischer Merkmale des Türkischen in das Deutsche. Laut Keim (2001, 383) könnten für den stampfenden Sprechrhythmus aber auch andere Einflüsse, wie etwa die von den Jugendlichen favorisierten Musikstile des *Raps* und *Hip-Hops*, verantwortlich sein. So oder so wirkt der Sprechrhythmus des »Türkendeutsch« für »deutsche Ohren« jedoch befremdlich – wenn nicht sogar hart und aggressiv – und wird von den Sprechern womöglich bewusst eingesetzt, um entsprechende Assoziationen der Härte, Unerschrockenheit und Aggressionsbereitschaft zu demonstrieren und als Gruppe Furcht einflößend zu wirken (vgl. hierzu auch Tertilt 1996, 198ff.).

Die Ausführungen dieses Abschnitts haben gezeigt, dass das »Türkendeutsch« auf lautlicher Ebene durch spezifische Charakteristika gekennzeichnet ist, die laut Bücken (2007, 5) insgesamt »das Deutsche verfremden und die Sprecher als nicht-deutsch erscheinen lassen«. Aus diesem Umstand heraus könnte die Vermutung entstehen, dass es sich beim »Türkendeutsch« um eine Fortführung des sogenannten Gastarbeiterdeutsch, eine Lernervarietät, ein Sprachdefizit oder einfach bloß um »schlechtes« oder »falsches« Deutsch handelt, das durch vermeintliche Simplifizierungen, fehlerhafte Abweichungen und Interferenzen aus der Muttersprache gekennzeichnet ist.

4. »TÜRKENDEUTSCH« = »FALSCHES« DEUTSCH?

Kann das »Türkendeutsch« mit den in Abschnitt 3 beschriebenen phonetischen Eigenschaften tatsächlich als Fortsetzung des sogenannten Gastarbeiterdeutsch, als Lernervarietät oder Sprachdefizit der türkischen Jugendlichen verstanden

werden? Handelt es sich womöglich um ›schlechtes‹ – oder gar ›falsches‹ – Deutsch? Und ist damit – insbesondere aufgrund der Übernahme durch deutsche Jugendliche und Medien – eine langfristige (negative) Beeinflussung der deutschen Sprache zu erwarten?

Um diese Fragen beantworten zu können, ist zunächst noch einmal ein Blick auf die im vorherigen Abschnitt ermittelten Ergebnisse nötig. Die Betrachtungen haben gezeigt, dass das »Türkendeutsch« durch eine starke Übertragung phonetisch-phonologischer Merkmale des Türkischen in das Deutsche charakterisiert ist, während zugleich aber auch umgangssprachliche Elemente des Deutschen vorzufinden sind. Ferner hat sich herauskristallisiert, dass auch die phonetisch-prosodischen Merkmale des »Türkendeutsch« dazu verwendet werden, um diskursive, gesprächsorganisatorische und interaktive Funktionen innerhalb der eigenen Gruppe zu erfüllen oder sich gegenüber Anderen als Gruppe zu markieren. Und schließlich wurde bereits angedeutet, dass die ermittelten und dargestellten phonetisch-prosodischen Merkmale keineswegs konsequent auftreten, sondern die Sprecher des »Türkendeutsch« durchaus auch korrekte Formen des Deutschen verwenden.

Vor allem die letzten beiden Aspekte scheinen eine wichtige Rolle innerhalb des Themenkomplex »Türkendeutsch« einzunehmen und uns den Antworten der oben gestellten Fragen näher zu bringen. Wie bereits Keim (2001, 2004, 2008), Auer (2003), Kern/Selting (2006) u.a. betonen, ist den Sprechern des »Türkendeutsch« nämlich das Standarddeutsche oder zumindest eine regionale Form (vor allem in mündlicher Form) durchaus vertraut und wird selektiv, das heißt adressaten- bzw. situationsspezifisch, auch eingesetzt. Das »Türkendeutsch« erscheint somit als Sprachform, die von ihren Sprechern nicht ausschließlich beherrscht und benutzt wird, sondern in einer hohen Variierbarkeit mit dem Standarddeutschen steht, so dass laut Bucker (2007, 74) angenommen werden kann, dass eine »klare Trennung zwischen In- und Outgroup-Sprache« vorhanden ist (vgl. hierzu auch Androutsopoulos 2001b, 324, u. Keim 2008, 259f.). Das »Türkendeutsch« der Jugendlichen dient dabei, wie die Betrachtungen in Abschnitt 2 gezeigt haben, vornehmlich dazu, innerhalb der eigenen *Peer-Group* spezifische Funktionen zu übernehmen, die Zugehörigkeit zur Gruppe auszudrücken sowie die Abgrenzung gegenüber Anderen zu markieren (vgl. auch Kern/Selting 2006, 241f.). In diesem Sinne betont auch Bucker (2007, 67):

Die Tatsache, dass diese Merkmale nicht durchgängig und [...] vorzugsweise in Verbindung mit besonders heiklen Inhalten auftreten, spricht eher dafür, dass ihr Gebrauch intendiert ist, dass sich die Jugendlichen damit einer bestimmten Subkultur zuordnen und dass diese Aussprache dadurch eine Art sozialsymbolische Funktion erfüllt.

Dennoch ist noch nicht geklärt, warum Elemente der türkischen Phonologie in das Deutsche übernommen werden. Einerseits könnte angenommen werden, dass die Sprecher die türkischen Elemente ganz bewusst in das Deutsche übertragen, um sich hiermit in stilisierter Weise von der Elterngeneration abzugren-

zen (vgl. u.a. Keim 2008, 421ff.). Andererseits könnten die Übernahme und die daraus resultierende Mischung mit Hinnekamp (2000, 101f.) als Phänomene sprachlicher und kultureller Hybridität angesehen werden, die auf ein polylinguales Selbstverständnis der Sprecher deuten lassen.

Zusammenfassend kann also festgehalten werden, dass es sich bei dem speziellen Sprach- und Interaktionsstil deutsch-türkischer Jugendlicher in der Gesamtheit vielmehr um eine eigenständige Weiterentwicklung bzw. Abwandlung der Mehrheitssprache handelt, die nicht als Vereinfachung verstanden werden darf, sondern eher von einer kreativen Nutzung sprachlicher Ressourcen zeugt, und wodurch vor allem soziale Faktoren mit sprachlich-kommunikative Mitteln ausgedrückt werden. In diesem Sinne bezeichnet Hinnekamp (2000, 101) die Verwendung des »Türkendeutsch« als »Ausdruck von Identität«, die in klarer »Abgrenzung, z.B. gegenüber der Sprachverwendung von Seiten der Mehrheitsgesellschaft oder der Elterngeneration« steht. Und auch Keim (2001, 376ff.) sieht in der Verwendung des »Türkendeutsch« die Etablierung eines eigenen »kommunikativen sozialen Stils«, mit dem nicht nur eine Gruppenzugehörigkeit ausgedrückt wird, sondern auch eine eigenständige Position gegenüber der Mehrheitsgesellschaft und der eigenen Herkunft eingenommen wird.

Aus dem bisher Gesagten und der Tatsache, dass die Sprecher des »Türkendeutsch« in Deutschland geboren und/oder sozialisiert sind, kann festgehalten werden, dass es sich bei dieser Sprechart sicherlich nicht um eine Fortführung des sogenannten Gastarbeiterdeutsch, das heißt um einen dem ungesteuerten Deutsch-Erwerb der ersten Migrantengeneration vergleichbaren Prozess, handelt. Auch kann keine Lernervarietät mit entsprechenden Abweichungen und Interferenzen angenommen werden (vgl. auch Keim 2001, 380). Und mit Kern/Selting (2006, 241) ist auch nicht davon auszugehen, dass es sich beim »Türkendeutsch« um eine fossilisierte Zweitsprachenerwerbsstufe und damit um ein Sprach(-erwerbs-)defizit o.ä. handelt. Das »Türkendeutsch« erscheint vielmehr als ein sprachlich kreatives Mittel zum Ausdruck eines emanzipatorischen Identitäts- und Abgrenzungsprozesses und einer sozio-kulturellen Selbstbestimmung der türkischen Jugendlichen in Deutschland.

Greift man abschließend nochmals die oben gestellten Fragen auf, ob das »Türkendeutsch« als »schlechtes« – oder gar »falsches« – Deutsch anzusehen ist und eine negative Beeinflussung des »Standarddeutschen« zu befürchten ist, könnte man mit Colliander (im Druck a) sagen, dass es in vielen Hinsichten sehr wohl »falsches« Deutsch, aber nicht unbedingt »schlechtes« Deutsch sei. Hier wird vorgeschlagen, die Dichotomie »richtig-falsch« auf das Sprachsystem, die Dichotomie »gut-schlecht« dagegen auf den Sprachgebrauch zu beziehen, so dass eher vom »guten« und »schlechten« Sprachgebrauch und nicht vom »guten« oder »schlechten« Deutsch gesprochen werden sollte. Das »Türkendeutsch« übernimmt durchaus seriöse und wichtige kommunikative Funktionen und ist in gewissen Kommunikationssituationen ein überaus effektives Kommunikationswerkzeug. Uns erscheint es wichtig, einerseits sagen zu können, das »Türkendeutsch« weicht systembezogen vom Standarddeutschen ab und ist so gesehen »falsches« Deutsch, andererseits aber auch

feststellen zu können, dass es – in gewissen Kommunikationssituationen – ein effektives Kommunikationswerkzeug ist, weshalb es nicht als ›schlechtes‹ Deutsch oder ›schlechter‹ Sprachgebrauch bezeichnet werden kann. Auch ist keine negative Beeinflussung des Deutschen anzunehmen (oder zu befürchten), denn hierzu ist auf der einen Seite die Adaption des »Türkendeutsch« durch die Jugendlichen deutscher Herkunft zu sehr an die entsprechenden jugendlichen Lebensphasen gebunden (vgl. hierzu auch Bucker 2007, 116). Und auf der anderen Seite ist die Übernahme durch deutsche Medien zu stilisiert,⁷ als dass eine ernsthafte Bedrohung des »Standarddeutschen« zu befürchten wäre. Langfristig wichtig ist aber, dass die tatsächlichen Sprecher des »Türkendeutsch« verschiedene Sprachregister des Deutschen beherrschen und diese in entsprechenden Situationen (mündlich *und* schriftlich) auch tatsächlich einsetzen können – dies gilt sowohl für die Jugendlichen türkischer als auch für die Jugendlichen deutscher Herkunft.

5. FAZIT

Wir hatten in diesem Beitrag die Intention, uns dem »Türkendeutsch« gegenüber neutral zu verhalten, so zu verstehen, dass wir versucht haben, Tatsachen festzustellen und subjektive Stellungnahmen zu vermeiden, wobei wir uns sehr wohl bewusst sind, dass Sprache und Sprachgebrauch *auch* Emotionen hervorrufen können, die subjektive Stellungnahmen provozieren, vgl. die Dichotomie »schön-hässlich« in Colliander (2008, 41), die beispielsweise bei poetischen Texten geradezu im Mittelpunkt des Interesses steht. Uns liegt daran, dass man sich bei ›Urteilen‹ über das »Türkendeutsch« (und andere [ethno]lektale Varietäten des Deutschen) im Klaren ist, welche Kriterien bei der ›Beurteilung‹ herangezogen werden, oder anders formuliert, auf welcher Basis und aus welcher Sicht man sich über die ›Qualitäten‹ – oder die fehlenden ›Qualitäten‹ – des »Türkendeutsch« äußert, vgl. Eroms (2007, 98ff.), der von »Bewertungsmaßstäben« spricht. Wir sind uns aber auch bewusst, dass die Dichotomien »richtig-falsch« und »gut-schlecht«, auf die wir uns bezogen haben, durchaus nicht unproblematisch sind. Bei Ersterer müsste u.a. präzisiert werden, was unter »Sprachsystem« und »Norm« zu verstehen ist, und bei Letzterer stellt sich die fundamentale Frage, wie die Wahrscheinlichkeit des Gelingens einer Sprachhandlung in der Praxis beurteilt wird, vgl. dazu die Meinung von Hirschfeld/Neuber/Stock (2007, 76), die Aussprache solle »die Kommunikativität – gemeinsam mit den anderen sprachlichen und außersprachlichen Kommuni-

7 | Der ausgedehnte Gebrauch des »Türkendeutsch« in den vielen, vorzugsweise nachmittäglichen ›Realityshows‹ des deutschen Fernsehens, zeigt deutlich, dass das »Türkendeutsch« ein ernst zu nehmender Ethnolekt ist. Es wird typischerweise recht konsequent dann eingesetzt, wenn ein junger Protagonist als »eingedeutschter« Fremder hervortreten soll, gleichgültig welche kulturellen und muttersprachlichen Wurzeln der Betreffende hat.

kationsmitteln – unterstützen und eine jeweils passende und produktive Gesprächs- bzw. Redeatmosphäre schaffen«. In Colliander (im Druck b) findet sich eine ausführlichere Diskussion dieser Probleme. Eisenberg (2009, 53) ist der Meinung, für die Sprachwissenschaft zähle »eine Explikation der Begriffe gutes Deutsch und schlechtes Deutsch nicht zu ihren Hauptaufgaben im engeren Sinne«. Für uns ist dabei wichtig, dass sich die Sprachwissenschaft mit qualitativen Aspekten der Sprache und des Sprachgebrauchs überhaupt beschäftigt – und zwar aus mehreren Gründen. Es ist wichtig, dass das große Interesse der Sprachteilhaber für sprachliche Qualität, das z.B. in unzähligen Internetforen und Leserbriefen zum Ausdruck kommt, nicht nur von apokalyptischen Populisten »bedient« wird, sondern dass diesen Sprachteilhabern auch seriöse, auf wissenschaftlichen Methoden basierende Möglichkeiten der Bewertung von Sprache und Sprachgebrauch zur Verfügung gestellt werden. Hierdurch hindert man die Sprachteilhaber nicht daran – generell gesehen –, zum Teil haarsträubende »Urteile« über ethnolektale Varietäten wie das »Türkendeutsch« zu fällen, aber man ermöglicht zumindest dem rasonableren Teil der Sprachteilhaber auf seriöser Grundlage Stellung zu beziehen. Um den Bedarf an sprachlicher »Aufklärung« deutlich werden zu lassen, zitieren wir als Abrundung des Beitrags ein paar zum Teil recht »krasse« Stellungnahmen zum »Türkendeutsch« (das hier fälschlicherweise dem »Kiezdeutsch« gleichgesetzt wird; vgl. Fußnote 1), welche von der auf *Welt-Online* veröffentlichten Ankündigung einer von Heike Wiese, Universität Potsdam, geleiteten Tagung der Deutschen Akademien der Wissenschaften in Berlin zum Thema »Kiezdeutsch« angeregt sind (www.welt.de/kultur/article3812587/Kiezdeutsch-bringt-auch-unsere-Sprache-voran.html [30.09.2010]), indem wir sie unkommentiert für sich selbst sprechen lassen:

Diese ganzen Ausländers sollten jetze ersma Richtiges Deutsch lernen und nicht sonen Kiezdeutsch wassja eh jetze übahaupt gakeina verstehen tut do. Bei uns inner Schrehbagahten-Vereinsanlage haben ja auch sonpaar Türkens ihre Gahtenpazellen und wenn ich mit meinem Mann (Manfred Glönz = Ersta Fohrsitzenda) ne Inschpeckzionsrunde drehe und ma son paar sachen sage da sagen die auch immer – keine nix ferstehen – do! Die sollen mal froh sein dassa jetze bei unsarem Ferein drinne sind do! Nichts als immer Ärger mit diese Brüders!

Pidgin-Deutsch ... erbärmlich, dass das auch noch hofiert wird.

Alles bringt die Sprache voran. Fragt sich nur wohin!

Ich denke, das Deutsche könnte auf das sogenannte Kiezdeutsch gut und gerne verzichten. Zum »Vorbringen« ist sie es nicht nötig.

LITERATUR

- Androutsopoulos, Jannis (2001a): From the Streets to the Screens and Back Again. On the Mediated Diffusion of Ethnolectal Patterns in Contemporary German. In: LAUD, Nr. A522. Universität Essen (online unter: http://jannisandroutsopoulos.files.wordpress.com/2009/09/iclave_2001_laud.pdf [30.09.2010])
- Ders. (2001b): Ultra korregd Alder! Zur medialen Stilisierung und Popularisierung von »Türkendeutsch«. In: Deutsche Sprache 29, H. 4, S. 321-339
- Auer, Peter (2003): »Türkenslang«. Ein jugendlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformationen. In: Annelies Häcki Buhofer (Hg.): Spracherwerb und Lebensalter. Kolloquium anläss. des 60. Geburtstag v. Harald Burger. Tübingen u.a., S. 255-264
- Bücker, Tanja (2007): Ethnolektale Varietäten des Deutschen im Sprachgebrauch Jugendlicher. In: SASI, H. 9. Universität Münster (online unter: http://noam.uni-muenster.de/sasi/Tanja_Buecker_SASI.pdf [30.09.2010])
- Burkhardt, Arnim (Hg., 2007): Was ist gutes Deutsch? Studien und Meinungen zum gepflegten Sprachgebrauch. Mannheim u.a. [= Thema Deutsch 8]
- Colliander, Peter (2008): Was heißt gutes und schlechtes Deutsch? Betrachtungen aus der Sicht des Deutschen als Fremdsprache im Ausland (DaFiA). In: Christopher Hall/Sebastian Seyferth (Hg.): Finnisch-deutsche Begegnungen in Sprache, Literatur und Kultur. Ausgewählte Beiträge der Finnischen Germanistentagung 2007. Berlin, S. 37-56
- Ders. (im Druck a): Aspekte qualitativer »Urteile« über Sprache aus der Perspektive des Deutschen als Fremdsprache im Ausland (DaFiA). In: Akten der türkisch-deutschen Germanistentagung im Oktober 2008 in Mannheim. Bonn
- Ders. (im Druck b): Wie gehen wir in der Vermittlung des Deutschen als Fremdsprache mit Normativität um? In: Akten des VIII. Treffens der skandinavischen und baltischen Germanisten im Juni 2009 in Sigtuna/Schweden
- Dirim, Inci/Auer, Peter (2004): Türkisch sprechen nicht nur die Türken. Über die Unschärfebeziehung zwischen Sprache und Ethnie. Berlin u.a.
- Eisenberg, Peter (2009): Richtig gutes und richtig schlechtes Deutsch. In: Marek Konopka/Bruno Strecker (Hg.): Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch. Berlin/New York, S. 53-69 [= Institut für Deutsche Sprache Jahrbuch 2008]
- Eroms, Hans-Werner (2007): Grammatisch gutes Deutsch – mehr als nur richtiges Deutsch. In: Burkhardt 2007, S. 90-108
- Gawrisch, Vanessa (2009): Die deutschsprachige Minderheit in Finnland. Ein Beispiel ungenutzter europäischer Förderungsmöglichkeiten. In: Der Sprachdienst 6, S. 186-192
- Glück, Helmut (Hg., 2000): Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart/Weimar
- Graefen, Gabriele/Liedke, Martina (2008): Germanistische Sprachwissenschaft. Deutsch als Erst-, Zweit- oder Fremdsprache. Tübingen
- Hinnenkamp, Volker (2000): »Gemischt sprechen« von Migrantenjugendlichen als Ausdruck ihrer Identität. In: Der Deutschunterricht 5, S. 96-107
- Hirschfeld, Ursula/Neuber, Baldur/Stock, Eberhard (2007): Was ist eine »gute« Aussprache? In: Burkhardt 2007, S. 64-77

- Kallmeyer, Werner (1996): Plurilinguisme dans les agglomérations urbaines. In: Hans Goebl u.a. (Hg.): Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Bd. 1. Berlin u.a., S. 450-458
- Kallmeyer, Werner/Keim, Inken/Aslan, Sema/Cindark, Ibrahim (2005): Variationsprofile. Zur Analyse der Variationspraxis bei den »Powergirls« (online unter: www.ids-mannheim.de/prag/sprachvariation/fgvaria/Variationsprofile.pdf [30.09.2010])
- Keim, Inken (2001): Die Powergirls. Aspekte des kommunikativen Stils einer Migrantinnengruppe aus Mannheim. In: Eva-Maria Jakobs/Annely Rothkegel (Hg.): Perspektiven auf Stil. Tübingen, S. 375-400
- Dies. (2004): Kommunikative Praktiken in türkischstämmigen Kinder- und Jugendgruppen in Mannheim. In: Deutsche Sprache 32, H. 2, S. 198-226
- Dies. (2008): Die »türkischen Powergirls«. Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantinnengruppe in Mannheim. Tübingen
- Kern, Friederike/Selting, Margret (2006): Einheitenkonstruktion im Türkendeutschen: Grammatische und prosodische Aspekte. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 25, S. 239-272
- Rampton, Ben (1995): Crossing. Language and Ethnicity among Adolescents. London u.a.
- Tekin, Özlem (in Vorbereitung): Kontrastive Phonetik Deutsch-Türkisch. Unter besonderer Berücksichtigung der segmental-phonetischen und orthographischen Schwierigkeiten türkischer Deutschlerner [Vortrag, gehalten auf der XIV. IDT, Jena-Weimar, 3.-8. August 2009; erscheint vorauss. im IDV-Magazin]
- Tertilt, Hermann (1996): Turkish Power Boys. Ethnographie einer Jugendbande. Frankfurt a.M.
- Wiese, Heike (im Druck): Ein neuer urbaner Dialekt im multiethnischen Raum: Kiezdeutsch. In: Dieter Läpple/Markus Messling/Jürgen Trabant (Hg.): Stadt und Urbanität im 21. Jahrhundert. Berlin

Probleme der Identitätskonstitution im interkulturellen Spannungsfeld am Beispiel von Güney Dals *Der enthaarte Affe*

WEERTJE WILLMS

Abstract

This article analyzes the problems of identity in the novel *Der enthaarte Affe* by the Turkish-German author Güney Dal by taking into account the intercultural dimension and psychological insight. The protagonist's identity problems rise from a loss of balance between the way he sees himself and the way he is seen by others; he suffers from several psychic and psychosomatic diseases, which are connected with his status as a foreigner. The doppelgänger constellation on the level of narrative fiction and diegetic confusion can be interpreted as a sign of the protagonist's split personality. In fact, on the level of fictional action, it is impossible to find out which doppelgänger figure is real and which one is imagined. This impossibility can be regarded as a fictional correlate of the protagonist's split personality.

1. EINLEITUNG

Als mit dem Anwerbevertrag für die sogenannten Gastarbeiter Anfang der 1960er Jahre türkische Arbeiter nach Deutschland kommen, entstehen die ersten Texte von Türken in Deutschland – in Form von Briefen, Gedichten oder Liedern, welche die Erfahrungen der Migration und der deutschen Arbeitswelt verarbeiten (Yeşilada 2008). Die vor allem etwas später emigrierenden Intellektuellen entwickeln ein Interesse für die türkische Arbeitsmigration und die Integration der Emigranten und setzen sich dafür ein, dass kulturelle Zusammenschlüsse und Publikationsorgane entstehen, wodurch eine Kulturvermittlung zwischen den türkischen Autoren und der deutschen Öffentlichkeit beginnt (vgl. Weigel 1992). Die Texte der türkischen Auswanderer kreisen in diesen ersten Jahren stets um Themen, die in unmittelbarem Zusammenhang mit der

Emigration auf Zeit und der Arbeit in Deutschland stehen, z.B.: der Wechsel vom Dorf in die (Groß-)Stadt, die entfremdete Arbeit in der Fabrik, die Rechtlosigkeit und die Ausbeutung der Arbeiter, die Sehnsucht nach der Heimat und der dort verbliebenen Familie, die Einsamkeit in der Fremde und die Isolation durch mangelnde Sprachkenntnisse, die Ausländerfeindlichkeit bei vielen Deutschen, das Erstarken traditioneller Werte wie Religion und Familienzusammenhalt in der Fremde, der ›Gastarbeitertraum‹ von Geldsparen und Rückkehr. Aufgrund der thematischen Anbindung dieser neu entstehenden Literatur an den Erfahrungsraum der sogenannten Gastarbeit und deshalb, weil die Autoren selbst ›Gastarbeiter‹ sind (die meisten indes nur vorübergehend, da sie – bis auf wenige Ausnahmen¹ – Intellektuelle sind, die bald wieder in akademische bzw. künstlerische Berufe wechseln), erhalten die Texte die Bezeichnung »Gastarbeiterliteratur«; eine Bezeichnung, von der sich die meisten Forscherinnen und Forscher heute allerdings strikt distanzieren.² Der Stil dieser Texte ist schlicht, er gemahnt an Erfahrungsberichte oder an Reportagen aus der Arbeitswelt, welche in den 1970er Jahren in der Bundesrepublik Konjunktur haben.

Ende der 1980er Jahre findet eine Veränderung in der Literaturproduktion türkischer Autoren in Deutschland statt, welche vor allem durch das Erscheinen von zwei Romanen im Jahr 1988 markiert ist: Aras Örens *Eine verspätete Abrechnung oder der Aufstieg der Gündoğdus* und Güney Dals *Der enthaarte Affe*,³ dem ich

1 | Der bekannteste wirkliche Arbeiterschriftsteller ist Fethi Savaşçı.

2 | In der Forschung wird heute der Begriff »Gastarbeiterliteratur« fast durchweg abgelehnt, da er als »patriarchalisch«, »herablassend« und »unverschämt« empfunden wird und die Literaturproduktion der ersten Autorengeneration »in sozialpädagogischer Fürsorge lediglich als Dokument der Betroffenheit betrachtet«, wie Hofmann (2006, 201) es ausdrückt. Kreuzer spricht sich 1984 noch für den Begriff aus, weil die Rezipienten die unter diesen Terminus subsumierte Literatur leicht einordnen könnten, da er eine bestimmte Zeit und einen bestimmten geografischen Raum bezeichne (nämlich die Bundesrepublik der 1970er Jahre) und somit spezifischer sei als beispielsweise ein Begriff wie »Migrantenliteratur«. Außerdem lasse sich dieser Terminus, der die literarische Produktion verschiedener ethnischer Gruppen umfasst, an den Begriff der »Arbeiterliteratur« anschließen, der in den 1970er Jahren in der Bundesrepublik wichtig war. Nach zahlreichen Vorschlägen wie z.B. »Ausländerliteratur« (Ackermann/Weinrich 1986), »kleine Literatur« (Weigel 1992), »deutschsprachige Minderheitenliteratur« (Karl Esselborn), »Migrantenliteratur«, »Migrationsliteratur« wird heute von vielen der Terminus »interkulturelle Literatur« (z.B. Chiellino 2007) vorgezogen. Meines Erachtens schränkt dieser Terminus die darunter subsumierten Texte indes zu sehr auf eine angenommene interkulturell ausgerichtete Thematik ein, was zwar vielen, aber längst nicht allen Texten entspricht, die von Autorinnen und Autoren nicht-deutscher Herkunft geschrieben werden (vgl. z.B. die Texte von Akif Pirinçci und Selim Özdoğan). Ich verwende daher die Bezeichnung türkisch-deutsche Literatur bzw. Autoren, sofern die Hervorhebung der nationalen Herkunft des Autors oder der Autorin für den Text von Bedeutung ist, da diese pragmatisch gemeinte Bezeichnung keine thematische Eingrenzung der Texte schafft.

3 | Elf Jahre später ist der Text unter dem Titel »Janitscharenmusik« mit einigen wenigen Veränderungen erneut erschienen.

meine Aufmerksamkeit im Folgenden widmen möchte. Die Texte dieser – literaturgeschichtlich – zweiten Generation von Autoren wenden sich sowohl neuen Themen als auch neuen Ausdrucksformen zu. Es werden Fragen der Integration in die deutsche Gesellschaft und der nun im Spannungsfeld von zwei Kulturen zu verortenden Identität wichtig; zumal dann, wenn die Familie nach Deutschland nachgezogen ist und auch die Kinder der Gastarbeiter in der deutschen Gesellschaft einen Platz finden müssen. Sind die Texte der ersten Generation auffällig schlicht gestaltet (s.o.), so stellen die der zweiten Generation interessanterweise die Literarizität in besonderer Weise in den Vordergrund. Die Reportage über Arbeitswelt-Erfahrungen scheint von der interkulturellen Auseinandersetzung abgelöst zu werden, welche ganz bewusst die literarische Stilisierung und Verfremdung als Ausdrucksmittel wählt. Dabei verändert sich auch der Blickwinkel der Erzähler: Handelt es sich zunächst um den Blickwinkel der Türken auf das fremde Deutschland bzw. der Türken, die eine Identität in Auseinandersetzung mit zwei Kulturen entwickeln müssen, finden die jüngeren Autorengenerationen zu einer übernationalen, kosmopolitischen Betrachtungsweise, die dann in den jüngsten Texten sogar von einem eher ›deutschen‹ Blickwinkel abgelöst wird.

Der hier im Zentrum stehende Autor Güney Dal repräsentiert in seinem Lebenslauf zahlreiche ›typische‹ Merkmale türkisch-deutscher Autoren seiner Generation: Dal wird 1944 in der Türkei geboren und emigriert 1972 – also als erwachsener Mann von 28 Jahren – nach Deutschland, nachdem er in seinem Heimatland ein Studium absolviert und in verschiedenen kulturell orientierten Berufen gearbeitet hat (z.B. als Buchhändler und Journalist). In Deutschland arbeitet Dal zunächst als Fabrikarbeiter (›Gastarbeiter‹), später als Journalist und Autor für den *Sender Freies Berlin*. Ende der 1970er Jahre lässt er sich als freier Autor nieder und ist inzwischen mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet worden. *Der enthaarte Affe* ist Dals dritter Roman, der – wie alle Texte dieses Autors – auf Türkisch geschrieben ist und in engem Kontakt mit dem Übersetzer Carl Koß ins Deutsche übertragen wurde. Anders als die Texte von Emine Sevgi Özdamar und Feridun Zaimoğlu ist Dals Roman nicht sehr bekannt geworden. Sowohl in Bezug auf die Erzählverfahren als auch hinsichtlich der in ihm verhandelten Themen ist er indes ein bedeutender und wichtiger Text, dem eine Schlüsselposition in der Entwicklung der türkisch-deutschen Literatur in Deutschland zukommt.

2. IDENTITÄT UND INTERKULTURALITÄT IN DALS *DER ENTHAARTE AFFE*

Der Text⁴ besteht aus zwei Teilen, der erste mit der Überschrift *Zeitungstage* (EA, 1-205) betitelt, der zweite mit der Überschrift *Aus den Notizen eines Spions* (EA, 217-350). Der erste Teil wird von dem Ich-Erzähler Ömer Kul, einem in Berlin lebenden türkischen Gastarbeiter, erzählt, welcher sich krankschreiben lässt, um

4 | Im Folgenden abgekürzt durch »EA« im Fließtext. Alle Seitenzahlen beziehen sich auf die in der Bibliografie angegebene Ausgabe von 1988.

ein Buch zu verfassen. Er ist seit Jahren davon überzeugt, dass fast alle journalistischen Meldungen Betrug seien, und er hat die seiner Ansicht nach eigentlichen ›Wahrheiten‹ über die Welt in Form von Notizen gesammelt, welche er nun zusammenstellen möchte. Hierfür wählt er die Form einer Wandzeitung, die er nachts schreibt und tagsüber von seiner Familie lesen lässt. In den *Zeitungstagen* berichtet Ömer tagebuchartig von dem Verfassen und Erscheinen der Wandzeitung. Gleichzeitig manifestiert sich bei ihm eine psychische Krankheit, die im Verlauf der Handlung immer weiter voranschreitet, bis er von seiner Familie in eine Klinik eingeliefert wird, womit der erste Teil des Romans endet. Als Ömers Wahn schon relativ ausgeprägt ist, findet er seine eigenen Notizen in der Schreibtischschublade, erkennt sie jedoch nicht wieder und interpretiert sie stattdessen als die Notizen eines Spions, dem er unterstellt, in sein Haus eingedrungen zu sein und ihn zu bedrohen. Diese *Notizen eines Spions* bilden den zweiten Teil des Romans, in dessen Mittelpunkt Ibrahim Yaprak steht – ebenfalls ein Türke in Berlin mit zahlreichen Parallelen zu Ömer. Ibrahims Geschichte wird in Du-Form berichtet, und er wird als ein Schriftsteller mit einer Schreibblockade vorgestellt, der nach vielen Jahren endlich seinen Roman schreibt, und zwar über einen türkischen Gastarbeiter in Berlin namens Ömer. Der erste Teil des Romans wird nun als das Romanmanuskript Ibrahims – mit Ömer als dessen Hauptfigur – dargestellt, so dass sich das Verhältnis zwischen Ömer und Ibrahim umdreht: Ist zunächst Ibrahim (als namenloser Spion) eine imaginierte Figur Ömers, wird nun Ömer zu einer imaginierten Figur Ibrahims.

Im Folgenden konzentriere ich mich auf die Identitätsproblematik, welche ich unter interkulturellem Gesichtspunkt analysieren möchte, das heißt, ich möchte zeigen, inwieweit die Identitätsproblematik mit der Migrationserfahrung und der Auseinandersetzung mit der fremdkulturellen Umgebung im Zusammenhang steht, wobei ich auf Theorien und Erkenntnisse aus der Psychologie zurückgreife. Außerdem untersuche ich, welche Rolle in diesem Zusammenhang die Vermittlungsebene spielt.

2.1 Manifestationen des Wahnsinns beim Ich-Erzähler

Der autodiegetische Erzähler und Protagonist des ersten Teils des Romans, Ömer Kul, präsentiert uns alle Ereignisse aus seiner Perspektive. Es gibt hier keinen ordnenden Eingriff eines anderen, übergeordneten Erzählers, stattdessen präsentiert sich uns weitgehend ein innerer Monolog, bei dem Erleben und Erzählen der intern fokalisierten Erzählerstimme fast deckungsgleich sind. Hierdurch entsteht eine große Unmittelbarkeit des Wiedergegebenen, wir tauchen ein in die Welt von Ömer, in seine Problematik, in seine wahnhafte Störung. Dennoch liefert Ömer so viele Informationen über das Handeln, das Verhalten und die Aussagen anderer Figuren, dass wir als Rezipienten einen Abgleich mit der Text-Realität erhalten und die geschilderten Ereignisse unabhängig von Ömers Interpretation verstehen können.

Solange der Erzähler und Protagonist Ömer zu Beginn des Textes noch in den geordneten Verhältnissen von Arbeit, Kaffeehaus und Familie lebt, ist sein

Wahn gebändigt. In dem Moment aber, als er sich krankschreiben lässt, den ganzen Tag zuhause ist und sich mit seiner paranoiden Wahnvorstellung – nämlich die angeblichen Lügen böser Mächte zu sammeln und aufzuschreiben – beschäftigt, wird seine Identitätsproblematik manifest, welche mit folgenden Krankheitsbildern aus der Psychiatrie umrissen werden kann: Fehleinschätzungen der Realität und des eigenen Verhaltens, Verfolgungswahn, Größenwahn, Zwangsneurose, fehlende Empathiefähigkeit und Verflachen der Affekte, psychosomatische Beschwerden, Halluzinationen und Persönlichkeitsspaltung. Diese Krankheitszustände – welche übrigens in der Psychologie unter den Begriff »Migrationspsychose« subsumiert werden (vgl. Black 1993, 160; Kora 1998) – prägen sich immer weiter aus, bis Ömer körperlich zusammenbricht und keinerlei Bezug mehr zur Realität hat. Sein grundlegender Identitätskonflikt – sowohl unter psychologischem Gesichtspunkt betrachtet als auch unter literarischem, also bezogen auf den Roman als Erzählkonstrukt – ist derjenige der Persönlichkeitsspaltung und des Wahns.

Bereits die erste Ausgabe der Wandzeitung macht offensichtlich, dass Ömer eigentlich gar nichts zu sagen hat. Er steigert sich immer weiter in die Welt seiner Zeitung hinein, die zu einer sich verselbständigenden Realität für ihn wird. Er fungiert als der Herausgeber und Redakteur der Zeitung und trennt dabei deutlich zwischen sich und dem Ömer der Zeitung, nimmt diesen also als real existent an, wie in einer Aussage gegenüber seiner Tochter deutlich wird: »Es ist hier nicht die Rede von deinem Vater Ömer Kul, es handelt sich vielmehr um einen der wenigen Korrespondenten der Zeitung, die du dort siehst, mit Namen Ömer Kul. Das heißt, es ist ein anderer Ömer Kul.« (EA, 79) Diese Persönlichkeitsspaltung wird später noch manifester, als Ömer sich in viele verschiedene Korrespondenten namens Ömer Kul aufspaltet und am Ende sogar der alleinige Gegenstand der Nachrichten selbst wird. Die von ihm repräsentierten Korrespondenten besitzen stets einen außergewöhnlichen Status (amerikanischer Präsident, KZ-Arzt, Professor für Genforschung u.a.), die Nachrichten über sich selbst mutieren gar zu einer »Selbstbeweihräucherung« (z.B. EA, 197). Ömer hält seine Zeitung und seine »Wahrheiten« für eine Aufgabe von nationaler Bedeutung, für die er von allen höchste Aufmerksamkeit und Bewunderung verlangt, am Ende wähnt er sich gar in göttlicher Nähe:

Einmal ging mir [...] der Gedanke durch den Kopf, daß mir eine göttliche Offenbarung zuteil werden könnte. [...] [Auf eine Nachfrage der Tochter:] »Ich habe für einen Moment geglaubt, daß ich Gottes Prophet werden würde, mein Schatz« [...]. (EA, 110)

Dieser extreme Größenwahn ist jedoch nur die Kehrseite des Minderwertigkeitskomplexes, den Ömer als Arbeiter und als Ausländer in Deutschland hat. Eher versteckt gibt er immer wieder zu verstehen, dass seine Zeitung die »Stimme der schweigenden Millionen« (EA, 192) von Arbeitern sei. Die dunklen Mächte dagegen, welche die Wahrheiten verfälschten, rekrutierten sich aus den kapitalistischen Großverdienern und den Mächtigen in der Gesellschaft, welche die Arbeiter unterdrückten, ausnutzten und betrögen. Das Gefühl, ein rechtlo-

ser ausländischer Arbeiter zu sein, das Gefühl der völligen Nichtigkeit und der fehlenden Verankerung im Lebensumfeld äußert sich in dem Größenwahn, es ›denen da oben mal zu zeigen‹.

Die Aufspaltung in die verschiedenen Zeitungskorrespondenten deutet bereits an, dass Ömer in Bezug auf seine Identität verunsichert ist, was vor allem in seiner Doppelgänger-Fantasie manifest wird, welche schon zu Beginn des Textes eingeführt wird und die Struktur des gesamten Romans prägt. Ömer beschreibt den Beginn seiner Persönlichkeitsspaltung folgendermaßen:

Jedesmal hatte ich Angst vor diesem Gefühl und versuchte es zu verdrängen, als ob ich es nicht erlebt hätte. [...] Sie trat zuerst auf, als ich ungefähr zehn Jahre in Berlin war, diese Traum-Wirklichkeit: Von Zeit zu Zeit lebt neben mir, Schulter an Schulter, ein anderer Ömer Kul, er atmet, er macht immer genau das, was ich gerade mache, oder versucht mich zu ärgern, indem er das genaue Gegenteil macht. Ein solches Hirngespinnst eben. (EA, 59f.)

Aus den nun folgenden Berichten, in denen der ›andere Ömer Kul‹ ein immer stärkeres Gewicht einnimmt, wird deutlich, dass es sich hierbei um einen halluzinierten Doppelgänger handelt, also um eine (weitere) wahnhafte Persönlichkeitsspaltung Ömers. Entgegen der einsichtig wirkenden eben zitierten Schilderung nimmt Ömer seinen Doppelgänger jedoch im weiteren Verlauf als einen real existierenden fremden Mann wahr, dessen Existenz immer größeres Gewicht einnimmt. Ömer wundert sich über die Parallelen zwischen ihm und dem »lügenhafte[n], vaterlandslose[n] Bandit[en]« (EA, 142), von dem er in Folge annimmt, dass er ein Agent oder Spion sei, der von der Regierung oder der Armee auf ihn und seine Familie angesetzt worden sei. Er unterstellt diesen Mächten, ihn ausschalten zu wollen, um weiter die Wahrheiten in der Welt verdrehen und Profit machen zu können.

Bevor ich auf die Doppelgängerproblematik und ihre Manifestation auf der Ebene der Romanstruktur weiter eingehe, soll die Identitätsproblematik Ömers in Bezug auf sein Verhältnis zu Deutschland näher untersucht werden.

2.2 Ömers Verhältnis zu Deutschland

Die Problematik von Eigen- und Fremdwahrnehmung

Obwohl Ömer, wie er an einer Stelle seiner Aufzeichnungen erwähnt, seit 20 Jahren in Deutschland lebt, hat er keinen persönlichen Kontakt zu Deutschen. Dennoch steht er in einem extremen Spannungsverhältnis zu der Wahrnehmung der Deutschen und den ihnen zugeschriebenen Werten und Charaktermerkmalen. Dabei wird deutlich, dass sein Selbstbild insofern gestört ist, als er zu keinem ausbalancierten Verhältnis von Eigenwahrnehmung und antizipierter Fremdwahrnehmung gelangt.⁵ Stattdessen entwickelt Ömer eine

5 | Nach der Terminologie von George Herbert Mead (1973) sind die Instanzen von »Ich« (»I«) und »Ich« (»Me«), welche das Subjekt zu einem Selbstkonzept integrieren

ausgeprägte Paranoia. Unter anderem ist er von der zwanghaften Vorstellung besessen, von den Deutschen stets und ausschließlich als Ausländer wahrgenommen zu werden. Die antizipierte oder unterstellte Fremdwahrnehmung hat in Ömers Selbstkonstitution das Übergewicht bekommen und ist so sehr zu einer ihn verfolgenden fixen Idee geworden, dass sie in Form eines Ausbrechens von Unterdrücktem sich immer wieder Bahn bricht. Wenn Ömer mit Deutschen zusammen ist, thematisiert er zwanghaft von sich aus seinen Ausländerstatus und ist außerdem davon überzeugt, dass er deswegen verachtet wird (EA, 153).

Ömer scheint sich mit der unterstellten Fremdwahrnehmung so sehr zu identifizieren, dass er sich sogar die vermeintlich ›deutsche Wahrnehmung‹ zu eigen macht. Dies hat einerseits zur Folge, dass er, statt sich mit den eigenen Landsleuten zu solidarisieren, sich von diesen distanziert und sie kritisiert (z.B. EA, 18), sich also auf die Seite der ausländerfeindlichen Deutschen stellt. Zum anderen bewirkt diese Internalisierung der Fremdwahrnehmung und die Identifizierung mit ihr, dass er vor sich selbst keine Kritik an den Deutschen zulässt, was ihn immer wieder in einen Zwiespalt zwischen Wahrnehmung und Bewertung des Erlebten bringt. Ömer scheint schlechte Eigenschaften der Deutschen oder Probleme, die in Deutschland existieren, zwar durchaus wahrzunehmen, er erwähnt sie in seinen an einen fiktiven Leser gerichteten Aufzeichnungen auch, doch schafft er es nicht, die Dinge beim Namen zu nennen und Konsequenzen daraus zu ziehen. Entsprechend begegnet Ömer – der seiner eigenen Familie gegenüber rücksichtslos und tyrannisch ist – den Deutschen mit Unterwerfungsgesten, Überfreundlichkeit und Hyperkorrektheit. Man kann nicht sagen, dass er in Deutschland integriert wäre – er bewegt sich in einem rein türkischen Umfeld –, auch von Assimilation zu sprechen, wäre der falsche Begriff. Es handelt sich eher um eine Art Überidentifizierung mit den Deutschen, welche ihn jedoch ebenso von den türkischen Landsleuten in Berlin distanziert wie auch von den zurückgebliebenen Verwandten und Freunden in der Türkei und schlussendlich auch von den Deutschen selbst, so dass er völlig isoliert ist.

Im Zuge dieser Überidentifizierung übernimmt Ömer auch den Deutschen zugeschriebene Charaktermerkmale, welche er in einer ins Krankhafte übersteigerten Form verkörpert. Es handelt sich vor allem um die Merkmale Pünktlichkeit und Rationalität. So hat Ömer eine ausgeprägte Zwangsneurose in Bezug auf Zeit, mit der er sich selbst und seine Familienmitglieder tyrannisiert. Er verlangt von seinen Familienmitgliedern, dass sie ihren ganzen Tagesablauf einem minutiös festgelegten Zeitraster unterwerfen und dass sie ihm immer wieder genaueste Angaben über die Uhrzeit machen, auch wenn dies völlig dys-

müsse, aus dem Gleichgewicht geraten. Das »Ich« ist die organisierte Gruppe von Halbtungen anderer, die man selbst einnimmt« (Mead 1973, 218). Ein gestörtes Verhältnis von Eigen- und Fremdwahrnehmung ist ein häufiges Phänomen in Texten türkisch-deutscher Autoren, wie Dayıoğlu (2004) in einer erhellenden Analyse zur Integrität von Migrantinnen-Figuren (besonders bei Aras Ören und Zafer Şenocak) darstellt.

funktional sind. Ebenso notiert er in nur kurzen Abständen die genaue Uhrzeit von Erlebnissen und Handlungen in seinen Aufzeichnungen (beispielsweise Angaben über die Zeit des Händewaschens).

Abgesehen davon, dass Zeit und Pünktlichkeit mit dem sogenannten deutschen Nationalcharakter assoziiert werden, ist es noch aus einem anderen Grunde kein Zufall, dass Ömer ausgerechnet in Bezug auf Zeit eine Zwangsnervose entwickelt. Gemessene Zeit ist ein sehr präsent es Ordnungsraster, welches den sicherlich größten Einfluss auf die Strukturierung unseres modernen Lebens besitzt. Durch die Migration wird der Mensch aber aus den in seiner Kultur bestehenden, ihm vertrauten Rastern von Raum und Zeit herauskatapultiert und gezwungen, sich in neuen Raum-Zeit-Verhältnissen zurechtzufinden. Diese Anpassung gelingt Ömer anscheinend nicht, so dass in ihm das Gefühl entsteht, die Welt um sich herum und den zeitlichen Ablauf des Lebens nicht unter Kontrolle zu haben. Er hat ein sehr starkes Bedürfnis, eine äußerliche Ordnung herzustellen, da er die ihn umgebende Welt als chaotisch empfindet und auch in seinem Inneren diese Unordnung herrscht, der er durch die Zeit-hysterie Herr zu werden versucht.

Mit seinem Hauptanliegen – seine Notizen über die ›Wahrheiten der Welt‹ zusammenzustellen und aufzuschreiben – vertritt Ömer außerdem die Seite des Wissens und der Rationalität, während demgegenüber seine Emotionen pathologisch verflacht sind, er steif, penibel, auch herablassend auftritt und unfähig zur Empathie ist, was sich vor allem in seinem Verhältnis zu seinen Familienmitgliedern manifestiert. In einer perversen Logik wirft aber Ömer diese Eigenschaften, die den Deutschen im allgemeinen Diskurs als nationale Charaktermerkmale zugeschrieben werden, den Deutschen vor, ohne zu merken, dass er sie selbst in viel stärkerer Weise verkörpert. Dies wird besonders gut in einer Szene entlarvt, in der Ömer in Pantoffeln in einen Zeitungskiosk geht, um die Zeitungen seiner ›Journalistenkollegen‹ zu kaufen. Als er den Kiosk betritt, macht eine der drei dort anwesenden Personen eine Bemerkung über seinen Aufzug, woraufhin Ömer gleich sein Ausländer- und Migrantendasein thematisiert (›wir Südländer«, EA, 146). Daraufhin wird er dann tatsächlich als Ausländer wahrgenommen (es findet eine projektive Identifizierung statt) und beleidigt (›Du hättest nicht herkommen sollen. Was hast du hier zu suchen?«, EA, 146), und es entwickelt sich ein Disput, bei dem Ömer Mitleid erregend wirkt. Als er dann noch die Verkäuferin versehentlich mit »meine Mutter« anredet, tritt eine Kundin auf ihn zu und nimmt ihn ungestüm in ihre Arme: »Laß mich deine Mutter sein, mein Kleiner«, sagte sie.« (EA, 147) Die Deutsche zeigt hier also den Überschwang an Emotionen, den man sonst den Südländern zuschreibt. Ömer dagegen, der sich auch in dieser Szene wieder als warmblütigen Südländer bezeichnet und damit von den ›steifen Deutschen‹ abgesetzt hatte, reagiert verletzt und beleidigt auf diesen Gefühlsausbruch. Trotzdem dozieren er gegenüber den Anwesenden über die angebliche Wissensfixiertheit der Deutschen, welche auch ihr Verhältnis zu den Migranten bestimme, obwohl er gerade etwas anderes erlebt hat:

Der Wissensschatz von euch Deutschen hat mich schon immer tief beeindruckt. Sie wissen soviel, daß Ihre Kenntnisse sich manchmal zwischen Sie und die Menschen schieben. [...] Auch Ihre Beziehungen zu den Ausländern sind davon mitgeprägt: Anstatt mit ihnen zusammenzuleben, halten Sie es für ausreichend, alle Arten von Kenntnissen über Sie zu erwerben. Das genügt natürlich nicht ... (EA, 151).

Ömers Beziehung zu Deutschland ist von einem unüberwindlichen Zwiespalt zwischen Verachtung und Unterwerfung geprägt sowie durch den zum Scheitern verurteilten Wunsch dazuzugehören, der ihn auch körperlich krankmacht: Magenschmerzen, Schlaflosigkeit, Atemnot, panische Angst und vieles mehr. Dass es sich hierbei letztlich um psychosomatische Beschwerden handelt, die Ausdruck der Angst vor einem Selbstverlust sind, der sehr deutlich im Zusammenhang mit der Migrationsproblematik steht, zeigt sich am Ende der hier beschriebenen Szene, als Ömer nach Hause geht und sagt: »Ich erstickte fast an der Angst, ich würde nie zu Hause ankommen, sondern bis in alle Ewigkeit verlorengelassen.« (EA, 151)

2.3 Die Doppelgängerproblematik auf der Vermittlungsebene als Ausdruck des Wahns

Das Gefühl der Bedrohung durch angebliche böse Mächte, also der Verfolgungswahn, der Größenwahn und die Aufspaltung in verschiedene Persönlichkeiten, sind durchaus schizophrentypisch;⁶ der Wahnsinn Ömers kann und soll indes nicht auf ein psychiatrisches Krankheitsbild reduziert werden, da die Doppelgängerthematik im weiteren Verlauf des Romans in weit komplexerer Weise ausgestaltet wird, so dass sich hier auf einer neuen Ebene der Zusammenhang von Identitätsproblematik und Migration zu erkennen gibt. Hierfür ist es notwendig, die Romanstruktur als Ganze und das Verhältnis der beiden Protagonisten – Ömer Kul im ersten Teil und Ibrahim Yaprak im zweiten Teil – noch einmal genauer zu betrachten.

Anfänglich wurde gesagt, der Roman bestehe aus zwei Teilen, nämlich den beiden als jeweils eigene Romane markierten *Zeitungsstagen* und den *Notizen eines Spions*. In Wirklichkeit jedoch – und dies übersieht man leicht – besteht der Text aus vier Teilen, denn jeweils am Ende der beiden Teil-Romane stehen einige Kapitel, in denen sich die beiden Figuren Ömer und Ibrahim im Krankenhaus treffen (EA, 206-216 u. 351-359) und welche das Verhältnis der beiden Teil-Romane in einem anderen Licht erscheinen lassen.

6 | Zwar gehören einige Merkmale der psychischen Störung Ömers in das Krankheitsbild der Schizophrenie (Verflachen der Affekte, Halluzinationen/Persönlichkeitsspaltung, Wahnideen wie Größenwahn und Verfolgungswahn), doch kann man seine Krankheit nicht eindeutig als schizophrene Störung einordnen (vgl. Andreasen/Black 1993; Weltgesundheitsorganisation 2010). Daher gebrauche ich die allgemeineren Begriffe ›Wahn‹ und ›Persönlichkeitsstörung‹.

Betrachtet man zunächst nur die beiden Teil-Romane, so ergeben sich zwei mögliche Interpretationen (s.o.): Erstens kann man Ibrahim als den halluzinierten Doppelgänger Ömers interpretieren. Für diese Version spricht einiges, da ja der Roman mit den Schilderungen des autodiegetischen Erzählers Ömer beginnt. Ömer leidet an einer wahnhaften Persönlichkeitsspaltung, den von ihm fantasierten Doppelgänger interpretiert er als einen ihn bedrohenden Spion. Seine eigenen Notizen schreibt er diesem Spion zu, sein Sohn holt die *Notizen eines Spions* aus Ömers Schublade, übergibt sie dem Arzt im Krankenhaus, und so gelangen sie wieder in die Hände Ömers. Insofern erscheint es auch logisch, dass der zweite Teil in Du-Form geschrieben ist, handelt es sich doch um eine Selbstansprache Ömers, die aus einer Schreibsituation der Halluzination und Identitätsspaltung heraus entstanden ist. Auch passt es ins Bild, dass Ömer sich im zweiten Teil selbst als Romanfigur bezeichnet, also als Fiktion, hat er sich doch längst in erfundene Personen aufgespalten und empfindet sich auch schon lange als nicht mehr verankert in seiner Realität.

Wenn Ömer in dem zweiten Teil als eine Romanfigur von Ibrahim Yaprak bezeichnet wird, so kann man den Roman aber auf eine zweite mögliche Art interpretieren, nämlich dahingehend, dass *Notizen eines Spions* der primäre Text ist, während *Zeitungsstage* demgegenüber nur das Romanmanuskript des Schriftstellers Ibrahim wäre. Da Ömer Kul und Ibrahim sehr viele Parallelen aufweisen, kann man auch in dieser zweiten Lesart von einer Doppelgänger-Fantasie sprechen, was ich etwas genauer ausführen möchte, bevor ich auf die dritte mögliche Lesart zu sprechen komme.

Auch Ibrahim ist psychisch krank und leidet unter einer unsicheren Identität. Bei ihm manifestiert sich dies vor allem in Halluzinationen (EA, 251 u. 269), Auflösungserscheinungen (z.B. EA, 242 u. 351) und Ängsten, sich selbst zu verlieren. Diesen Tendenzen versucht er entgegenzuwirken, indem er sich selbst verletzt, um sich wieder als Ganzes zu spüren. Mit der ständigen Auflösung seines Körpers ist eine Vermischung von Traum und Wirklichkeit verknüpft: »Zu schlafen und dich in Alpträumen zu winden, die du vom wirklichen Leben schon nicht mehr zu unterscheiden weißt, ist dir zur unerträglichen Qual geworden.« (EA, 300f.) Auch in Bezug auf Ibrahim wird deutlich, dass diese Probleme in einem Zusammenhang mit der Migration stehen. Ibrahim fühlt sich stets als Ausländer, empfindet als Emigrant einen Rechtfertigungszwang, und er hat den Eindruck, nicht am eigentlichen Leben der Gesellschaft teilzunehmen. Dies ruft – wie auch bei Ömer – einen unerträglichen Zwiespalt in ihm hervor, zumal er auch keinen Zugang mehr zu seiner Vergangenheit und seinen alten Gefühlen findet bzw. diese nicht in seine Gegenwart integrieren kann. Dies wird in einer Szene deutlich, als Ibrahim plötzlich von unerklärlichen Hungerattacken befallen wird, auf die er mit exzessivem Kochen reagiert, wobei er am Ende das Essen jedoch gar nicht zu sich nehmen will. Entscheidend ist hier der Kochvorgang selbst, denn die dabei entstehenden Gerüche lassen »[a]lle möglichen verdrängten Erinnerungen« (EA, 316) in ihm wach werden. Gerüche, welche, wie die Traumaforschung herausfinden konnte, den direktesten und unkontrollierbarsten Zugang zu Erinnerungen liefern, also besonders

starke *Trigger* für die Erinnerung sind (vgl. z.B. Fischer/Riedesser 2009), sind für Ibrahim ein Versuch, um eine Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart herzustellen, was ihm jedoch nur selten gelingt.

Sowohl die psychosomatischen Krankheitssymptome als auch viele andere psychische Probleme Ibrahims ähneln denen Ömers (z.B. Schmerzen, Atemnot, Ängste, das Vermischen von Traum und Realität, das Zeitproblem). Während dies aber bei Ömer ausschließlich als Folge der nicht bewältigten Migration und eines Minderwertigkeitskomplexes als (>Gast<-)Arbeiter dargestellt wird, könnte man Ibrahims psychische Probleme außerdem als Folge eines Verfolgungstraumas deuten. Der Intellektuelle Ibrahim ist als politischer Flüchtling nach Berlin gekommen, und es gibt einige Hinweise darauf, dass er in der Türkei einer dramatischen politischen Verfolgung ausgesetzt war (z.B. EA, 244, 265 u. 319). Seine politisch revolutionären Ideen leben bis in die Gegenwart fort, und er leidet darunter, dass er sie in Deutschland nie realisieren konnte. Die Ängste, der Verfolgungswahn, die psychosomatischen Krankheiten, die Persönlichkeitsdissoziation, das Verwischen von Fiktion und Realität passen zu der Symptomatik einer posttraumatischen Störung, die nicht bewältigt wurde. Außerdem gehören die von Ömer nicht geteilten Symptome Sucht (Ibrahim ist Alkoholiker) und Selbstverletzung in dieses Krankheitsbild.⁷ Aufgrund der beschriebenen Umstände kann der Migrant Ibrahim in seiner neuen Lebensrealität nicht Fuß fassen, sondern lebt seit seiner Auswanderung mit der Lebenslüge seines angeblichen Romans. In dem Moment, als er das Projekt tatsächlich realisieren will, bricht der jahrelang mühsam aufrechterhaltene psychische Schutzwall zusammen und er wird wahnsinnig. Je intensiver sich Ibrahim mit dem Roman beschäftigt, umso mehr gerät er psychisch aus dem Gleichgewicht und muss feststellen, dass seine Balance zwischen Fantasie und Wirklichkeit verloren geht. So wie für Ömer die Zeitung immer mehr zu einer eigenen Realität wird, verselbständigen sich auch Ibrahims Romanprojekt und seine Romanfigur Ömer:

7 | Während für die Schizophrenie eine Persönlichkeitsspaltung typisch ist, bei der der Erkrankte zwei gleichzeitige Persönlichkeiten ausbildet, findet bei der posttraumatischen Störung eine Dissoziation in verschiedene Persönlichkeiten statt, welche die Betroffenen abwechselnd und nacheinander, aber nicht gleichzeitig einnehmen. Für die Einordnung in das Krankheitsbild einer posttraumatischen Störung sprechen außerdem folgende Symptome Ibrahims, welche nicht bei Ömer auftreten: das Suchtverhalten (er ist Alkoholiker) und die Selbstverletzung (vgl. Fischer/Riedesser 2009; Weltgesundheitsorganisation 2010). Ibrahim leidet dagegen nicht unter Verfolgungswahn, welcher wiederum schizophrenietypisch ist. Eine genaue psychiatrische Diagnostik der Krankheiten von Ömer und Ibrahim wird hier nicht angestrebt, da sie dem Text als literarischer Fiktion nicht gerecht wird. Es ist jedoch erstaunlich, welche feine Unterscheidungen der Text in Bezug auf die Erkrankung, ihre Symptome und ihre Ursachen macht, welche eine relativ genaue psychiatrische Einordnung zulassen.

Nun hast du so viele Jahre nach einer Geschichte gesucht, die innerlich und äußerlich mit dir im Einklang steht, hast sie so lange im Kopf reifen lassen, und da kommt jetzt ein gewisser Ömer daher, dessen genaue Identität noch gar nicht feststeht und versucht auch noch, dich von deinem Weg abzubringen, bemüht sich, dich an dir selbst, an deinem Vertrauen in dich selbst zweifeln zu lassen ... [...] Beim Frühstück erklärtest du deiner Frau, Ömer habe die Geschichte akzeptiert. Dazu sei jedoch dein Drängen notwendig gewesen, denn er habe, soweit du es beobachten konntest, die Geschichte nicht mal in ihren groben Zügen begriffen. (EA, 335f.)

Beide Projekte und beide Doppelgängerfiguren – Zeitung und Roman, Ibrahim und Ömer – verselbständigen sich zu einer imaginierten Realität und werden zu einer fixen Idee, die den latent vorhandenen Wahnsinn der beiden Figuren manifest werden lässt. Ömer und Ibrahim können als ein und dieselbe Figur betrachtet werden, über die ihre psychische Störung Macht ausübt: »Seit Tagen schreibst du da etwas, anscheinend nicht aus eigener Kraft, sondern als ob ein anderer, eine mysteriöse Kraft, die die Kontrolle über dich erlangt hat, es dir diktiert ...«, sagt Ömer (EA, 165). Die Identität der beiden Figuren wird untermauert durch zahlreiche im Text verstreute Hinweise darauf, dass sich der erste und der zweite Romanteil gleichzeitig ereignen. Mehrere Szenen und Ereignisse des ersten Teils werden im zweiten Teil wiederholt, zunächst aus dem Blickwinkel Ömers, später aus demjenigen Ibrahims, dabei aber mit leichter Abwandlung. Es stellt sich die Frage, welche Figur, also welcher Teil des Romans der primäre ist.

Die Ausführungen zu der möglichen zweiten Lesart und der Identitätsproblematik der zweiten Figur zeigen bereits, dass in dem Roman ein Verwirrspiel mit den Fiktionsebenen getrieben wird. Dieses wird mit der dritten möglichen Lesart des Textes auf die Spitze getrieben, welche sich in den Passagen im Krankenhaus, jeweils am Ende der beiden Romanteile, entfaltet. Diese Passagen sind in einem anderen Erzählmodus gestaltet als die beiden Romanteile. Die Begegnungen zwischen Ömer und Ibrahim werden im dramatischen Modus mitgeteilt, es handelt sich um eine Wiedergabe von Dialogen zwischen den beiden Figuren bzw. zwischen ihnen und dem Arzt ohne *Verba dicendi*. Ömer und Ibrahim treten nun nicht als Fiktionen des jeweils anderen auf, sondern vielmehr als gleichberechtigte Figuren in einem Roman, für den man einen übergeordneten Erzähler annehmen muss. Die beiden Figuren treffen sich, sprechen miteinander, wundern sich über die Existenz des jeweils anderen und befreunden sich. Ibrahim versucht am Ende mit allen Mitteln, Ömer bei sich zu behalten, da er sich ohne ihn einsam fühlt.

Formal wird für diese Passagen ein übergeordneter Erzähler auf den letzten beiden Seiten des Romans suggeriert, da sich nämlich Ibrahim als der Autor des Romans *Der enthaarte Affe* bezeichnet. Er gibt Ömer ein Manuskript zu lesen, welches aus den *Zeitungsstagen* und den *Aufzeichnungen eines Spions* besteht und welches nun von Ömer (und mit ihm vom textexternen Rezipienten) in einer neuen, nicht-linearen Reihenfolge gelesen werden soll, die im letzten Kapitel genannt wird und auch schon dem Roman zu Beginn als Wegweiser vorangestellt ist. Trotz dieses Romanschlusses bleibt die entscheidende Frage,

welche der beiden Figuren die textintern reale und welche die imaginäre ist, unaufgelöst und unauflösbar, da die Paradoxien auf der Inhaltsebene bestehen bleiben. Die Tatsache, dass auch Ömer als primärer Erzähler lesbar ist, bleibt weiter bestehen. Ibrahim besetzt zwar die Position des Textarrangeurs, doch wird er auch ganz am Ende wieder in der zweiten Person angesprochen, so dass es formal noch eine Erzählinstanz geben muss, die über ihm steht. Es spricht auch weiterhin vieles dafür, dass Ömer in Form einer Selbstansprache derjenige ist, welcher Ibrahim mit Du anredet, zumal es heißt, dass beide Romanteile in Ömers Handschrift verfasst sind. Dann aber könnte Ibrahim ja nicht der übergeordnete Erzähler sein. Das Hierarchieverhältnis zwischen den beiden Figuren sowie die Frage nach dem eigentlichen übergeordneten Erzähler lässt sich nicht abschließend klären, da die beiden Figuren zwei Seiten einer gespaltenen Persönlichkeit sind und sich kein verlässlicher, übergeordneter Erzähler zu erkennen gibt, der den Rezipienten an die Hand nimmt. Es existiert vielmehr ein unentwirrbares Spiel mit den Fiktionsebenen, bei dem die Grenzen von Realität und Fiktion überschritten werden.

Diese Unentscheidbarkeit, die Unauflösbarkeit von Wahn und Realität, die Unentwirrbarkeit der Fiktionsebenen, die Verselbständigung von Romanfiguren, Fiktionen und Wahnideen – all dies interpretiere ich als Ausdruck einer interkulturellen Auseinandersetzung Dals in seinem Roman, in dem sich die Semantik auf der Ebene der Form wiederholt. So wie Ömer und Ibrahim einsam, ausgeschlossen, verwirrt und gespalten bzw. dissoziiert sind, keine Linie im Leben, keine haltbare Selbstdefinition haben und die Raum- und Zeit-Koordinaten gestört sind, so gestaltet sich auch die Textstruktur als räumlich und zeitlich gestörter Komplex, der keine eindeutige Auflösung ermöglicht. Sind für die beiden Hauptfiguren die Abgrenzungen zwischen Welt und Ich, Traum und Wirklichkeit nicht eindeutig, so ist diese Grenzauflösung auch strukturell im Text markiert, kann man doch nicht entscheiden, wer wessen Erfindung ist, wer real und wer fiktiv ist. Die migrationsbedingt gesplante Persönlichkeit, die in ihrer Identität verunsichert ist und ihre Teile nicht mehr zusammenbekommt, spiegelt sich auch in der Struktur des Romans wider. Dem im modernen Diskurs immer wieder unter positiven Vorzeichen erwähnten Konzept der kulturellen Identität, nach dem das moderne Individuum frei gewählte Identitätsteile gewinnbringend zu einer hybriden, aber stabilen Identität zu integrieren weiß, wird hier als unerreicht oder gar unerreichbar eine Absage erteilt.⁸

8 | Das Konzept der kulturellen Identität wurde vor allem von Stuart Hall (1996) in die Diskussion gebracht und wird nicht nur in der interkulturellen Literaturwissenschaft immer wieder aufgegriffen. Nach Hall könne das moderne Individuum keine statische Identität mehr ausbilden, wie sie von Erikson (1973) noch beschrieben wird, sondern müsse sich Passendes aus verschiedenen Bereichen zusammensuchen. Kritiker dieser Annahme führen ins Feld, dass der Mensch das Bedürfnis nach Stabilität und einer geordneten Welt um sich herum habe und ein solch hybrides Identitätskonzept wohl nur theoretisch funktioniere. Auch Dayıoğlu (2004, 109) beobachtet bei den Romanfiguren deutsch-türkischer Autoren in erster Linie einen Kampf um »Integrität«, um

3. SCHLUSSBEMERKUNGEN

Eingangs wurde geschildert, dass die ersten Texte von türkischen Emigranten (»Gastarbeitern«) in Deutschland die Themen der Ankunft in der Fremde und der Gastarbeit in betont schlichten, reportageartigen Texten verarbeiteten. Dals Text bricht mit dieser Entwicklung, indem für ihn ein neues Thema wichtig wird – nämlich die migrationsbedingte Identitätsproblematik und die interkulturelle Auseinandersetzung, welche für den schon lange in Deutschland lebenden »Gastarbeiter« relevant werden – und indem er ein starkes Gewicht auf die Vermittlungsebene legt. Die literarische Verfremdung stellt hier insofern eine besondere Verflechtung von Form und Inhalt dar, als durch die hervorgekehrte Erzählweise zum einen ein Moralisieren und Belehren (wie wir es zum Teil in den frühen Texten vorfinden)⁹ vermieden werden kann, zum anderen die notwendige Distanz geschaffen wird, um sensible Themen bearbeiten zu können, ohne Vorurteile und Hass zu schüren.¹⁰ Dal stellt somit ein Bindeglied zwischen den frühen, damals als »Gastarbeiterliteratur« bezeichneten Texten und denen der heute bekanntesten Autorinnen und Autoren wie Emine Sevgi Özdamar oder Feridun Zaimoğlu dar. Während Letztere von einer übernationalen, kosmopolitischen Perspektive aus schreiben und teilweise bereits die Anliegen der Kindergeneration fokussieren,¹¹ greift Dal in seinem komplexen Text noch einmal ein Thema aus der ersten Einwanderergeneration auf, wenn er zwei Migrationsschicksale und zwei exemplarische Sozialtypen präsentiert, nämlich den »Gastarbeiter« Ömer und den politischen Oppositionellen Ibrahim.

eine innere Übereinstimmung mit sich selbst, statt einer positiven Ausdifferenzierung. Kaputanoğlu (2002) positive Bewertung der hybriden Identität der Romanfiguren Ömer und Ibrahim kann ich dagegen nicht nachvollziehen.

9 | Die einfache Gestaltung in den frühen Texten der türkischen Autoren in Deutschland hat oft eine Schwarz-Weiß-Zeichnung der Charaktere und ein Oppositionen schürendes Moralisieren zur Folge (vgl. z.B. Savaşçı 1983 u. 1987).

10 | Auch Hofmann (2006, 59f.) teilt die Beobachtung, dass die interkulturelle Auseinandersetzung häufig eine starke Hervorkehrung literarischer Stilmittel mit sich bringt. Er nennt als Beispiele Satire, Parodie, Groteske, Fantastik und Absurde.

11 | Vgl. bes. Zaimoğlu 1995; das Buch präsentiert literarisch stilisierte »Protokolle« von türkisch-deutschen Jugendlichen, in denen diese ihre Identitätsfindung in Abgrenzung von der deutschen Gesellschaft und ihren (»Gastarbeiter-«)Eltern beschreiben.

LITERATUR

- Ackermann, Irmgard/Weinrich, Harald (Hg., 1986): Eine nicht nur deutsche Literatur. Zur Standortbestimmung der »Ausländerliteratur«. München
- Andreasen, Nancy C./Black, Donald W. (1993): Lehrbuch Psychiatrie. Übers. v. Diana Horn, Ralf Horn u. Ellinor Schreiner. Weinheim/Basel
- Blumentrath, Hendrik u.a. (2007): Transkulturalität: Türkisch-deutsche Konstellationen in Literatur und Film. Münster
- Chiellino, Carmine (Hg., 2000): Interkulturelle Literatur in Deutschland. Ein Handbuch. Stuttgart
- Dal, Güney (1988): Der enthaarte Affe. Roman. Übers. v. Carl Koß. München
- Ders. (1999): Janitscharenmusik. Roman. Übers. v. Carl Koß. München
- Dayıoğlu, Yasemin (2004): Von der Gastarbeit zur Identitätsarbeit – der Kampf um Integrität in der Migrationsliteratur. In: Manfred Durzak/Nilüfer Kuruyazıcı (Hg.): Die ›andere‹ Deutsche Literatur. Istanbuler Vorträge. Würzburg, S. 104-110
- Durzak, Manfred/Kuruyazıcı, Nilüfer (Hg., 2004): Die ›andere‹ Deutsche Literatur. Istanbuler Vorträge. Würzburg
- Erikson, Erik H. (1973): Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze. Übers. v. Käte Hügel. Frankfurt a.M.
- Fischer, Gottfried/Riedesser, Peter (2009): Lehrbuch der Psychotraumatologie. München/Basel
- Hall, Stuart (1996): The Question of Cultural Identity. In: David Held/Tony McGrew/Stuart Hall (Hg.): Modernity and its Futures. Understanding Modern Societies. Cambridge, S. 274-316
- Hamm, Horst (1988): Fremdgegangen – Freigeschrieben. Einführung in die deutschsprachige Gastarbeiterliteratur. Würzburg
- Hofmann, Michael (2006): Interkulturelle Literaturwissenschaft. Eine Einführung. Paderborn
- Kaputanoğlu, Anıl (2002): Zur Neuformierung des Gedächtnisses in Repräsentationen des Anderen am Beispiel von Güney Dals Roman »Janitscharenmusik« (1999) in der Übersetzung von Carl Koß. In: Dies./Nicole Meyer (Hg.): »Nur das Auge weckt mich wieder ...«. Erinnerung – Texte – Gedächtnis. Münster, S. 69-88
- Kassouf, Susan (1994): »Wir haben ihnen Romanautoren gesandt«: Aras Ören's »Eine verspätete Abrechnung« und Güney Dal's »Der enthaarte Affe«. In: Carol Aisha Blackshire-Belay (Hg.): The Germanic Mosaic. Cultural and Linguistic Diversity in Society. Greenwood, S. 57-62
- Keupp, Heiner u.a. (Hg., 2008): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek b. Hamburg
- Kora, Kaan/Özek, Metin/Baral-Kulaksızoğlu, Işın (1998): Ein Beitrag zum Thema der wahnhaften Depressionen (mit Fallbeispielen aus der Türkei). In: Eckhardt Koch u.a. (Hg.): Chancen und Risiken von Migration. Deutsch-türkische Perspektiven. Freiburg i.Br., S. 181-185
- Kreuzer, Helmut (1984): Gastarbeiter-Literatur, Ausländer-Literatur, Migranten-Literatur? Zur Einführung. In: Ders./Peter Seibert (Hg.): Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, 14, Sonderh. 56: »Gastarbeiterliteratur«, S. 7-11

- Lorenz, Günter W./Pazarkaya, Yüksel (Hg., 1985): ... aber die Fremde ist in mir. Migrationserfahrung und Deutschlandbild in der türkischen Literatur der Gegenwart. Stuttgart
- Mead, George Herbert (1973): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Hg. u. mit e. Einl. v. Charles W. Morris. Übers. v. Ulf Pacher. Frankfurt a.M.
- Ören, Aras (1973): Was will Niyazi in der Naunynstraße. Ein Poem. Übers. v. H. Achmed Schmiede u. Johannes Schenk. Berlin
- Pazarkaya, Yüksel (1982, 1992): Rosen im Frost. Einblicke in die türkische Kultur. Zürich
- Savaşçı, Fethi (1983): Bei laufenden Maschinen. In: Ders.: Bei laufenden Maschinen/Makinalar Çalışırken. Erzählungen/Öyküler. Deutsch/Türkçe. Übers. v. Helga Dağyeli-Bohne u.a. Frankfurt a.M., S. 16-20
- Ders. (1987): Mayer war sehr verärgert. In: Ders.: München im Frühlingsregen. Erzählungen und Gedichte. Übers. v. Zafer Şenocak. Frankfurt a.M., S. 8-12
- Weigel, Sigrid (1992): Literatur der Fremde – Literatur in der Fremde. In: Klaus Briegleb/Sigrid Weigel (Hg.): Gegenwartsliteratur seit 1968. München/Weimar, S. 182-229
- Weltgesundheitsorganisation (2010): Internationale Klassifikation psychischer Störungen. ICD-10 Kapitel V (F): Klinisch-diagnostische Leitlinien. Hg. u. übers. v. H. Dilling, W. Mombour u. M.H. Schmidt. Bern
- Yeşilada, Karin E. (2000): Topographien im »tropischen Deutschland« – Türkisch-deutsche Literatur nach der Wiedervereinigung. In: Ursula E. Beitter (Hg.): Literatur und Identität. Deutsch-deutsche Befindlichkeiten und die multikulturelle Gesellschaft. New York, S. 303-339
- Dies. (2008): Türkischdeutsche Literatur. In: Tayfun Demir (Hg.): Türkischdeutsche Literatur. Chronik literarischer Wanderungen. Duisburg, S. 11-15
- Zaimoğlu, Feridun (1995): Kanak Sprak. 24 Mißtöne vom Rande der Gesellschaft. Hamburg

Das Theaterereignis *Odyssee Europa* der Kulturhauptstadt Essen

Prekäre Männlichkeit und Emine Sevgi Özdamars

Traumspiel *Perikizi*

FRANZISKA SCHÖSSLER

Abstract

This essay examines six plays entitled *Odyssee Europa 2010* which were presented by the cultural capital (Kulturhauptstadt) Essen. Its aim was to afford an opportunity to make the Ruhr area (Ruhrgebiet) literally ›tangible‹ and to explore founding myths of Europe. The focus lies on the play by Emine Sevgi Özdamar, the only author who inverts Homers *Odyssey* in many ways and who translates it into a feminine-ethnic narrative. She also creates a hybrid landscape of citations and, by this, subverts differences between high and low culture. In opposition to other writers, Özdamar draws attention to the implications going along with gender as well as the potential of interculturality offered by Homers *Odyssey*. Thereby Özdamars text crosses the high cultural aura of the *Odyssey*.

Neue Impulse für Europa scheinen eher von Regionen und Provinzen auszugehen, nicht primär von urbanen Zentren und Metropolen (Kufeld 2008, 17). Diesem Befund gemäß rückt die Kulturhauptstadt Essen 2010 den zerklüfteten Kultur- und Industrieraum des Ruhrgebiets in das Zentrum der Aufmerksamkeit und denkt in zahlreichen Kulturveranstaltungen über die Bindungs- und Fliehkräfte von Europa nach. Angeboten wurde beispielsweise ein Theaterspektakel mit dem Titel *Odyssee Europa*, das sechs Theaterstücke an zwei Tagen an sechs verschiedenen Spielstätten von Moers bis Dortmund zeigte.¹ Die Texte stammen von Autoren und Autorinnen aus Ungarn, Irland, Österreich, Polen

1 | Damit entspricht die Veranstaltung durchaus der ›Festivalisierung‹ von Kulturereignissen, wie sie seit den 1990er Jahren festzustellen ist und die Engführung von Ökonomie und Kultur signalisiert; vgl. Quenzel 2005, 79f. Zu dieser Akzentverschiebung im

und Deutschland und umkreisen einen ›Leitmythos‹ Europas, nämlich die *Odyssee* von Homer.² Die Veranstaltung ist damit Teil der im letzten Jahrzehnt intensivierten

aufgeregte[n] Suche nach europäischen Traditionen, Errungenschaften, Einstellungen und Werten [...], die sich [...] in zahl- und umfangreichen wissenschaftlichen Publikationen, Feuilletonartikeln und Ausstellungen niederschlägt (Quenzel 2005, 11f.).³

Der profilierte Bezug zu Homer verfolgt zwei unterschiedliche, durchaus widersprüchliche Ziele: Zum einen geht es um die Rückbesinnung auf eine gemeinsame Ur-Erzählung als »Quelle«,⁴ als »Ursprungsgeschichte« Europas – auf die problematischen Metaphorisierungen des Europa-Gedankens und seiner Kulturpolitik wurde verschiedentlich hingewiesen.⁵ Zum anderen wird eine alte Geschichte revitalisiert, die von einer Irrfahrt erzählt, von einer labyrinthischen Bewegung durch Länder und Gegenden und von Heimatlosigkeit bzw. einer verzögerten Heimkehr. Damit könnten die aktualisierenden Umschriften von Homers *Odyssee* zum Ausdruck interkultureller Erfahrungen werden. Diese Spannung zwischen Identitätsfindung und Pluralisierung wiederholt sich in einer europäischen Kulturpolitik, die kulturelle Einheit *und* kulturelle Vielfalt gleichzeitig zu fördern versucht. In Artikel 151, Abs. 1 des EG-Vertrags heißt es: »Die Gemeinschaft leistet einen Beitrag zur Entfaltung der Kulturen der Mitgliedsstaaten unter Wahrung ihrer nationalen und regionalen Vielfalt sowie gleichzeitiger Hervorhebung des gemeinsamen kulturellen Erbes« (zit.n. Quenzel 2005, 22f.).

Welchen Ballast aber lädt man sich *volens volens* auf, beruft man sich ausgerechnet auf diese antike Erzählung und damit auf einen Text, der in der Türkei spielt, also an einem Ort, an dem die Grenzziehungen Europas augenblicklich in lauten Tönen verhandelt werden. Immerhin hätte Homers Mythos, der die

Kontext der Nominierungspolitik der Kulturhauptstadt vgl. ebd. – Zu Programm, Autoren, Texten und Spielorten vgl. www.odyssee-europa.de [30.09.2010].

2 | Das Kulturförderprogramm »Kultur 2000« der EU zielt auf die Schaffung einer europäischen Identität und fördert dementsprechend die »Erschließung des europäischen kulturellen Erbes« (ebd., 89).

3 | Vgl. zu den Diskussionen über Europa unter anderem Viehoff 1999.

4 | In den Beiträgen aus Kufelds Sammelband z.B. ist vom »Quell des kulturellen Erbes« die Rede, »ohne den das Gebilde Europas aus nur aufgesetzten Bausteinen bestehen würde« (Kufeld 2008, 18). Diese Begriffe rufen eine organologische Vorstellung auf, die dazu tendiert, kulturelle Phänomene zu naturalisieren. Auch das Oppositionspaar Tiefe (durch Erbe) und Oberfläche sowie die Rede vom Wesen und Wachsen der Kultur (ebd.) gehören zu diesen nicht unproblematischen Fantasien (ebd., 15).

5 | Begriffe wie Verwurzelung implizieren eine Verbindung von Kultur und (nationalen) Territorien, so dass eine Schließung und Abgrenzung von diasporischen Konzepten, von Migrationserfahrungen etc. naheliegt; vgl. dazu die Kritik bei Quenzel 2005, 141f. Europa wird vielfach als Baum gedacht, während Migration in einer Metaphorik des Fluiden chiffriert wird.

Wiege Europas in die Türkei verlegt,⁶ damit den Vorteil, die Historizität dieser Grenzziehungen zu reflektieren bzw. Europa von seinen traditionsreichen Abgrenzungen gegen ein imaginäres Asien sowie die »Grauzone« des Ostens aus zu denken (Quenzel 2005, 96). Oder aber es könnte durch den Bezug auf einen konstitutiven externen Anderen von Europa (wie die Türkei) eine Inversion von Zentrum und Peripherie stattfinden (ebd., 134), wie sie der *Spatial turn* vielfach einfordert. Zu fragen ist also, wie die Autorinnen und Autoren mit topografischen Ursprungsfantasien umgehen, welche Ethnizitätsvorstellungen, aber auch welche Geschlechterbilder und Klassen*imagines* man sich einhandelt, wird die Geschichte des listenreichen Kämpfers neu erzählt und ausgerechnet dieser Heldenmythos zu einem genuinen europäischen Erbe mit Aktualitätsanspruch erklärt.

VORLÄUFER: *ITHAKA* VON BOTHO STRAUß

Zu bedenken ist darüber hinaus, dass eine der prominentesten *Odyssee*-Adaptionen im letzten Jahrzehnt von Botho Strauß auf seiner Suche nach »Intensivstationen des Daseins« vorgelegt wurde. Mit *Ithaka* (Uraufführung: München, 19. Juli 1996) schrieb der umstrittene Autor ein Stück, das mit seinen Credo ernst macht, »die Gegenauflärung als ›die oberste Hüterin des Unbefragbaren, des Tabus und der Scheu‹ (1993 in *Anschwellender Bocksgesang*) sei die wahre Verbündete der Dichtung« (Herzinger 1996, 7). Strauß nutzt in seiner episierenden Umschrift die antike Vorlage,⁷ um nicht nur die ›bedenkliche‹ Abwesenheit von Heldenhaftigkeit zu beklagen, sondern auch um von der restaurativen Vision einer durch Gewalt und Amnesie gestifteten Gemeinschaft zu erzählen. Das Geschehen wird von drei Erzählerinnen kommentiert, die als Chor und epische Vermittlungsorgane fungieren. Ihre Funktion als ›Gelenkstellen‹ der Handlung wird regelrecht verbuchstäblicht, denn sie firmieren als Organe, als Knie, Schlüsselbein und Handgelenk. Strauß übersetzt damit, einem von ihm häufiger praktizierten allegorisierenden Verfahren entsprechend, abstrakte Vorgänge in Körperbilder – die Vermittlerinnen erscheinen als fragmentarische Teile eines Körpers. Dieses Arrangement ist für den politischen Entwurf in Strauß' *Ithaka* aufschlussreich, denn die drei Gestalten lassen *ex negativo* die Vision eines ganzen Leibes aufscheinen, wie er seit den paulinischen Briefen als Metapher der (Glaubens-)Gemeinschaft und eines wohlgeordneten Staates gilt. In den *Elementen der Staatskunst* (Leipzig 1809) von Adam Heinrich Müller

6 | Auch Rüdiger Korff verweist im Kontext der gängigen Europa-Definitionen auf die Bedeutung des Hellenismus und dessen Position »im heutigen Orient. Tatsächlich wurde im Orient das hellenistische Erbe erhalten – wie etwa die Schriften der griechischen Philosophen – und nicht in Europa« (Korff 2004, 25).

7 | Diese epische Geste gehört bei Strauß der modernen Welt an, in der der Mythos zur einsamen Lektüre geworden ist; insofern trägt die Episierung des dramatisierten Stoffes (der seinerseits als Epos vorliegt) einen historischen Index.

(1779-1829), einem zentralen Text der politischen Romantik, auf den sich Strauß wiederholt bezieht, heißt es:

Jede Krankheit des Staates, wie des Menschen, ist Herrschaft eines einzelnen, einseitigen Organs über die andern, oder auf Kosten des Ganzen, des Organismus. Wie wäre es, wenn es den Gliedern des menschlichen Körpers einfallen wollte, jedes für sich einen abgesonderten, ausschließenden Theil der Lebenskraft zu verlangen und zu behaupten? Könnte der menschliche Körper auch nur einen Augenblick bestehen ohne die Nationalität, kraft deren jede einzelne Muskel, jede Ader, jeder Nerve sein Privateigenthum unaufhörlich wieder dem Ganzen unterwirft und hingiebt? [...] *Dieser Körper, dessen innige, gewaltige Verbindung wir in jedem wahren Lebens=Moment am unmittelbarsten fühlen, bleibt das nächste und schönste Muster aller Vereinigungen und Körperschaften, zu denen uns unsre ganze Lage unaufhörlich hin drängt* (Müller 1922, 324).⁸

Die drei Frauen aus *Ithaka*, die die Zerstückelung des (Staats-)Körpers bildhaft vor Augen führen, signalisieren mithin ein krankes Staats- und Gemeinwesen, das im Laufe des Dramas restituiert und zur neuen ›organischen Ganzheit‹ ausgebildet wird. Relevant ist deshalb, dass sie die Geschichte von Odysseus gemeinschaftlich erzählen: Erst die Gemeinschaft der unterschiedlichen ›Organe‹ produziert Geschichte(n) und lässt einen integralen ›Sprachleib‹ entstehen. Diese restaurative Homer-Adaption, die ein ebenso organologisches wie national gedachtes Konzept von Gemeinschaft propagiert, bestätigt die Eignung dieses Narrativs für nationale Konzepte.

GESCHLECHTERFANTASIEN: *ODYSSEE EUROPA*

Was die Theaterstücke des Essener *Events*, also die Texte von Péter Nádas, Enda Walsh, der mit *The New Electric Ballroom* (2004) auf den deutschen Bühnen bekannt geworden ist, von Grzegorz Jarzyna, einem der avanciertesten polnischen Regisseure,⁹ Christoph Ransmayr, der mit seinen Mythenumschriften wie *Die letzte Welt* (1996) auf sich aufmerksam gemacht hat, und von Roland Schimmelpfennig – die einzige Autorin, Emine Sevgi Özdamar, bildet eine Ausnahme –, *grosso modo* aus dem antiken Stoff extrapolieren, ist die Geschichte imperialistischer Gewalt, eine Geschichte männlicher Zerstörung auf politischer wie privater Ebene. Odysseus firmiert im Anschluss an die *Dialektik der Aufklärung* (1944) von Theodor W. Adorno (1903-1969) und Max Horkheimer (1895-1973) als problematischer Held und Männlichkeit erscheint *in toto* als prekäres Projekt der Gegenwart: Ransmayr schickt seinen heimgekehrten blutrünstigen Odysseus gleich noch einmal in die Fremde, um ihn zum friedfertigen moder-

8 | Vgl. zu diesen politischen Körperfantasien Mazza 1999, 270.

9 | Sein Stück heißt »Areteia«, wurde am 27. Februar 2010 im Grillo-Theater in Essen uraufgeführt. Es spielen polnische und deutsche Schauspielerinnen und Schauspieler.

nen Menschen zu erziehen. Mit ihrem Fokus auf Männlichkeit aber, auch wenn diese als problematisches Projekt erscheint, schreiben die Stücke im Leerraum einer stumm bleibenden Weiblichkeit traditionsreiche binäre Geschlechterstereotypen fort, allem voran die vom weiblichen Opfer und der medusenhaften Verführerin, wobei die Inszenierungen diese Tendenz gemeinhin verstärken.

Die Stücke der männlichen Autoren konzentrieren sich in der Regel auf das problematische Vater-Sohn-Verhältnis, indem sie Homers Heimkehrerzählung mit dem *Ödipus*-Mythos grundieren – bei Nádas und Jarzyna tötet der Sohn zum schlechten Schluss den Vater. Damit erklären diese Stücke (wohl eher ungewollt) die Psychoanalyse zum Leitdiskurs Europas und damit eine weitere Meistererzählung über männliche Genealogie. Auffällig ist die Absenz interkultureller Fragen, die bis auf Özdamar keiner der Autoren stellt, obgleich die Geschichte einer imperialistischen Zerstörung (aus der Perspektive des Täters und im Sinne der Dialektik der Aufklärung) fokussiert wird. Homers *Odyssee* gilt den Autoren als auratischer männlicher Heldenmythos, der ebenso problematisch geworden ist wie ein statischer Heimatgedanke. In Jarzynas Stück verurteilt die Gewaltspirale zwischen den männlichen Akteuren, die im Symbol des Kreises auf der Bühne ihren visuellen Ausdruck findet, Odysseus zum Heimatlosen; der Regisseur führt aus:

Die Revolte gegen den Vater als Initialhandlung der Gewalt und Missachtung des ihm gebührenden Respekts schafft das Klima der Kälte und Grausamkeit. [...] Die Wiederholung des Unrechts macht die Rückkehr zu den eigenen Wurzeln, in die Heimat und zum privaten Glück unmöglich. [...] In meiner Version möchte ich ihn [Odysseus] als ein identitätsloses Individuum zeigen, belastet mit Schuld und deshalb verurteilt zur ewigen Wanderschaft.¹⁰

Auch wenn die Fantasie einer territorial gebundenen Heimat im Zeitalter universaler Migration aufgekündigt wird, bleibt Europa in diesen Adaptionen jedoch auf eine tragische, prekäre Männlichkeit fixiert. Auf der Kehrseite dieser verzagten Männlichkeit, die sich nicht interkulturell verortet, wuchern die imaginierten binären Weiblichkeiten, die Opfer und Täterinnen.

BIOGRAFIE ALS GEGENENTWURF: ÖZDAMARS TRAUMSPIEL *PERIKIZI*

Eine Ausnahme bildet Özdamars Beitrag *Perikizi* (Uraufführung: Moers, 28. Februar 2010), der die Irrfahrt des antiken Helden zu einem weiblichen Stationendrama zwischen Türkei und Deutschland umschreibt, den Mythos damit in ein weibliches biografisches Narrativ übersetzt und mit einer Vielzahl an intertextuellen Ergänzungen aus der Hoch- und Populärkultur anreichert. Neben Homer bildet Shakespeare einen zentralen Bezugspunkt, der bereits in Özdamars Roman *Die Brücke vom Goldenen Horn* (1998) mit der Theaterleidenschaft der Heranwachsen-

10 | Zitat aus dem Programmheft »Odyssee Europa. Sechs Schauspiele und eine Irrfahrt durch die Zwischenwelt«.

den assoziiert ist. Zitiert wird zudem aus den Werken des griechischen Lyrikers Kaváfis, aus den Texten von Hölderlin und Heine, zudem aus den Liedern Heinos und der *Bild*-Zeitung – in anderen Texten Özdamars ein wichtiges Medium, um die deutsche Sprache zu erlernen und den Zeitgeist zu dokumentieren. Die ›Landkarte‹ der intertextuellen Bezüge wird in ihrem Theaterstück also ausgeweitet, so dass der ›Urtext‹ der *Odyssee* als einer unter vielen Intertexten firmiert und seine hochkulturelle Aura demontiert wird. Erscheint der antike Text zumindest an einer Stelle in seiner tradierten Gestalt, so sorgen die Sprecher – zwei Bergarbeiter aus dem ›Ruhrpott‹ – für eine offensive Hybridisierung. Allerdings sind auch sie keine veristischen Gestalten, sondern Stereotype, alliterierende »Bilderbuchbergmänner« (Özdamar 2010, 320). Der Text dekonstruiert also nicht nur den hochkulturellen Mythos der *Odyssee*, sondern auch den des ›Ruhrpotts‹. Anders als in Roland Schimmelpfennigs Drama *Der elfte Gesang* (Uraufführung: Bochum, 27. Februar 2010), das durch die bruchlose Übernahme der rhythmisierten Sprache von heutigen Gestalten, von Schustern und Verkäuferinnen, die Zeitlosigkeit des Textes betont, die zeitlichen wie klassenspezifischen Differenzen zwischen den Sprechern also nivelliert,¹¹ setzt Özdamars Text auf Widersprüche und die Heterogenität der Stile, Sprachniveaus und Zitate, wobei sich die Vielstimmigkeit der intertextuellen Bezüge auf sprachlicher Ebene wiederholt.¹² Türkische Lieder, englische Zitate, *Bild*-Zeitungsfloskeln und Lyrik durchdringen sich gegenseitig. Umgekehrt nähert sich das alltägliche Sprechen durch den Reim einem elaborierten Duktus an (ebd., 284), ohne mit diesem identisch zu werden.¹³

Shakespeare stellt, wie gesagt, einen dominanten Referenztext des Theaterstücks dar, denn seine visionären Räume bestimmen auch die Lokalität in Özdamars Traumtext. Die Protagonistin bewegt sich aus dem türkischen in den

11 | Auch Strauß' »Ithaka« setzt auf Zeitlosigkeit und stellt die ›ewige Wiederkehr‹ dadurch her, dass er das Geschehen anachronistisch behandelt. Telemach kennt die Geschichte seines Vaters bereits seit frühester Kindheit. Er fragt, als Odysseus in strahlender Rüstung erscheint: »Wenn du mein Vater bist, Liebster, sag mir doch: wie ging es zu auf dem Schiff, als deine Leute dich banden – warum banden sie dich fest an den Mast? Ich hörte so oft die gewaltige Geschichte, ich rätselte, solange ich aufwuchs. Odysseus: Ja, mein Sohn, da kann ich dir eine wahre Geschichte erzählen ...« (Strauß 1999, 95f.); die sich anschließende ›wahre‹ Geschichte trägt er in der rhythmisierten Version von Heinrich Voß vor.

12 | Auch in den früheren Texten Özdamars wird Sprache häufig zu Lautmalerei, ja gestisch-mimisch. Über die Besuche der Arbeiterinnen im Kaufhaus heißt es in »Die Brücke vom Goldenen Horn« zum Beispiel: »Um Zucker zu beschreiben, machten wir vor einer Verkäuferin Kaffeetrinken nach, dann sagten wir Schak, Schak. Um Salz zu beschreiben, spuckten wir auf Herties Boden, steckten unsere Zungen raus und sagten: ›eeee‹. Um Eier zu beschreiben, drehten wir unsere Rücken zu der Verkäuferin, wackelten mit unseren Hintern und sagten: ›Gack gack gack‹. Wir bekamen Zucker, Salz und Eier, bei Zahnpasta klappte es aber nicht. Wir bekamen Kachelputzmittel. So waren meine ersten deutschen Wörter Schak Schak, eeee, gak, gak, gak« (Özdamar 1998, 19). Dieses Hühnerkonzert findet in »Perikizi« seine Fortsetzung.

13 | Vgl. zu dieser Heteroglossie in Özdamars Texten Milz 2000, 261f.

deutschen Raum, der allem voran über die Makrochiffre eines verbrannten Waldes bebildert wird. Der prominente Fantasieort aus Shakespeares Stücken, beispielsweise aus *Ein Sommernachtstraum*, erscheint als zerstörter, was Özdamars Theatertext auf die deutsche Vergangenheit und den gegenwärtigen Umgang damit zurückführt. Ist bei Shakespeare der Wald gemeinhin der Ort einer anarchischen Traumexistenz, an dem sich die Liebe als Bedingung einer guten Herrschaft im politischen Raum entfalten kann, so steht der verbrannte Wald in Özdamars Deutschland für die Dominanz einer Schuld, die von Intellektuellen verwaltet wird. Mit dem Mittel der verfremdenden Verbuchstäblichung arbeitend,¹⁴ lässt sie drei »Schuldgefühle-Giganten« auftreten, »drei Intellektuelle mit roten Gesichtern« (ebd., 301), die die Zerstörung des Gedächtnisses durch das buchstäbliche Zerbrechen ihrer Köpfe illustrieren – im Hintergrund scheint die Schlussstrichdebatte, wie sie u.a. Martin Walsers Preisrede in der Paulskirche am 11. Oktober 1998 angeheizt hat,¹⁵ auf. Es heißt bei Özdamar:

Unser Gedächtnis gelöscht, zersplittert.

Unsere Kinderherzen verbittert; [...]

Sie beginnen, sich Löcher in ihre Köpfe zu bohren. [...]

Wir wollen nur noch Kopflöcher bohren,

alle unsere Erinnerungen löschen, begraben,

Das Gedächtnis auslöschen (ebd., 302).

14 | Özdamar orientiert sich an der Ästhetik Brechts, der in ihren Erinnerungen eine zentrale Rolle spielt. In »Mutterzunge« heißt es in nahezu biblischer Diktion: »Stehe auf, geh zum anderen Berlin, Brecht war der erste Mensch, warum ich hierher gekommen bin« (Özdamar 2006, 11). In ihrem Stück »Perikizi« verfremdet sie das Bühnengeschehen vor allem durch die zahlreichen Fabelgestalten, durch das surreale Bestiarium, das der Hauptfigur in Deutschland begegnet. Auf dieses Verfahren verweist auch Bay 1999, 41. In ihrem Roman »Die Brücke vom Goldenen Horn« findet Özdamar für dieses verfremdende Erzählen ein griffiges Bild. Sie schildert sogenannte Gastarbeiterinnen in einer Telefunken-Fabrik – ein Arbeitsplatz, den sie 1965 selbst kennen gelernt hat. Es heißt dort: »In der Arbeitshalle gab es nur Frauen. Jede saß da allein vor einem grüngefärbten Eisentisch. Jedes Gesicht schaute auf den Rücken der anderen. Während man arbeitete, vergaß man die Gesichter der anderen Frauen. Man sah nur Haare, schöne Haare, müde Haare, alte Haare, junge Haare, gekämmte Haare, ausfallende Haare. Wir sahen nur ein Frauengesicht, das Gesicht der einzigen Frau, die stand, Frau Mischel. Meisterin. Wenn die Maschinen der griechischen Arbeiterinnen kaputtgingen, riefen sie nach ihr: ›Frau Missel, komma.‹ Ihre Zungen konnten kein Sch aussprechen. Wenn wir, unsere Lupen auf unseren rechten Augen, auf Frau Missel schauten, sahen wir die eine Hälfte von Frau Missel immer größer als ihre andere Hälfte« (Özdamar 1998, 26). In gewissem Sinne trägt auch die Autorin Özdamar eine solche Lupe, die die Dinge vergrößert, verzerrt, aus den eingefahrenen Zusammenhängen herauslöst und ins Komische wendet.

15 | Vgl. Martin Walser: Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Ansprache aus Anlaß der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels. Frankfurt a.M. 1998 (online unter: www.hdg.de/lemo/html/dokumente/WegelnDieGegenwart_redeWalserZumFriedenspreis/index.html [30.09.2010]).

Der fremde Raum, in dem sich die Hauptfigur bewegt, wird von deutschen Intellektuellen bestimmt, die sich narzisstisch auf ihre Schuld fixieren und damit blind werden für Andere, denn die Migrantin sehen sie nicht: »Sie sehen mich nicht, hören mich nicht, ich bin unsichtbar« (ebd.) – ein zentraler Topos in Minderheitsdiskursen. Vor dem Hintergrund der Shakespeare-Referenz bedeutet die Zerstörung des (deutschen) Waldes eine Destruktion des (anarchischen) Fantasieraums, der – auch bei Shakespeare – als wichtige Ressource selbst des politischen Lebens fungiert. In gewissem Sinne versucht sich das surrealistisch-fantastische Theaterspiel Özdamars an diesem zerstörten Ort zu platzieren und die Fantasie wiederzubeleben – die Autorin schreibt nicht von ungefähr ein Traumspiel in der Tradition Strindbergs und entwirft auf den diversen Stationen der Reise¹⁶ (die der Struktur der *Odyssee* entspricht) surreal-groteske Szenarien, die in früheren Texten geschilderte Erfahrungen verbuchstäblichen. Genutzt wird mithin die Möglichkeit des Theaters, Metaphern und Vergleiche wörtlich zu nehmen und in fantastische Körperlandschaften zu übersetzen. Heißen die Arbeiterinnen in *Die Brücke vom Goldenen Horn* »Hühner«, so tritt in *Perikizi* ein veritables Hühner-Ballett auf, wobei eine verfremdende (brechtsche) Darstellungsform des Theaters vorausgesetzt wird, kein mimetischer Illusionismus. Diese Vorliebe für Tiere auf der Bühne zeigt Özdamar im Übrigen bereits 1982 in ihrem ersten Theaterstück *Karagöz in Alamania* (auch bei den Proben), das auf die türkische Karagöz-Tradition zurückgreift und zusätzlich tierisches Personal integriert (Mecklenburg 2006, 84f.). Das Traumspiel über das eigene Leben in der Fremde, das die Tiermetaphorik und damit den brechtschen Verfremdungsgestus universalisiert, positioniert Özdamar in einem zerstörten Deutschland, um die ausgetrockneten Fantasielandschaften zu revitalisieren. Und sie setzt der diagnostizierten deutschen Erinnerungslosigkeit eine bereits in ihren früheren Texten entwickelte Poetik des Todes entgegen, wie sie beispielsweise der Roman *Das Leben ist eine Karawanserei* (1992) durch litaneiartige Totengebete, durch seitenlange Listen von Toten aus dem Ersten Weltkrieg umsetzt (Özdamar 2008, 198f.).¹⁷ *Perikizi* schreibt diese memorative Geste fort, wenn sich der Vater an die Toten der Kriege erinnert.

16 | Die Reise bildet ein zentrales, poetologisch relevantes Motiv in ihren Texten. Sie versteht ihr Schreiben, so formuliert sie in ihrer Dankrede zum Chamisso-Preis, als »Drehen der Zunge«, als nachschmeckendes Wenden von fremden Wendungen und als Reisen: »Vielleicht liebt man an einer fremden Sprache genau diese Reise. Man macht auf der Reise viele Fehler, aber man kämpft mit der Sprache, man dreht die Wörter nach links und rechts, man arbeitet mit ihr, man entdeckt sie« (Özdamar 2001, 131).

17 | Vgl. zu dieser memorativen Poetik, die mit Orten des Übergangs verbunden ist, Flügge 2008.

ODYSSEUS ALS FRAU UND CIRCES SCHWEINE ALS TÜRKINNEN

Özdamars Stück setzt ganz offenkundig andere Schwerpunkte als die Bearbeitungen der Autoren. Denn es geht nicht primär um eine aktualisierte Erzählung der *Odyssee*, sondern die antike Erzählung einer Irrfahrt wird in das biografische Narrativ eingearbeitet,¹⁸ das sich seinerseits – wie in anderen Werken Özdamars – aus literarischen Texten zusammensetzt. Auf diese Weise wird eine geschlechtliche Revision der Heldengeschichte vorgenommen, denn der listenreiche Irrfahrer ist hier weiblich und seine Geschichte illustriert allem voran Fremdheitserfahrungen, nicht aber heldenhafte Eroberung. Die Kernaussage der *Odyssee*, die Özdamars Stück extrapoliert, ist das »Niemandsein« in der Fremde, wobei gleichzeitig eine topografische Inversion vorgenommen wird: Die Fremde ist in ihrem Stück das heutige Europa, ist Deutschland. Denn die Protagonistin bewegt sich aus der Türkei, in der die *Odyssee* entstanden ist, nach Deutschland, für sie die Fremde. Der Vater warnt sie deshalb mit Homer:

Odysseus ist aber auf seiner Irrfahrt in der Fremde beinahe zu einem Nichts, Niemand geschrumpft. Er will vom Honig und vom Lamm des einäugigen Riesen kosten. Tochter, wenn du in ein fremdes Land gehst, und wenn das Land ein einäugiger Riese ist, weil sein Bewusstsein riesige Gebiete umfasst, und jetzt kommst du und willst von seinem Honig und seinen Tieren kosten, wirst du auch zu einem Niemand schrumpfen. Ein Niemand besitzt am Ende nur Einsamkeit, Einsamkeit des Ichs (Özdamar 2010, 287)

– und eine Sprache ohne Kindheit, wie Özdamar auch in ihrer Rede zum Chamisso-Preis festhält (Özdamar 2001, 125f.). Hier eignet sich also eine weibliche Figur die Erzählung vom irrfahrenden Helden an und erfährt diese als prototypische Geschichte über das Verschwinden, über die Unsichtbarkeit in der Fremde.¹⁹ Der Geschlechterwechsel sowie die ethnische Kodierung²⁰ werden spür-

18 | Aufgenommen wird eine Vielzahl an Motiven aus den Romanen und kürzeren Texten, unter anderem der Spiegel als Medium des Übergangs, aber auch die narzisstische Isolierung in der Fremde als Ausdruck für Einsamkeit, die Poetik des Todes, die allem voran die Großmutter vertritt, der poetologische Begriff der »Mundhure« (Özdamar 2010, 277), der bereits in der »Karawanserei« auftaucht, die Erinnerungen an Kriege, die Vorliebe der Eltern für amerikanisches Kino und anderes mehr.

19 | Auch in ihren Romanen unterläuft Özdamar das Schema von Fremde und Heimat, indem selbst Istanbul nicht als Heimat inszeniert wird; vgl. Theilen 2005, 325.

20 | Der Vater liefert in seiner langen Ansprache zudem Erklärungen für den schematisierenden Orientalismus, dafür, warum Europa andere Länder primär als arm, kulturlos und unmodern wahrnimmt. Deshalb nämlich, weil die Emigranten als Prekäre, als Arme erscheinen. Und er profiliert in einer ironischen Geste die Konsequenzen für die Mehrheitsgesellschaft – die Fremden lassen die Inländer zu Torhütern werden. Spricht er davon, dass in Wahrheit der beste Türke für Europa der verkleidete Europäer sei (Özdamar 2010, 288), so wird auf die letzte Günter-Wallraff-Recherche zu dem Film »Schwarz auf Weiss. Eine Reise durch Deutschland« (2009) verwiesen. Der Vater profi-

bar in den antiken Text eingeschrieben und die antike Figur in massiver Weise depotenziert: Odysseus ist nicht mehr Prototyp eines heroischen Phantasmas und einer »Morphologie des Sterbens«, wie sie Karl Heinz Bohrer (1996, 1104) feiert,²¹ sondern Personifikation des Verschwindens in einer Mehrheitsgesellschaft, die sich allem voran über ihre ökonomischen Ressourcen definiert.

Das Stück *Perikizi* greift diverse Episoden aus Homers Text auf, transformiert systematisch die *Gender*-Vorzeichen²² und hybridisiert ihn (durchaus im Sinne von »Verunreinigung«). So sprechen die drei shakespeareschen Hexen zusätzlich »in Anlehnung an die *Odyssee*« (Özdamar 2010, 297):

Ein Sturmwind trägt dich wie auf das offene
Meer hinaus, weinend, weg von der Heimat
wirst du aufwachen (ebd.),

und zwar in einem deutschen »Wohnheim«, so dass sich konkrete zeitgenössische Topografie und märchenhafte Diktion – mehrfach ist vom »Talgrund des Waldes« die Rede – überlagern. Auch die beliebte Circe-Figur der Vorlage taucht auf, doch in Özdamars Traumspiel sind es die Törkinnen in Deutschland, die »Hühner«, die sich in Schweine verwandeln – die Autorin entwirft in Anlehnung an Brechts Theorem der Verfremdung ein regelrechtes Bestiarium, führt hier jedoch nicht primär die Animalisierung der Fremden als geläufiges Verfahren der Abwehr vor, sondern verweist auf einen innertürkischen Streit um Identität. Zur Disposition steht eine Haltung, die in Deutschland das Türkischsein zum abgrenzenden Identitätsmedium erklärt und die nationale Zugehörigkeit biologisch über einen notorischen Blutmythos begründet. Eines der »Hühner« formuliert:

Wir sind Törken,
Törken bis auf unseren letzten Tropfen Blut,
wir sind hier in Europa,
aber in uns fließt türkisches Blut, wir sind Törken, Törken (ebd., 306).

liert zudem den Zusammenhang von Fremdheit und prekärer Arbeit; als türkische Frau in Deutschland bleibe vielfach lediglich das Putzen.

21 | Botho Strauß und die Inszenierungen haben sich, so seine Kritik, diesem Pathos verweigert. Bohrer vermisst die Kühnheit, »jeden einzelnen Tötungsvorgang künstlich zu dehnen, wobei ein Sprecher die wunderbar-furchtbaren Worte zum Tode des je Sterbenden gesprochen hätte« (ebd., 1111). Zu einer Auseinandersetzung mit Bohrer vgl. Menke 1998, 85.

22 | Auch die Sprachreglementierungen innerhalb der deutschen Mehrheitsgesellschaft werden unter »Gender-Vorzeichen reflektiert. Eine Törkin dürfe das Wort »Schwanz« nicht gebrauchen (das hier in seiner harmlosen Variante als »Pferdeschwanz« auftaucht). Die sich anschließende Szene zeigt jedoch, dass sich zwischen Männern der Mehrheitsgesellschaft und sogenannten Gastarbeitern durch den Besuch eines Bordells homosoziale Allianzen herstellen lassen.

Diese Identitätsposition, die bereits ein früheres Gespräch über blutsaugende und damit Nationen wechselnde Moskitos *ad absurdum* geführt hatte, erweist sich als hegemoniale, weil sie die Begegnung mit Europäern verdammt und die Ausgegrenzten zu Tieren erklärt.²³ Bei Özdamar sind es die auf den Dialog setzenden Türiinnen (als Hühner), die sich in Schweine verwandeln, so dass sich erneut das *Gender*-Vorzeichen des antiken Mythos verschiebt und das Motiv der Verwandlung für die Debatte über Nation und Ethnizität genutzt wird. Auch das Zyklopen-Motiv integriert Özdamars Stück, nahezu zur Unkenntlichkeit entstellt, in das biografische Narrativ: Ähnlich wie während der Fabrikarbeit in Berlin, die Özdamar in *Die Brücke vom Goldenen Horn* schildert, tragen die Hühner Lupen; dann ist von dem blutigen Auge und von Augenbinden die Rede. Nachgestellt wird die Blendung des Zyklopen, doch nun an türkische Arbeiter in Deutschland, die dem überlisteten Monster parallelisiert werden und deren Einäugigkeit bzw. Blindheit Ausdruck einer verzerrten, verfremdeten Wahrnehmung ist. Odysseus, der wäre damit das ausbeutende Deutschland – erneut eine Inversion.

HIGH UND LOW

Özdamars intertextuelle Spiele arbeiten auf systematische Weise daran, die hierarchisierten kulturellen Systeme zusammenzuführen. Das homersche Motiv des kriegerischen Auszugs aus der Heimat erscheint beispielsweise auch in seiner populären Gestalt als Volkslied: Der Sänger Heino tritt auf und singt als ›Populärversion‹ der *Odyssee* und des biografischen Narrativs der Hauptfigur *Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus, Städtele hinaus ...* (ebd., 300).²⁴ Dass es Özdamar auf diesen Distinktionskampf zwischen *High* und *Low* ankommt, zeigt sich an späterer Stelle, wenn Bach und *Bild*-Zeitung buchstäblich gegeneinander antreten. Im Nebentext heißt es: »Während sie die Schlagzeilen übt, schiebt ein Musiker ein Spinett auf die Bühne vor Perikizi, setzt sich, spielt Johann Sebastian Bach, die Musik von Bach kämpft mit den Schlagzeilen« (ebd., 303). Diese intertextuelle Vielstimmigkeit lässt sich als dezidierte Absage an den hohen Ton der *Odyssee* bzw. an eine geschlossene antike Hochkultur lesen, die historisch betrachtet ein spezifisches *Mental mapping* hervorgebracht hat. Der Hellenismus als kulturelles Identifikationsmedium wird im 18. Jahrhundert

23 | Umgekehrt werden jedoch auch die Assimilationsdiskurse durch eine fäkale Bildsprache demontiert und als leeres Gerede vorgeführt (Özdamar 2010, 318). Und die Versuche, Türiinnen auf einen Opferdiskurs festzulegen (ebd., 321), erscheinen als entmündigender Übergriff: Während zwei Frauen dem vermeintlichen Vergewaltigungsopfer Hilfe anbieten, streifen sie ihm ein Schafskostüm über.

24 | Die Inszenierung von Ulrich Greb in einer Fabrikhalle bei Moers macht den Barden gleich zum Vergewaltiger – das klassische Ressentiment der Intellektuellen der Volksmusik gegenüber lässt ihn zum Übeltäter werden. Zudem wird die demütigende Arbeitssituation der Türiinnen in einer kritischen Reflexion forciert.

prominent, während zeitgleich die asymmetrische Differenz zwischen Ost- und Westeuropa als diskursives Komplement entsteht, die bis heute die europäische Diskurslandschaft prägt. Larry Wolff führt über diese Parallelität, die bei einem Rückgriff auf antike Quellen reflektiert werden sollte, aus:

The parallel intellectual processes of Orientalism and Hellenism, both dating back to the eighteenth century, created important points of reference and influential parameters for the evolution of the idea of Eastern Europe (Wolff 1994, 7).

Diese Grenze wird von der zwischen Hoch- und Populärkultur flankiert, die einem Nationaldiskurs zuarbeitet.²⁵

Özdamar setzt der homerschen *Odyssee* deshalb einen anderen griechischen Autor entgegen, Kaváfis, der in seinen Gedichten die binäre Opposition von Zivilisation und Barbarei im Rückgriff auf antike Mythen dekonstruiert: In *Ithaca*, einem Gedicht, das *Perikizi* gleichfalls zitiert, erscheinen die Monstren als die eigenen, inneren; und das ausführlich eingearbeitete Gedicht *Die Barbaren kommen* betont das Abhängigkeits- bzw. Projektionsverhältnis beider Positionen, wenn die letzten Zeilen lauten: »Und nun, was sollen wir ohne Barbaren tun? Diese Menschen waren immerhin eine Lösung« (Özdamar 2010, 326). Die deutsche Übersetzung ergänzt Özdamar bezeichnenderweise durch türkische Zeilen – ebenfalls eine Hybridisierung.

EIN PORTRAIT DER AUTORIN ALS TÜRKISCHE FRAU

Montiert das Stück literarische Zitate, die diverse nationale Kulturräume definieren, sich hier aber überlagern, so kann der Theatertext auch als einer über Autorschaft in dem liminalen Raum zwischen Türkei und Deutschland gelesen werden. Bereits in ihren früheren Texten dokumentiert die Autorin sehr genau die Abwertungen von Seiten des deutschen literarischen Marktes, die ›deutsch-türkischen‹ Autoren und Autorinnen entgegengebracht werden (Milz 2000, 257). Özdamar verarbeitet in ihrem Traumspektakel unter anderem die entlarvenden Reaktionen auf ihren ersten, mit dem Bachmann-Preis ausgezeichneten Roman *Das Leben ist eine Karawanserei*,²⁶ der häufig als ›bloße‹ Übersetzung

25 | Das Theaterstück ordnet auch Hölderlin dieser exklusiven Sphäre zu, denn sein Gedicht »Ins Offene« führt zu der wiederholt gestellten, unbeantwortet bleibenden Frage: »Wer seid Ihr?« (Özdamar 2010, 323). Die Inszenierung hingegen nutzt das utopische Potenzial des hölderlinschen Gedichts, um einen weiteren ›Rite de Passage‹ zu inszenieren: Nach der Hadesfahrt der Hauptfigur, die auch als Tod gedeutet werden kann, führt sie das dichterische Wort »ins Offene«, hier durch einen (Geburts-)Kanal in der Mauer, der in einen festlich geschmückten Raum einmündet: Dort entlassen die Eltern ihre Tochter ohne Flüche, feiern sie vielmehr nach türkischem Brauch.

26 | In der Forschung wird der Text vielfach als Bildungsroman einer innertürkischen Migration gelesen: Johnson 2001, 38.

eines *per se* poetischen Türkisch gelesen wurde,²⁷ und sie bezieht sich auf die Diskussionen über eine ›deutsch-türkische‹ Literatur, die über diesen Begriff als minoritäre definiert wird. Der Vater warnt in *Perikizi*: »Du landest in der türkischen Schublade. Europa, Tiergarten der Sprachen, hier sind die türkischen Tiere« (Özdamar 2010, 291), und verweist damit auf die Exklusion aus einer hegemonialen ›deutschen‹ Literatur, der die Texte von Migrantinnen und Migranten lange Zeit allein als politisch-soziale Dokumente galten.²⁸ Darüber hinaus integriert der Theatertext Özdamars den Literaturstreit mit dem Autor Feridun Zaimoğlu und bearbeitet damit ein wohl traumatisches Erlebnis, das für die Position dieser ›minoritären‹ Literatur auf dem deutschsprachigen Literaturmarkt in hohem Maße aussagekräftig ist, sowohl für die potenzierte Rivalität zwischen Autorinnen und Autoren, die türkische Erfahrungen verhandeln, als auch für die Dominanz eines männlichen Diskurses. Die Episode ist bezeichnenderweise mit *Die Sprachlosigkeit im halb verbrannten Wald* überschrieben, so dass ein Bezug zu dem früheren Auftritt der Intellektuellen im zerstörten Gedächtnisraum Deutschland hergestellt wird. Der »wölfische« Autor – er erinnert damit an die Mitglieder der türkischen Partei der Nationalistischen Bewegung, an die *Grauen Wölfe* – zeichnet sich durch seinen türkischen Patriotismus, sein Eintreten für den Islam und für das Kopftuch aus, ebenso durch seine Erotomanie, die sich bevorzugt an imaginierten islamischen Frauenbildern entzündet (Matthes 2008). Diese Melange legt eine bestimmte Dechiffrierung dieser Schlüsselszene nahe: Es handelt sich offensichtlich um einen Widergänger Zaimoğlu. Den Erfolg dieses fiktiven Autors, der unverblümt deutschenfeindliche Parolen schwingt, führt das Stück u.a. auf den deutschen Selbsthass und die kompensatorische Unterwerfung unter den Anderen zurück. Das »Kommentator-Käuzchen«, also eine hegelsche Eule der Minerva, erklärt mit analytischer Hellsicht: »Verspätete Judenliebe, verfrühte Türkenliebe« (Özdamar 2010, 328). Dass sich Özdamar hier auf den Plagiatsstreit, der vor einigen Jahren den literarischen Markt beschäftigt hat, bezieht, zeigt sich deutlicher, wenn sich Wolf/Zaimoğlu und Feenkind/Özdamar um die Urheberschaft eines Textes streiten: »Das ist von mir« (ebd., 330), wobei hier Erinnerungen an die Türkei zur Debatte stehen, wie sie Zaimoğlu Roman *Leyla* (2006), anders als die überarbeiteten Dokumentationen *Kanak Sprak* (1995) und *Koppstoff* (1999), verarbeitet. Die Mehrheitsgesellschaft reagiert auf diese Anwürfe mit einem souverän-uninteressierten Ausschluss aus dem Originalitätsdiskurs, der auf dem deutschen

27 | Vgl. dazu und zu der Auffassung, Özdamar habe mit ihrer Literatur die deutsche Sprache ›bereichert‹ – ein vampirisches Bild –, die Kritik von Bay 1999, 30f. Er betont die brechtschen und surrealistischen Züge in ihrem Werk. – Zur Transformation von Orientalismen in ihren Texten vgl. Blahak 2006. Auch Horrocks kritisiert die Zuordnung ihrer Texte zu einer vermeintlich mündlichen türkischen (Märchen-)Tradition: Horrocks 1996, 30.

28 | Vgl. zu einer Kritik an dieser Perspektive: Adelson 2005 u. Shafi 2003. Breger (2008) spricht von Özdamars transnationaler Ästhetik und versucht ihre Texte aus den Binaritäten türkisch-deutsch und europäisch-orientalisch herauszulösen.

Buchmarkt weiterhin nahezu uneingeschränkt Geltung besitzt. »Aber egal, von wem. Eure Geschichten sind alle gleich. Der Pool ist zu eng, klein. Das Türkische gehört allen Türken.« (Ebd.)

Geht es also um Literatur für Europa – auf diese Suche begibt sich *Odyssee Europa* –, so ergeben sich aus Özdamars Bearbeitung des Homer-Textes folgende mögliche Leitlinien: Eine Pluralisierung der Referenztexte vermeidet die Fantasie eines ›Urstoffes‹ und vermag die Grenzen zwischen Hoch- und Populärdiskursen, zudem die zwischen nationalen Kulturen zu perforieren. Die Berücksichtigung minoritärer Stimmen, und dazu gehören auch weibliche, verhindert zudem, dass ein bereits verabschiedeter patriarchaler Diskurs fortgeschrieben wird. Für *Odyssee Europa* hätte eine große Zahl an Autorinnen – Elfriede Jelinek, Marlene Streeruwitz, Dea Loher, Yasmina Reza und andere, die in den letzten Jahrzehnten zunehmend das Bühnengeschehen bestimmen – zur Verfügung gestanden.

DIE INSZENIERUNGEN: IMAGINIERTE WEIBLICHKEITEN

Die Theatertexte der fünf Autoren greifen vielfach auf traditionelle Weiblichkeitsimagines (als Schutzdichtungen) zurück und setzen darüber hinaus die bildungsbürgerliche Abwehr des Proletarischen fort, wobei die Inszenierungen diese Tendenzen der Stücke deutlich verstärken. Péter Nádas (*Sirenengesang. Ein Satyrspiel*; Uraufführung: Mülheim a.d. Ruhr, 28. Februar 2010) beispielsweise entwirft einen hybriden Gesang, in dem sich antike Zitate mit zeitgenössischen Diagnosen allgegenwärtiger Kriegs- und Mordbereitschaft überlagern, und zwar auch sprachlich, wenn von Kapitalmärkten ebenso die Rede ist wie von antiken Götten. In seinem ›Gesang‹ hat sich der antike Held als Inbegriff des Einzigen, des Individuellen verabschiedet – die Moderne, die ausschließlich von gesichtslosen Söhnen verkörpert wird, steht im Zeichen der Masse. Die Söhne sind zu dritt, sprechen chorisches und erscheinen als marodierende Bande, die aus Lust selbst den eigenen Vater tötet. Dieser Chor der Söhne scheint bezeichnenderweise proletarischer Herkunft zu sein und ignoriert das (bürgerliche) Leistungsethos: »Oh, diese stinkfaulen edlen Jünglinge tun wirklich alles, / um nicht mit ihren Händen arbeiten zu müssen« (Nádas 2010, 235). Roberto Ciullis Inszenierung am Mülheimer *Theater an der Ruhr* verstärkt diese Konstruktion – die Kostüme betonen die proletarische Klassenzugehörigkeit der Söhne – und setzt traditionelle Weiblichkeitskonstruktionen in Szene: Die Sirenen sprechen, der topischen Allianz von Weiblichkeit und (zirkulierendem) Geld gemäß, als/aus Spielautomaten. Noch dazu wird der Kampf zwischen Sirenen und Jünglingen nicht als paritätischer gezeigt (wie bei Nádas), sondern in drastischen Bildern eine weibliche Opfergeschichte inszeniert: Die Söhne vergewaltigen die Mädchen brutal und töten sie in einer stummen, zeitlupenartigen Szene.

Enda Walsh führt in seiner Paraphrase *Penelope* (Uraufführung: Oberhausen, 27. Februar 2010) die Freier als Inbegriff prekärer Männlichkeit vor und thematisiert auch den problematischen Ausschluss von Homosexualität. Be-

zieht der Autor sein männliches Personal allem voran auf die große (imaginäre) Schreckensgestalt des Odysseus, die den lästigen Freiern den Tod verheißt und durch das aufflammende Feuer angekündigt wird, so steht in der Inszenierung Penelope im Zentrum, die sich an den dilettantischen Unterhaltungen der alternden Männer erfreut und damit zur Spiegelfigur der Zuschauer avanciert. Sie ist – so will es die Inszenierung von Tilman Knabe – Urheberin der Qualen und böse Mutter, die letztlich die Prekarisierung von Männlichkeit zu verantworten hat. Diese Kontrastierung von guter und böser Mutter nimmt allerdings auch der Theatertext vor. In Jarzynas Fusion von *Odysseus*- und *Ödipus*-Mythos – die Tötung des Vaters durch den Sohn erscheint als unhintergehbare Bedingung männlicher Macht – sind die Götter und die Frau (bereits durch ihre unverständliche Sprache) Fremde einer anderen Welt. Und es ist eine Frau, die die Tötungen auslöst und damit als Urheberin der ewigen Kette der Gewalt erscheint. In Schimmelpfennigs *Der elfte Gesang* entwirft ein Chor – ähnlich wie in Stücken von Andreas Gryphius (1916-1664) – die Genealogie unendlicher Geburten und Tode, die auf die Mütter fixiert wird:

Hierauf

kam Epikaste, die schöne, Ödipus' Mutter,

Welche die schrecklichste Tat mit geblendeter Seele verübet:

Ihren leiblichen Sohn, der seinen Vater ermordet,

Nahm sie zum Mann! (Schimmelpfennig 2010, 107)

Die Mythen werden auf weibliche Täterinnen konzentriert und sind von einer Gegenerzählung weiblicher Migration flankiert, denn die Regieanweisung sieht auf der Bühne eine »Frau mit einem in aller Eile gepackten Koffer« vor (ebd., 106); zum Schluss der Litanei fährt ein Zug ab. Dieses polysemantische Motiv der Migration und Verfolgung greift die Inszenierung von Lisa Nielebock am Schauspiel Bochum auf und stellt neben die Bilder von Naturkatastrophen die von Auschwitz, von Lagern, nicht nur in Brechts Augen eine bedenkliche Fusion, wobei der Hades bezeichnenderweise als weiblicher Raum kodiert und eine binäre Konstruktion von weiblichen Täterinnen (als Müttern) und Opfern etabliert wird. In dem Stück *Odysseus, Verbrecher*.

Szenen einer Heimkehr von Ransmayr (Uraufführung: Dortmund, 28. Februar 2010), das ähnlich fantastische Naturszenarien für die Bühne vorsieht wie sein reflexiver Theatertext über eine Souffleuse, *Die Unsichtbare. Tirade an drei Stränden* (2001), ist die Frau/Mutter in altbewährter Manier Garantin des Sozialen: Der Sohn zerbricht an der Brutalität des heimgekehrten Odysseus – ein obsoletes Männlichkeitsbild –, und Penelope propagiert das Ethos der Gewaltfreiheit, die Verwandlung von Waffen in Werkzeuge (Ransmayr 2010, 424).

Das Vorbild Homer erscheint mithin aus einer *Gender*-Perspektive als verknappender Diskurs, wie Walsh in seinem Stück *Penelope* reflektiert, wenn es heißt:

Die Geschichten werden reglementiert, jedes Gespräch verschleiert fortan irgendwelche Lügen, Worte werden rationiert, und jedermann trägt sein Söckelchen mit sich herum, dieser ein größeres, jener ein kleineres, und sie sagen einander nur die halbe Wahrheit und belügen sich selbst, dass sie Teil einer Gemeinschaft, womöglich sogar einer Zivilisation sind. (Walsh 2010, 171)

Insbesondere eine Poetik der Hybridisierung,²⁹ die Nationaldiskurse und die Grenzziehungen zwischen Hoch- und Populärkulturen durchbricht, zudem die *Gender*-Perspektive (neben der von *Class* und *Race*) berücksichtigt, könnte dieser Verknappung begegnen, die auch einem homogenisierenden Europa-Diskurs droht.

LITERATUR

- Adelson, Leslie A. (2005): *The Turkish Turn in Contemporary German Literature. Toward a New Critical Grammar of Migration*. New York
- Bay, Hansjörg (1999): Der verrückte Blick. Schreibweisen der Migration in Özdamars Karawanserei-Roman. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 83, S. 29-46
- Breger, Claudia (2008): »Angebissene Bockwurst mit gefrorenem Ketchup«. Die Poetik der Essensreste in Emine Sevgi Özdamars »Seltsame Sterne starren zur Erde«. In: Claudia Lillge/Anne-Rose Meyer (Hg.): *Interkulturelle Mahlzeiten. Kulinarische Begegnungen und Kommunikation in der Literatur*. Bielefeld, S. 125-139
- Blahak, Boris (2006): »Du feine Rose meiner Gedanken ...«. Orientalismen in der Darstellung von Liebe, Erotik und Sexualität als tiefere Ebene einer Hybridität in Emine Sevgi Özdamars »Mutter Zunge – Großvater Zunge«. In: *Wirkendes Wort* 56, S. 455-474
- Bohrer, Karl Heinz (1996): Das Homerische Phantasma Grausamkeit. Aus Anlaß von Botho Strauß' »Ithaka«. In: *Merkur* 12, H. 50, S. 1103-1113
- Carstensen, Uwe B./Lieven, Stefanie von (Hg., 2010): *Theater Theater. Odyssee Europa. Aktuelle Stücke 20/10*. Frankfurt a.M.
- Flügge, Anja (2008): Den Raum zum Sprechen bringen. Symbolisierungen des Eigenen und Fremden in Emine Sevgi Özdamars Erzählung »Der Hof im Spiegel«. In: Claudia Lillge/Anne-Rose Meyer (Hg.): *Interkulturelle Mahlzeiten. Kulinarische Begegnungen und Kommunikation in der Literatur*. Bielefeld, S. 217-233
- Ha, Kien Nghi (2005): Hype um Hybridität. Kultureller Differenzkonsum und postmoderne Bewertungstechniken im Spätkapitalismus. Bielefeld
- Herzinger, Richard (1996): Die Heimkehr der romantischen Moderne. Über »Ithaka« und die kulturphilosophischen Transformationen von Botho Strauß. In: *Theater heute*, September, S. 6-15

29 | Dass Hybridisierung auch als Werbestrategie eingesetzt werden kann und die Berücksichtigung von Minoritäten eine zentrale Rolle im dominanten Kreativitätsdiskurs spielt, darauf verweist Ha 2005, 55f.

- Horrocks, David/Kolinsky, Eva (1996): *Turkish Culture in German Society Today*. Providence/Oxford
- Jarzyna, Grzegorz (2010): Areteia. In: Carstensen/Lieven 2010, S. 19-39
- Johnson, Sheila (2001): Transnationale Ästhetik des türkischen Alltags. Emine Sevgi Özdamar's »Das Leben ist eine Karawanserei«. In: *The German Quarterly* 74, H. 1, S. 37-57
- Korff, Rüdiger (2004): Wo ist Europa? In: Markus Kaiser (Hg.): *Auf der Suche nach Eurasien. Politik, Religion und Alltagskultur zwischen Russland und Europa*. Bielefeld, S. 21-35
- Kufeld, Klaus (2008): Die Kreativität der Städte und Regionen. Ein Wegweiser nach Europa. In: Ders. (Hg.): *Europa – Wandel durch Kultur*. Freiburg i.Br./München, S. 11-21
- Matthes, Frauke (2008): Of Kanaken and Gottes Krieger. Religion and Sexuality among Feridun Zaimoğlu's Young Muslim Men. In: *Edinburgh German Yearbook* 2, S. 250-261
- Mazza, Ethel Matala de (1999): *Der verfasste Körper. Zum Projekt einer organischen Gemeinschaft in der Politischen Romantik*. Freiburg i.Br.
- Mecklenburg, Norbert (2006): Leben und Erzählen als Migration. Intertextuelle Komik in »Mutterzunge« von Emine Sevgi Özdamar. In: *Literatur und Migration. Text und Kritik* 9, S. 84-96
- Menke, Christoph (1998): Heros ex machina: Souveränität, Repräsentation und Botho Strauß' »Ithaka«. In: Norbert Bolz u.a. (Hg.): *Heilsversprechen*. München, S. 71-86
- Milz, Sabine (2000): Ethnicity and/or Nationality Writing in Contemporary Canada and Germany. A Comparative Study of Marlene Nourbese Philip's and Emine Sevgi Özdamar's Writing of Hybridity and Its Public and Critical Reception. In: *Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik* 48.3, S. 254-268
- Müller, Adam Heinrich (1922): *Die Elemente der Staatskunst*. Hg. v. Jakob Baxa. Jena
- Nádas, Péter (2010): Sirenengesang. Ein Satyrspiel. In: Carstensen/Lieven 2010, S. 177-267
- Özdamar, Emine Sevgi (1998): *Die Brücke vom Goldenen Horn*. Roman. Köln
- Dies. (2001): Meine deutschen Wörter haben keine Kindheit. Eine Dankrede. In: Dies.: *Der Hof im Spiegel. Erzählungen*. Köln, S. 125-132
- Dies. (2006): Mutterzunge. In: Dies.: *Mutterzunge. Erzählungen*. Hamburg, S. 7-12
- Dies. (2008): Das Leben ist eine Karawanserei, hat zwei Türen, aus einer kam ich rein, aus der anderen ging ich raus. Köln
- Dies. (2010): Perikizi. In: Carstensen/Lieven 2008, S. 271-333
- Quenzel, Gudrun (2005): *Konstruktionen von Europa. Die Europäische Identität und die Kulturpolitik der Europäischen Union*. Bielefeld
- Ransmayr, Christoph (2010): Odysseus, Verbrecher. In: Carstensen/Lieven 2010, S. 337-425
- Schimmelpfennig, Roland (2010): Der elfte Gesang. In: Carstensen/Lieven 2010, S. 43-123
- Shafi, Monika (2003): Joint Ventures: Identity Politics and Travel in Novels by Emine Sevgi Özdamar and Zafer Senocak. In: *Comparative Literature Studies* 40, S. 193-214

- Strauß, Botho (1999): Ithaka. Schauspiel nach den Heimkehr-Gesängen der Odyssee. In: Ders.: Theaterstücke 1993-1999. München/Wien, S. 73-151
- Theilen, Ines (2005): Von der nationalen zur globalen Literatur. Eine Lese-Bewegung durch die Romane »Die Brücke vom Goldenen Horn« von Emine Sevgi Özdamar und »Café Nostalgia« von Zoé Valdés. In: Arcadia 40, S. 318-337
- Viehoff, Reinhold/Segers, Rien T. (Hg., 1999): Kultur, Identität, Europa. Über die Schwierigkeiten und Möglichkeiten einer Konstruktion. Frankfurt a.M.
- Walsh, Enda (2010): Penelope. In: Carstensen/Lieven 2010, S. 127-173
- Wolff, Larry (1994): Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment. Stanford (CA)

Zeugen und Gesellschaft

Überlegungen zu Jayne Taylors *Ubu and the Truth Commission* (1997) und Peter Weiss' *Die Ermittlung* (1965)

CARLOTTA VON MALTZAN

Abstract

By examining Jane Taylor's *Ubu and the Truth Commission* (1997) and Peter Weiss' *Die Ermittlung* (1965), this paper explores how public testimonies by survivors of atrocities perpetrated under Apartheid and National Socialism are converted into literary texts and staged in post-Apartheid South Africa and post-war Germany, respectively. It will be shown that there is a complex relation between witness accounts, the actual events and their public investigation. Both plays emphasise that the public nature of the testimony raises the question of (re-)defining values in a society that is subjected to confront historical memory while reshaping itself.

»Ich, der Überlebende, packe dich in Worte, so dass die Zukunft dich erben kann. Ich entreiß dich dem Tod des Vergessens. [...] Ich habe dich aus dem Tod übersetzt« (Krog 1998, 27f.).¹ Zeugnis ablegen bedeutet, wie dieses Zitat aus dem Roman *Country of my Skull* der Südafrikanerin Antje Krog zeigt, die eigene Person für die Wahrheit der Vergangenheit und der Geschichte einzusetzen. Das eigene Wort wird zum Bezugspunkt einer sonst vom Vergessen bedrohten Realität, die man selbst erfahren oder beobachtet, vor allem aber überlebt hat. Eine Aussage über erfahrene Gräueltaten wird erst dadurch zum Zeugnis, dass sich der Zeuge an einen anderen richtet und erwartet, dass man ihn hört. Erst in der Kenntnisnahme gewinnt ein vergangenes, scheinbar singuläres Erlebnis, das in Worte gefasst wird, um es vor dem Vergessen zu retten, seine Bedeutung. Es muss für die Zukunft bewahrt werden, weil es über den Einzelnen hinausweist und alle betrifft, daher nicht mehr singuläre, sondern universelle Wahrheit ist. Einerseits heißt das für den Zeugen, die Verantwortung für die

1 | Soweit nicht anders vermerkt stammen die Übersetzungen von der Verfasserin.

Wahrheit der bezeugten Wirklichkeit zu übernehmen. Andererseits ist in jedem Zeugnis nicht nur die Aufforderung zum Zuhören enthalten, sondern auch die Aufforderung durch eine Antwort zu reagieren, die bezeugt, dass wir als Zuhörer bereit sind, die Wahrheit der bezeugten Erfahrung anzuerkennen und mitverantwortlich sind. Mitverantwortung haben alle in der Gesellschaft, denn der Umgang mit der zur Sprache gebrachten Wahrheit bestimmt den Wert der Zukunft aller und die Werte der gegenwärtigen und zukünftigen Gesellschaft.

Im Folgenden soll untersucht und problematisiert werden, wie und unter welchen Voraussetzungen authentische Zeugenaussagen über erlittene Erfahrungen unter einer Gewaltherrschaft (Nationalsozialismus und Apartheid) vor der Öffentlichkeit in zwei unterschiedlichen Gesellschaften literarisch verarbeitet und als Bühnenstücke zur Aufführung gebracht wurden. In *Die Ermittlung* dramatisiert und dokumentiert Peter Weiss (1916-1982) Zeugenaussagen des Frankfurter Auschwitz-Prozesses von 1963 bis 1965. Sein Stück wurde unmittelbar nach Abschluss der Verhandlungen 1965 in 15 verschiedenen deutschen Städten sowie in London uraufgeführt. Auch *Ubu and the Truth Commission*, das in einer gemeinsam konzipierten Bühnenproduktion von Jayne Taylor, die den Text verfasst hat, William Kentridge und der *Handspring Puppet Company* 1997 in Südafrika uraufgeführt wurde, bezieht sich auf eine unmittelbare, in der Öffentlichkeit ausgetragene Verhandlung, nämlich die südafrikanische Wahrheits- und Versöhnungskommission. Sie tagte von 1996 bis 1998 und setzte sich mit Gräueltaten unter dem Apartheid-Regime auseinander. Obgleich in beiden Stücken eigene, beobachtete oder während der Verhandlung niedergeschriebene Leidenserfahrungen zitiert werden, ging es weder Weiss noch den Autoren des südafrikanischen Stücks darum, die Verhandlungen vor dem Gericht in Frankfurt a.M. bzw. vor der Kommission an unterschiedlichen Orten in Südafrika und damit die von Zeugen beschriebenen Ereignisse zu rekonstruieren. Vielmehr sollten die jeweiligen Ermittlungsverfahren in ihrer ganzen Tragweite und Wirkung auf die gegenwärtige Gesellschaft zur Diskussion gestellt werden. Schon allein die Tatsache, dass Dauer und Umfang beider Verhandlungen eine Komprimierung des jeweiligen Materials unumgänglich machten, führt in beiden Stücken, wenn auch auf unterschiedliche Weise, zu einem Konzentrat aus Fakten, das die Geschichten Einzelner weitgehend absorbiert und damit zur Anonymität der Figuren und insbesondere der auftretenden Zeugen beiträgt. Doch gerade diese sind in ihrer Annäherung an den NS-Genozid bzw. an die Verbrechen des Apartheid-Regimes von zentraler Bedeutung für beide Stücke. Deshalb soll der Frage nach dem Stellenwert und der Bedeutung von Zeugenaussagen nachgegangen werden. Es besteht nämlich ein komplexer Zusammenhang zwischen diesen, den beschriebenen Ereignissen, den öffentlich gehaltenen Verfahren, denn in beiden Stücken geht es auch um die Verhandlung von Werten in einer gesellschaftlichen Umbruchssituation. Dieser Zusammenhang wird in den Bühnenstücken von Peter Weiss und Jayne Taylor jeweils zur Diskussion gestellt.

Ausdruck eines gesellschaftlichen Umbruchs in der Nachfolge gewalttätiger und autoritärer politischer Formationen und des Versuchs der Neuorganisation

staatlicher Strukturen und sozialer Einrichtungen sind vor allem in den letzten Jahrzehnten das Entstehen neuartiger Ermittlungsverfahren über Gräueltaten vormaliger Herrschaftsregime. Neben nationalen und internationalen Gerichtsverfahren, Tribunalen, Untersuchungskommissionen, Kriegsgerichten und anderen institutionalisierten Ermittlungsverfahren, ist – wie in Südafrika – ein Mechanismus in auf demokratischen Grundlagen aufgebauten Staaten entstanden, der ein sogenanntes Übergangsrecht (*Transitional Justice*) gelten lässt, das auf dem Diskurs der allgemeinen Menschenrechte aufbaut. Innerhalb dieses Rahmens gewinnen »Wahrheitskommissionen« an Bedeutung. Sie gelten als wichtiges Mittel eine politische Neuordnung zu legitimieren und ein Gefühl der Dazugehörigkeit zur neuen Staatsordnung zu kreieren. Wahrheitskommissionen zeigen die komplexen Zusammenhänge von Leiden, Gerechtigkeit, Menschenrechten, Wahrheit, Verantwortung, Geschichte und Zeugenschaft auf. In Verbindung mit juristischen Abläufen befassen sie sich mit Erinnerungskultur und narrativen Praktiken, die einen wichtigen Einfluss auf das Verständnis und die Neubildung von gesellschaftlichen Strukturen ausüben. So verstand sich die südafrikanische Wahrheits- und Versöhnungskommission als Angebot an die südafrikanische Gesellschaft, den Untaten und Verbrechen der Vergangenheit unter dem Regime der Apartheid nicht mit einer allumfassenden Amnestie oder einem Nürnberger Prozess zu begegnen, sondern im Sinne eines 1995 verabschiedeten Gesetzes Opfer und Täter des Apartheid-Regimes aufzufordern, vor dieser Kommission auszusagen und dadurch Versöhnung und nationale Einheit zu fördern. Ausgehend von Grundprinzipien wie der Anerkennung von Menschenrechten, der Demokratie und friedlichen Koexistenz aller Südafrikaner unabhängig der Zugehörigkeit von Rasse, Klasse, Glauben oder sexueller Orientierung war es Ziel der Kommission, die Wahrheit über die Verletzung grundlegender Menschenrechte in der Vergangenheit aufzudecken, um Wiederholungen in der Zukunft zu verhindern. Man ging davon aus, dass Konflikte und tiefe Risse innerhalb der südafrikanischen Gesellschaft offen gelegt und erkannt werden müssten: Es ginge um Verständigung, nicht um Rache; um Wiedergutmachung, nicht um Vergeltung; um Menschenwürde (*Ubuntu*) und nicht darum Sündenböcke zu finden (vgl. *Promotion of National Unity and Reconciliation Act*, zit.n. Ross 2003, 8).

Einmalig und richtungsweisend war die Kommission zu diesem Zeitpunkt aus mehreren Gründen. Viele der Anhörungen waren der Öffentlichkeit und den Medien zugänglich und wurden teils auch im Fernsehen übertragen. Tätern und Handlangern des Apartheid-Regimes gestand man das Recht auf Amnestie zu, insofern sie ihre Beteiligung an gewaltsamen Übergriffen als politisch begründet ausweisen konnten. Noch mehr überraschte die allgemeine Bereitschaft der Opfer den Tätern in den meisten Fällen ihre Vergebung auszusprechen, wodurch die Arbeit der Kommission ihrer Zielsetzung gemäß in vieler Hinsicht als erfolgreich bestätigt wurde. Eine ihrer Grundvoraussetzungen war nämlich die Vorstellung, dass Versöhnung durch Vergebung erreicht werden könne, aber nur, wenn die volle Wahrheit ans Licht käme. Dadurch, so hieß es, sei ein Heilungsprozess nicht nur persönlicher, sondern auch gesellschaftlicher

Art erst möglich, der also persönliche wie auch nationale Wunden aufdeckte. Trotz der allgemeinen Anerkennung, die diese Lösung im Umgang mit den Gräueltaten der Vergangenheit international und auch in Südafrika fand, war die Kommission bzw. ihre Wirkung von Anfang an umstritten. Indem ein eng definiertes Verständnis Apartheid als ein System konstruierte, das Opfer und Täter produzierte, konnte die Kommission der Frage nach Handlungsspielraum (*Agency*) und Widerstand ausweichen, ebenso auch der Beurteilung der Frage, wie Macht Subjekte bzw. deren Handlungen konstituiert. Zwei weitere Einwände gegen ihre Arbeit waren auch, dass sich Täter durch ihre Aussagen sowohl einem zivilrechtlichen als auch kriminellen Strafverfahren entziehen konnten, und dass sich in Bezug auf den Umgang mit Opfern der Apartheid die Definition von Gewalt und Verletzung von Menschenrechten in erster Linie auf den Körper des Einzelnen beschränkte. Dabei wurde aber die strukturelle Gewalt und rassische Diskriminierung unter der Apartheid außer Acht gelassen.

Ubu and the Truth Commission ist als ein Stück konzipiert, in dem Marionetten und Schauspieler nebeneinander auf der Bühne agieren, untermalt von Musik, angereichert durch auf die Bühne projizierte Zeichentrickfilme und dokumentarisches Filmmaterial. Das Stück bezieht sich, wie schon der Titel sagt, sowohl auf die Wahrheits- und Versöhnungskommission als auch auf den Skandal umwobenen, zügellosen, unmoralischen und gefräßigen Fettsack Ubu Roi, Hauptfigur des gleichnamigen Stücks von Alfred Jarry (1873-1907) von 1888. In dem aus fünf Akten bestehenden südafrikanischen Stück werden nur Pa Ubu und seine Frau Ma Ubu von Schauspielern dargestellt. Pa Ubu ist Repräsentant des Polizeistaates »für den Folter, Mord, Sex und Essen Variationen eines einzigartigen, maßlosen Appetits sind« (Handspring Puppet Company 2002). Aussagen Pa Ubus sind denen von Tätern vor der Kommission nachgebildet:

Ich stehe vor euch, ohne Scham, auch ohne Arroganz. Ich bin kein Ungeheuer. Ich bin ein ehrlicher Bürger und würde nie das Gesetz missachten. Wie ihr alle, esse ich, schlafe ich, und träume Träume. Diese abscheulichen Geschichten, sie machen mich krank. Wenn mir erzählt wird, was hier passiert ist, kann ich es nicht glauben. Diese Dinge, sie wurden von denen über mir, unter mir und neben mir ausgeführt. Auch ich bin betrogen worden! Ich wusste nichts. (Taylor 2001, 45)²

In der Gegenüberstellung und im Vergleich mit Aussagen von Opfern sind Äußerungen wie diese von Pa Ubu ein reines Abstraktum. Sie zeigen nur »das

2 | Im Original: »I stand before you with neither shame nor arrogance. I am not a monster. I am an honest citizen, and would never break the law. Like all of you, I eat, and sleep, and dream dreams. These vile stories, they sicken me. When I am told of what happened here, I cannot believe it. These things, they were done by those above me; those below me; those beside me. I too have been betrayed! I knew nothing.«

Versagen moralischer Vorstellungskraft« (Taylor 1998, iv), offenkundig in der Weigerung vieler Südafrikaner, die Verantwortung für ihren Beitrag an dem Fortbestehen des Apartheid-Systems zu übernehmen, geschweige denn anzuerkennen. Pa Ubu repräsentiert somit den Aspekt des Versagens und die damit verknüpfte, weit verbreitete Tendenz der Rechtfertigung für unentschuldbares Verhalten. Am Beispiel Pa Ubus und seiner Frau wird im Gegensatz zu Jarrys burleskem Stück mithin demonstriert, dass Handlungen sehr wohl erkennbare und abscheuerregende Folgen haben. Pa Ubu zur Seite gestellt ist der dreiköpfige Hund Brutus, dargestellt von einer großen Marionette, die drei verschiedene, aber untrennbare Typen vereint: den Handlanger, den General und den Politiker. Nachdem sie grober Menschenrechtsverletzungen bezichtigt und für schuldig befunden wurden, werden sie alle drei – trotz der Angabe nur Befehlen Pa Ubus gehorcht zu haben – ihrer sozialen Rangordnung entsprechend verurteilt. Pa Ubus Berater und rechte Hand Niles wird von einer Krokodilmariette verbildlicht, in deren enormen Rachen alle belastenden Dokumente und Akten vernichtet werden. Die Tiermarionetten sind im Stück mithin deutlich als Werkzeuge und Repräsentanten des Polizeistaates während der Apartheid erkennbar.

Auf den ersten Blick mag es verwundern, dass es gerade Zeugen aus der schwarzen Bevölkerung Südafrikas und nicht die Figuren Pa Ubu und seine Frau sind, die im Stück von zwei lebensgroßen, mit markanten menschlichen Zügen versehenen Holzmarionetten vertreten werden. In der Bühnenproduktion wurden jedoch bewusst Marionetten für gerade die Opfer aus der schwarzen Bevölkerung Südafrikas eingesetzt, um der ethischen Frage nach der Darstellbarkeit von Zeugenaussagen auf der Bühne zu begegnen. Wie Kentridge erläutert, war »die Kommission selbst ein Theater oder zumindest eine Art Ur-Theater.« (Kentridge 2002)³ Anhörungen waren nämlich für große Teile der Öffentlichkeit zugänglich, weil sie auch in verschiedenen Städten Südafrikas stattfanden. Die Raumanordnung in verschiedenen Orten hingegen blieb gleich, denn die Anordnung der Tische, an denen Zeugen und Mitglieder der Kommission jeweils ihren Platz einnahmen, veränderte sich nicht, ebenso wenig wie die Aufstellung von Dolmetscherkabinen. Bei jeder Sitzung der Kommission hingen Spruchbänder mit Aufschriften wie etwa »Wahrheit durch Versöhnung« (»Truth through Reconciliation«) und »Heilung durch Enthüllung« (»Healing through Revealing«). Ähnlich gestaltete sich auch der Ablauf in den jeweiligen Sälen, wenn Zeugen aussagten. Diese waren emotionsgeladen, während das Publikum meist jedem Wort gespannt und in vollkommener Stille lauschte. So entsprachen die Sitzungen der Kommission laut Regisseur Kentridge in vieler Hinsicht dem bürgerlichen (*civic*) Theater *par excellence*. Im Spannungsfeld zwischen Mitgliedern der Kommission, Aussagen von Opfern und Tätern, Dolmetschern sowie Zuschauern und Zuhörern aus der Bevölkerung und schließlich der nationalen und internationalen Presse kam es zur bühnengleichen Darstellung eines Konfliktpotenzials, das sich in dem diametral entgegengesetz-

3 | Im Original: »The Commission itself is theatre, or at any rate a kind of ur-theatre.«

ten Verlangen nach Rache einerseits und dem Bedürfnis nach einer wie auch immer gearteten gesellschaftlichen Versöhnung andererseits äußerte. Der so in die Öffentlichkeit getragene Prozess der Wahrheitsfindung über begangene Gräueltaten und Menschenrechtsverletzungen unter dem Apartheid-Regime entfachte eine vor allem in der Presse ausgetragene, und damit weit verbreitete öffentliche Debatte um den Prozess der Wahrheitsfindung und die beschriebenen Ereignisse. Trotzdem wurde sie von vielen Bürgern nicht zur Kenntnis genommen oder sogar vehement zurückgewiesen. Somit waren auch Verweigerung oder Ignoranz wesentlicher Bestandteil dieser für Südafrika so wichtigen Debatte. Voraussetzung für die Gestaltung des Stücks *Ubu and the Truth Commission* war deshalb nicht der Versuch einer Rekonstruktion der Wahrheitsfindung vor der Kommission. Vielmehr ging es den Autoren in ihrem Theater um eine kritische Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Fassetten der in der Öffentlichkeit geführten Debatte selbst. Theater versucht, wie Kentridge erläutert, »der Erinnerung Bedeutung abzugewinnen, statt Erinnerung zu sein« (Kentridge 2002).⁴

Die meisten der mehr als rund 25.000 Zeugen, die vor der Kommission aussagten, benutzten eine der elf Landessprachen Südafrikas. Aussagen mussten deshalb in den meisten Fällen ins Englische, die Sprache der Verhandlungen, übersetzt werden. Dadurch wurde die Kommission vor ein Dilemma gestellt, denn es entstand bald der Eindruck, den Aussagen der Zeugen und ihren Emotionen nicht gerecht werden zu können. Anfänglich forderte man deshalb Dolmetscher auf, auch Emotionen und Gesten nachzuahmen. Die Folgen waren verheerend, so dass man diese Idee bald wieder fallen ließ. Es sind Widersprüche dieser Art, die in der Aufführung von *Ubu and the Truth Commission* produktiv umgesetzt wurden, indem zum Beispiel auf der Bühne authentische Zeugenaussagen einmal von einem der zwei Marionettenspieler, die eine Zeugenpuppe bedienten, auf isiXhosa und zum anderen von einer anonymen Stimme über Lautsprecher auf Englisch vorgetragen wurden. Damit kam klar zum Ausdruck, dass die Marionette nicht Zeugenschaft rekonstruiert, sondern nur Medium ist, durch das eine Zeugenaussage gehört werden kann. Die so erzählten Geschichten (wie die einer Mutter aus Queenstown, die nach wahllosen Erschießungen auf offener Strasse im Leichenschauhaus unter den Bergen von Leichen ihren Sohn zu identifizieren versucht, oder einer anderen Zeugin, die davon berichtet, wie sie versuchte, ihren Sohn vor der Verbrennung durch einen mit Benzin übergossenen Reifen zu retten) stellen durch diese bewusst theatralische Gestaltung komplexe Bedeutungszusammenhänge her. Zeugen wie diese stehen ein für alle, die vor der Kommission ausgesagt haben, genauso wie für jene, die es nicht (mehr) konnten. Als Zuhörer vor der Kommission oder Zuschauer im Theater werden wir aufgefordert, die Erfahrungen der Zeugen als Wahrheit anzunehmen, denn diese existiert erst in und durch ihre Mitteilung. Damit entsteht eine Art Zuhörerschaft, die zur Mitverantwortung gezogen wird und sich als »sekundäre Zeugenschaft, als Zeugenschaft durch Vorstellungs-

4 | Im Original: »to make sense of memory, rather than be memory«.

kraft oder als Zeugenschaft der Erinnerung verstehen lässt« (Baer 2000, 11). Wie die theatrale Gestaltung des Stücks weiterhin zeigt, wird das Bezeugen der Geschichte nicht nur den Opfern und Betroffenen selbst überlassen, sondern fordert auch unser Bewusstsein über unsere fortwährend sich ändernde Aufnahmefähigkeit für die Grauen der Vergangenheit heraus. Dadurch werden wir gezwungen über unsere eigene Rolle und Verantwortung in der Geschichte *und* in der Gegenwart nachzudenken.

Zuhörerschaft und »sekundäre Zeugenschaft« bedeuten das Annehmen der Wahrheit des Verlustes und der von anderen erlittenen Traumata, auf die wir als Zuhörer mit Entsetzen, Empörung, Empathie, Verstörung oder sogar Unglauben reagieren. Hinterfragt werden muss deshalb nicht nur die verdeckte Zweideutigkeit der Reaktionen, sondern auch die Bedingungen von Zuhörerschaft an sich und der damit verbundenen Aufnahmefähigkeit für Gräueltaten der Vergangenheit. Wie Taylor bemerkt:

Unsere Reaktionen werden in Frage gestellt, denn was in unserem Inneren treibt uns eigentlich dazu, die Geschichten der Trauer anderer zu suchen? Oder, was noch problematischer ist, was bringt uns dazu die Geschichten von Folterern zu verfolgen? (Taylor 2002)⁵

In *Ubu and the Truth Commission* lenken die Zeugen-Marionetten unser Augenmerk auf ihre eigene Künstlichkeit. Damit werden wir als Zuschauer veranlasst, uns bereitwillig einem widersprüchlichen Prozess auszusetzen, nämlich die Realität, die wir wahrnehmen, zu verleugnen und gleichzeitig geltend zu machen. Einerseits vereinen die Zeugen-Marionetten im Vergleich zu den Figuren von Pa und Ma Ubu auf eindrückliche und zwingende Weise das komplexe Beziehungsgeflecht zwischen Zeugenaussage, Dolmetschen und Dokumentation. Andererseits legen sie das Verhältnis zwischen Zeugen, Tätern, Mitgliedern der Kommission, Zuhörern und Zuschauern offen, wie es in den Anhörungen und den damit verbundenen Abläufen selbst sichtbar wurde. In »sekundärer Zeugenschaft« wird Geschichte gegenwärtig und Teil eines Gesellschaftsprozesses. In diesem Sinne standen individuelle Berichte und Geschichten vor der Kommission für die größere, nationale Geschichte Südafrikas ein. Wie Taylor bemerkt, sind individuelle Geschichten persönlicher Trauer, des Verlustes, des Triumphes und der Verletzung zu einem Nationalgut und mithin zu einem Bericht über Südafrikas jüngste Geschichte geworden, in der Autobiografie und Geschichte miteinander verschmelzen. Es ist dieser Aspekt, der für die Übergangsgesellschaft in Südafrika so äußerst wichtig war, denn vorher war persönliches Leiden entweder der Aufrechterhaltung oder dem Ziel der Befreiung vom Apartheid-Regime untergeordnet worden. Heute erst kann die individuelle sprachliche und gedankliche Gestaltung der Erinnerung und Trauer einer

5 | Im Original: »Our own reactions are questioned, because, after all, what is it in us that makes us seek out the stories of another's grief? Or, even more problematically, what makes us follow the stories of the torturers?«

Zeugenaussage in ihrer Funktion als Gedächtnisträger in ihrer singulären und repräsentativen Erscheinung in aller Tragweite und als Teil eines gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses zur Kenntnis genommen werden.

Gemäß den Anforderungen des dokumentarischen Theaters folgt Peter Weiss in *Die Ermittlung* weitgehend und oft wörtlich der Dokumentation des Frankfurter Auschwitz-Prozesses von Bernd Naumann (1904-1971) aus dem Jahre 1968 (Naumann 2004). Wie in Taylors Stück ging es bekanntlich Weiss nicht um eine Rekonstruktion der Verhandlungen vor dem Gericht, da sie ihm ebenso unmöglich schien, »wie es die Darstellung des Lagers auf der Bühne wäre«. Vielmehr handelt es sich bei der *Ermittlung*, wie Weiss in der Anmerkung zum Stück erläutert, um ein »Konzentrat«, das nichts anderes enthalten soll »als Fakten, wie sie bei der Gerichtsverhandlung zur Sprache kamen« (Weiss 1965, 7). Die Aussparung von Emotionen, die in der Gegenüberstellung von Zeugen und Angeklagten und damit von Reden und Gegenreden im eigentlichen Prozess eine bedeutende Rolle spielten, versucht Weiss durch eine Anonymisierung der im Stück auftretenden neun Zeugen zu erreichen, die ähnlich den Zeugen-Mariotten in Taylors Stück nur mehr als Sprachrohre fungieren. Sie stehen stellvertretend für Aussagen von Hunderten anderen, die genau wie sie während der Zeit, über die verhandelt wird, ihre Namen, ihre Identität und Individualität verloren hatten. Jeder der 18 Angeklagten dagegen stellt eine bestimmte Figur dar und trägt auch einen Namen, der aus dem realen Prozess übernommen wurde. Damit will Weiss ihre Individualität hervorheben und signalisieren, dass sie auch »als Symbole stehen für ein System, das viele andere schuldig werden ließ, die vor diesem Gericht nie erschienen« (ebd., 8).

Die weitgehende Anonymisierung des Geschehens, der Figuren – insbesondere der Zeugen – und der daraus resultierenden Universalisierung von Auschwitz hat dem Stück von Weiss scharfe Kritik eingebracht. Vor allem Kritiker aus den Vereinigten Staaten bemängelten *Die Ermittlung* im Rahmen eines sich seit den 1970er Jahren herausbildenden Diskurses über Ethik und Ästhetik der Auschwitz-Literatur. Im Zentrum der Auschwitz-Literatur stehen nämlich nicht nur »Debatten über Faktizität, Authentizität und Legitimität« sondern auch Fragen: »Wer darf für die Opfer sprechen? Wer für die Täter? Wer definiert die Opfer und Täter?« (Cohen 2000, 158). Weiss wurde vorgeworfen, dass die Anonymisierung vor allem der Zeugen dazu führte, dass undeutlich blieb, dass ein Großteil der Verfolgten und Opfer jüdischer Herkunft waren. Der Verzicht, den Zeugen der Anklage in *Die Ermittlung* Namen zu geben, soll indes offensichtlich an die systematische Entwürdigung der KZ-Häftlinge in den Lagern erinnern und muss, wie Robert Buch anmerkt, als Versuch gelten »der Namenlosigkeit der unzähligen Opfer gerecht zu werden und die tatsächliche Anonymität der Ermordeten nicht durch exemplarische Individualgeschichten vergessen zu lassen« (Buch 1997-2008). Es ging Weiss darum, für sein Stück universelle Gültigkeit zu erreichen und dadurch – hier folgte er den Konzepten des west-

deutschen Dokumentartheaters der 1960er und 70er Jahre – in seine eigene Zeit einzugreifen und sie zu kommentieren. Weiss bezog sich hier auf die damaligen genozidartigen Vorgänge in Vietnam und in Südafrika. Mit dieser Zielsetzung entsprach *Die Ermittlung* dem von Theodor W. Adorno (1903-1969) neu formulierten kategorischen Imperativ, die Menschen hätten »ihr Denken und Handeln so einzurichten, dass Auschwitz sich nicht wiederhole, nichts Ähnliches geschehe« (Adorno, zit.n. Cohen 2000, 166).

Auch wenn das Universalisierungsbestreben in *Die Ermittlung* aus unterschiedlichen Gründen immer noch Unbehagen auslöst und vielleicht durch andere, individualisierende Darstellungstechniken hätte erreicht werden können, denn »die Opfer der nazideutschen Judenvernichtung waren einmalige historische Individuen, und gerade in der Konfrontation der Nachwelt mit dieser Einmaligkeit wird ihr Schicksal universalisierbar« (Cohen 2000, 167), hat das Stück bis heute an Aktualität nicht verloren. Indem das Gerichtsverfahren auf der Bühne *in medias res* beginnt und aufgrund fehlender Urteilsfindung offen bleibt, wird nicht nur der Umgang mit Auschwitz in Frage gestellt, sondern das juristische Verfahren selbst sowie der Versuch, die zur Verhandlung stehenden Verbrechen gesetzlich in den Griff zu bekommen. Dadurch wird auch erreicht, dass der Zuschauer in mehrfacher Hinsicht an der Ermittlung beteiligt wird. In der Konfrontation und Auseinandersetzung mit bezeugten Erfahrungen und Beschreibungen von Gräueltaten in der Vergangenheit stößt der Zuschauer an die Grenzen der Imagination. Sich das Geschehene vorzustellen, scheint unmöglich, denn es ist unvorstellbar. Dadurch entsteht eine »Vergegenwärtigung von beklemmender Intensität« (Buch 1997-2008). Insofern untergräbt *Die Ermittlung*

die Auffassungen von Literatur als einen von der Gesellschaft abgetrennten Bereich. Das Stück verwischt beharrlich die Grenzen zwischen der Wirklichkeit und ihrer Darstellung, zwischen Dokumentation und ihrer Interpretation, zwischen authentischen Personen und Bühnenfiguren (Cohen 2000, 159).

Auch hier werden Zuschauer/Leser zu »sekundären Zeugen«. Das bedeutet, dass sich die heutige Gesellschaft – genau wie die deutsche Nachkriegsgesellschaft – auch ethischen und juristischen Fragen und solchen nach verantwortlichem Handeln stellen muss.

Die Stücke von Jayne Taylor und Peter Weiss zeigen trotz der unterschiedlichen zeitlichen und kulturellen Bezugspunkte und gesellschaftlichen Kontexte, wie Theater gerade über Zeugenschaft und deren Problematisierung zum kulturellen Gedächtnis einer Nation beitragen kann. Sie zeigen außerdem, dass Zeugnis ablegen und bezeugen nicht bloß heißt,

etwas zu erzählen, sondern sich anderen gegenüber zu verpflichten und ihnen das Erzählte zu überantworten: im und durch das Sprechen selbst Verantwortung zu übernehmen für die Vermittlung der Geschichte und für die Wahrheit des Geschehens, für etwas, das seinem Wesen nach die Grenzen des Persönlichen überschreitet und allgemeine (nicht-persönliche) Gültigkeit und Konsequenzen hat (Felman 2000, 173).

Die Überantwortung macht Zeugenschaft zu einem dialogischen Prozess zwischen Zeugen, Zuhörern und der Gesellschaft. Welche Schwierigkeiten damit verbunden sind, ob und wie wir uns diesen öffnen und sie zu einem Anliegen der Gesellschaft machen, um damit zu der Aufrechterhaltung von vertretbaren Werten in der Gesellschaft beizutragen, wird in beiden Stücken eindrucksvoll thematisiert und zur Darstellung gebracht.

LITERATUR

- Adorno, Theodor W. (1980): Meditationen zur Metaphysik. In: Ders.: Negative Dialektik. Frankfurt a.M., S. 354-400
- Baer, Ulrich (2000): Einleitung. In: Ders. (Hg.): Niemand zeugt für den Zeugen. Erinnerungskultur nach der Shoah. Frankfurt a.M., S. 7-31
- Buch, Robert (1997-2008): Zeugen und Zuschauer. Peter Weiss' »Die Ermittlung«. In: *parapluie*. Elektronische Zeitschrift für Kulturen, Künste, Literaturen, Nr. 22: »zeugenschaft« (online unter: <http://parapluie.de/archiv/zeugenschaft/ermittlung> [30.09.2010])
- Cohen, Robert (2000): Identitätspolitik als politische Ästhetik. Peter Weiss' »Ermittlung« im amerikanischen Holocaust-Diskurs. In: Baer 2000, S. 156-172
- Felman, Shoshana (2000): Im Zeitalter der Zeugenschaft: Claude Lanzmanns »Shoah«. In: Baer 2000, S. 173-196
- Handspring Puppet Company (2002): Ubu and the Truth Commission (online unter: www.handspringpuppet.co.za/html/ubu.html [30.09.2010])
- Kentridge, William (2002): The crocodile's mouth. In: Handspring Puppet Company 2002
- Krog, Antje (1998): Country of My Skull. Johannesburg
- Naumann, Bernd (2004): Auschwitz. Bericht über die Strafsache gegen Mulka u.a. vor dem Schwurgericht Frankfurt. Berlin [1968]
- Promotion of National Unity and Reconciliation (2003): Act No. 34 of 1995. In: Fiona C. Ross: Bearing Witness. Women and the Truth and Reconciliation Commission in South Africa. London, S. 8
- Ross, Fiona C. (2003): Bearing Witness. Women and the Truth and Reconciliation Commission in South Africa. London
- Taylor, Jayne (1998): Writer's note. In: Dies.: Ubu and the Truth Commission. Cape Town, S. ii-vii
- Dies. (2001): Ubu and the Truth Commission. In: Helen Gilbert (Hg.): Postcolonial Plays. An anthology. London/New York, S. 29-47
- Dies. (2002): Truths and Reconciliations. In: Handspring Puppet Company 2002
- Weiss, Peter (1965): Die Ermittlung. Oratorium in 11 Gesängen. Frankfurt a.M.

»Warten konnte man sprachlos.

Suchen nur auf deutsch.«

Zu interkulturellen Begegnungen in Dimitré Dinevs Erzählband
Ein Licht über dem Kopf

RENÉ KEGELMANN

Abstract

René Kegelmann's contribution introduces the German author of Bulgarian origin, Dimitré Dinev, and describes his reception as a migrant author in Austria and Germany. The major part of this article consists of a text analysis of the short story *Spas schläft* from Dinev's volume of short stories *Ein Licht über dem Kopf* (2005). The author describes herein, in a realistic and detailed way, elements of migration to Austria; yet he manages to lift his comments to an exemplary literary level. The word »labour« is at the center of the tale relating to its every aspect.

The author fashions hierarchical structures of power with vertical lines and the polarity of darkness and light which affect migrants and which they generally manage to spiritualize. Language and communication appear to be mostly instrumentalized within such structures. Yet, one can find elements and moments of a magic suspension of these compulsive mechanisms. The »train community« and the getting to know with a female professor of literature shows that there is a spark of light to be found even in the darkest moments.

1. EINFÜHRUNG

In seinem Kurzeessay *In der Fremde schreiben* (2006, 2009f.) modelliert Dimitré Dinev einige der zentralen Elemente, die das moderne Migrantendasein prägen. Charakteristisches Kennzeichen der Migration ist demnach der Zwang zur bedingungslosen Bereitschaft, sich auf sämtliche physischen und psychischen Belastungen (wie illegale Ausreise und Grenzübertritt, Arbeitssuche in den verschiedensten Bereichen etc.), einzulassen, um der ständig drohenden Abschie-

bung im neuen Land entgegenzuwirken. Wie weit der Weg zum Schreiben literarischer Texte, zumal in einer fremden Sprache, unter solchen Umständen sein kann, hat der 1968 in Plovdiv/Bulgarien geborene und im Alter von 22 Jahren nach Wien emigrierte Autor hautnah erfahren. 1990 gelangte Dinev unter schwierigen Umständen als Migrant in die österreichische Hauptstadt und hielt sich jahrelang mit diversen Gelegenheitsjobs über Wasser. Dennoch gelang es ihm, ein Studium der Philosophie und russischen Philologie in Wien zu absolvieren. Dinev, der in Plovdiv das zweisprachige Bertolt-Brecht-Gymnasium besucht hat, publiziert in Bulgarien bereits seit 1986 in verschiedenen Sprachen (Bulgarisch, Russisch und Deutsch). Seit 1991 schreibt er vorwiegend in deutscher Sprache: Erzählungen, Romane, Essays, Theaterstücke. In seinem Essay betont der Schriftsteller einen wichtigen Aspekt des Schreibens in der Fremde, nämlich zu erkennen, »dass das Wort seine Heimat ist« (Dinev 2006, 210). Nach der Veröffentlichung seines umfangreichen Romans *Engelszungen* (2003)¹ bekam Dinev 2005 den Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis zugesprochen und wird seitdem auch in Deutschland von einem größeren Publikum rezipiert. Sein Erzählband *Ein Licht über dem Kopf* (2005), der in diesem Aufsatz im Zentrum der Überlegungen stehen soll, stieß ebenfalls auf großes Interesse. Darin bearbeitet Dinev auf vielfältige Weise und in literarischer Form das Thema Migration. Seine deutschsprachigen Erzählungen beschreiben einerseits in sehr realistischer Weise die ausgesprochen schwierige Situation von (oft illegalen) Flüchtlingen und Migranten in Wien nach der Wende (illegaler Grenzübertritt, täglicher Kampf ums Überleben und mit dem Gesetz etc.), andererseits entwickeln sie eine eigene Form des magischen Realismus, die durch einen starken Hang zur Form des Gleichnisses charakterisiert ist. Gerade diese ästhetische Repräsentation ist es, die den Blick für grundsätzlichere Fragen weitet und von einer rein autobiografischen Deutung weglenkt, wie sie – wenngleich in Teilen nicht völlig von der Hand zu weisen – in der Rezeption vorherrscht.

2. DINEV ALS MIGRANTENAUTOR?

Dinev wurde lange in Österreich und etwas verzögert auch in Deutschland im Kontext der deutschsprachigen Migrantenliteratur gesehen. Im Gegensatz zu etlichen Chamisso-Preisträgern² wie Yōko Tawada (1996), Emine Sevgi Özda-

1 | Interessant ist, dass dieser Roman bereits in den Studienplan für moderne deutschsprachige Literatur in den österreichischen Gymnasien aufgenommen wurde (vgl. online unter: www.public-republic.de/?s=Dimitré+Dinev [30.09.2010]).

2 | Seit den 1960er Jahren entsteht in Deutschland eine zunehmend beachtete Migrantenliteratur, die seit den 80er Jahren und der Einrichtung des Adelbert-von-Chamisso-Preises 1985 mittlerweile auch literaturinstitutionell fest verankert ist. Der Preis wird »an deutsch schreibende Autoren nicht deutscher Muttersprache« vergeben, deren Texte zu einem »selbstverständlichen Bestandteil der deutschsprachigen Ge-

mar (1999), SAID (2002) oder Feridun Zaimoğlu (2005), deren Texte seit vielen Jahren fester Bestandteil der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur und seit den 1990er Jahren im literarischen Feld der Bundesrepublik zu einer Art »Definitionsmacht« (Hielscher 2006, 207) geworden sind, war Dinev in Österreich zunächst mit völlig anderen Ausgangsbedingungen konfrontiert. An dieser Stelle soll kurz erwähnt werden, dass in der deutschen Rezeption, trotz oben skizzierter Entwicklung hin zu einer Etablierung, nach wie vor die Gefahr einer verengten Wahrnehmung der »Chamisso-Autoren« (Weinrich 2008, 16) im Sinne einer starken Tendenz zur Festlegung auf deren Herkunft besteht. Das gilt insbesondere für noch weitgehend unbekannte Autorinnen und Autoren, die über den Chamisso-Preis ins Licht der Öffentlichkeit gerückt werden. Im literarischen Feld bereits etablierte Autoren wie Zaimoğlu oder Terézia Mora grenzen sich in ihrer Außendarstellung daher zunehmend deutlich von einer Etikettierung als ausländische Autoren deutscher Sprache bzw. von Migrantentexten ab, weil sie befürchten, auf diese Weise in eine Nische abgeschoben zu werden, die letztendlich zum Ausschluss aus der »großen« deutschen Literatur führen könnte (ebd.).

In Österreich, wo Dinev seit Ende der 1990er Jahre rezipiert wird, beginnt die öffentliche Wahrnehmung von deutschsprachiger Migrantentexten deutlich später als im Nachbarland. Unabhängig von einer langen »österreichisch-ungarischen Tradition« (Ackermann 2000, 55) der Mehrsprachigkeit, Mehrkulturalität und des Sprachwechsels im 19. und 20. Jahrhundert und engen Verbindung Österreichs zum mitteleuropäischen Raum kommt erst in den letzten Jahren langsam eine auch wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Strang der österreichischen Literatur in Gang (vgl. Schweiger 2003). Dinev ist wohl einer der Vorläufer einer solchen Tendenz in Österreich, nachdem er im Jahre 2000 einen der Preise bei »Schreiben zwischen den Kulturen« zugesprochen bekam, der vom »Verein Exil« an schreibende Migrantinnen und Migranten vergeben wird. Dinev hat sich verschiedentlich darüber geäußert, dass eine auf Migrationsvorgänge verengte Rezeption dieser Literatur sie einerseits in Nischen innerhalb des literarischen Marktes (kleine Verlage, limitierte Öffentlichkeit), andererseits zu einer prekären Festlegung auf bestimmte Positionen (Herkunft, Migration, Sprachwechsel etc.) drängt (vgl. Schweiger 2003, 12).

genwartsliteratur« geworden sind. Vgl. dazu online: www.bosch-stiftung.de/content/language1/html/14169.asp [30.09.2010]. Jüngst wurden die Preisstatuten erweitert und ein Hinweis auf die »Einwandererfamilie« oder den »nichtdeutschen Sprach- und Kulturraum«, in dem das Deutsche erlernt wurde, aufgenommen (vgl. dazu Esselborn 2004, 318f., sowie Kegelmann 2010).

3. DIE ERZÄHLUNG *SPAS SCHLÄFT AUS DEM ERZÄHLBAND EIN LICHT ÜBER DEM KOPF*

Zu fragen ist nun im Folgenden, in einer Textanalyse einer Erzählung von Dinev, wie interkulturelle Begegnungen unter den Bedingungen von Migration mit ihren vielfältigen Asymmetrien bearbeitet und in welcher Form sie literarisch repräsentiert werden? Daran könnte sich dann auch zeigen, dass es sich bei den Texten keinesfalls um eine rein autobiografische Verarbeitung handelt, sondern um eine eigenständige literarische Form, die freilich in komplizierter Weise mit dem Werdegang des Autors verknüpft ist.³ Das kommunikative Verhalten von Figuren, »die flüchten, emigrieren, die zwischen zwei und mehreren Ländern hin- und herpendeln und deren Identitäten sich zumeist als instabil und veränderbar erweisen« (Schweiger 2003, 2), muss zwangsläufig abweichen von idealtypischen Formen des Dialogs und des Umgangs miteinander. Das gilt umso mehr für Situationen, in denen Zwänge oder Machtstrukturen im Spiel sind, die einen freien Umgang miteinander eher behindern als fördern.

Die Erzählungen von Dinev spielen teilweise in Wien und behandeln das Leben und Schicksal von Migranten und Flüchtlingen, vorwiegend aus Osteuropa. Manche Texte enden mit der illegalen Ankunft der Protagonisten in Wien. So »reist« Lazarus in der gleichnamigen Erzählung bspw. mit anderen Ausländern in einem Sarg über die Grenze. In *Die neuen Schuhe* aus dem Erzählband *Ein Licht über dem Kopf* wird ein Mädchen versteckt in einem Reifenstapel im Laderaum eines Lastwagens über die Grenze geschmuggelt und kommt schließlich in Wien an. Den Hintergrund der Erzählungen bildet zumeist der Umbruch der Wende (Zusammenbruch des kommunistischen Systems, Inflation, Jobsuche etc.), die chaotischen, undurchschaubaren und ganz und gar instabilen Verhältnisse im Heimatland und der Wunsch, ins »gelobte« Land, also Österreich zu gelangen.

Das »gelobte« Land Österreich mit dem Ziel Wien erweist sich in aller Regel nicht als das, was sich die Einreisenden vorgestellt haben. Innerhalb kürzester Zeit müssen alle Träume von einer besseren Welt, in der sich die Protagonisten frei bewegen könnten, zerplatzen. Stattdessen setzt sich schnell ein Wort durch, um das herum sich alles Weitere gruppiert und auf das sich alles andere bezieht: »Arbeit war ein magisches Wort. Alle anderen waren ihm unterworfen. Es allein bestimmte alles. Arbeit war mehr als ein Wort, es war die Rettung.« (Dinev 2005, 95). Vor allem anhand der langen Erzählung *Spas schläft*⁴ – aus dem Band *Ein Licht über dem Kopf* –, der das Zitat entstammt, möchte ich die

3 | In diesem Zusammenhang mag ein Hinweis auf den aus Russland ebenfalls nach Österreich emigrierten Vladimir Vertlib genügen, der sich 2006 in seinen Dresdner Chamisso-Poetikvorlesungen »Spiegel im fremden Wort« (2007) ausführlich mit dem Verhältnis von Autobiografie und Fiktion (v.a. in »Die Erfindung des Lebens als Literatur. Emigration und »autobiographisches Schreiben«) auseinandergesetzt hat. Seine Ausführungen ließen sich auch auf das Werk von Dinev übertragen.

4 | Die Erzählung erschien erstmals in Dinev 2001.

fatalen Konsequenzen einer solchen Zentrierung, wie sie bei Dinev ausgestaltet wird, zeigen und dabei auch die Frage im Blick behalten, ob überhaupt, und wenn ja wie, sich menschliche und interkulturelle Begegnungen unter solchen Bedingungen entfalten (können).

Die lange und durch literarische Mittel wie Wiederholung und Entgegensetzung eindringlich wirkende Erzählung *Spas schläft* ist als profane Schöpfungsgeschichte gestaltet, die aus dem Blickwinkel der Außenseiter und Benachteiligten das Zauberwort der westlichen Gesellschaft (in den Erzählungen von Dinev eben Österreich) – nämlich »Arbeit« in den Mittelpunkt des Lebens rückt. Eine solche Fixierung ist freilich staatlich erzwungen und entwickelt sich für die Migranten schnell zu einem kaum lösbaren Paradox:

Die offizielle Information lautete: Man bekommt Arbeit nur dann, wenn man eine Arbeitsbewilligung hat. Und eine Arbeitsbewilligung bekam man erst dann, wenn man eine Arbeit hatte. Viele Herzen zerbrachen an diesem Paradoxon (Dinev 2005, 96).

Selbst im Traum flüstert Spas das Wort »Arbeit« vor sich her. Damit beginnt die Erzählung. Ein Passant findet den träumenden 36-jährigen Spas an einem kalten Januarabend verwahrlost auf der Straße liegend und will den Notdienst verständigen. In der Folge wird dem Leser aus der Perspektive eines omnipotenten Erzählers das Schicksal des Bulgaren Spas Christov, der elf Jahre vorher aus Bulgarien (der Ausgangspunkt ist das Jahr 2001) als Flüchtling nach Wien gekommen war, als Gleichnis vor Augen geführt. Auch Spas hatte die Lektion mit der Arbeit schnell gelernt, verlor jede Illusion bzw. hatte keine Zeit mehr, irgendwelchen Illusionen nachzuhängen. Ein möglicherweise religiöser Glaube wird auch von ihm (wie von allen anderen) erzwungenermaßen durch den Glauben an Arbeit ersetzt, denn diese bedeutet in der Welt der Migranten⁵ Erlösung. Das Wort ist sozusagen das Urwort der Asylanten und Immigranten. Ihm ordnet sich alles andere unter:

Arbeit war das erste Wort, das Spas auf deutsch gelernt hatte. Es war weder das Wort Liebe noch das Wort Hoffnung, geschweige denn Glaube. Denn ohne Arbeit gab es nichts als Angst. Dies war das Wort am Anfang. Erst dann kamen die vielen anderen (Dinev 2005, 94f.).

Die Folge der Dominanz eines Wortes ist weitreichend und wird in der Erzählung nach verschiedenen Richtungen hin entfaltet. Die sichtbarsten Spuren hinterlässt es innerhalb der Kreise der Flüchtlinge und Migranten selbst, die als Schattenexistenzen modelliert sind (Schweiger 2003, 7). Spas und sein Freund Ilija verkehren auch in diesen Kreisen, wobei deutlich wird, dass die Grenzlinie,

5 | Es gibt auch einige wenige einheimische Figuren, die in ähnlicher Weise wie die Migranten durch das Kraftfeld Arbeit geprägt sind. Der Obdachlose Johann beispielsweise kann nach einem schweren Arbeitsunfall (Folge: eine verstümmelte Hand) keine Arbeit mehr finden und gerät auf diese Weise an den Rand der Gesellschaft.

die zwischen denen, die Arbeit haben, und denen, die Arbeit suchen, zugleich eine strikte Hierarchie bezeichnet. Innerhalb der polaren Grobeinteilung gibt es schließlich weitere Hierarchisierungen und zwar bemessen im Verhältnis von Herkunft und Chance auf Arbeit. Stufenförmig finden sich auf einer Art Himmelsleiter, die von der Dunkelheit ins Licht führt, ganz unten die Schwarzafrikaner (sozusagen ohne jede Aussicht auf Arbeit), weiter aufsteigend die Rumänen und Bulgaren (die oft in einem Atemzug genannt werden und ebenfalls recht wenig Chancen haben), dann kommen die Polen (deren relativer Erfolg auf dem Arbeitsmarkt als Ergebnis von Solidarität beschrieben wird) und noch etwas weiter oben die Griechen. Ganz oben (als nahezu unerreichbarer Orientierungspunkt) die Österreicher: »Ein Österreicher zu sein, war eine Erlösung« (Dinev 2005, 99). Ins Groteske kippt die Erzählung, wenn darin ausgerechnet die Straßenkehrer in ihren »orangefarbene[n] Gewänder[n]« (Dinev 2005, 100) als Erlöste wie »von einem anderen Stern« (ebd.) – an deren »Fingern glänzten Goldringe« (ebd.) – erscheinen und sich Spas und sein Freund Ilija danach sehnen, »von solchen Händen bekehrt zu werden« (ebd.). Denn bei der Müllabfuhr durften zu dieser Zeit laut Erzählung nur Österreicher arbeiten (im Gegensatz zu Deutschland, wo ja gerade in diesem Arbeitsumfeld seit den 1960er Jahren verstärkt Gastarbeiter angeworben wurden). Die Steigerung der österreichischen Arbeiter ins nahezu Göttliche findet in folgender Passage ihren Höhepunkt: »Wunderschön waren diese Österreicher. Wunderschön wie eine Erleuchtung.« (Ebd.) In solchen (für die Erzählweise Dinevs charakteristischen) repetitiven Passagen bewegt sich die Erzählung haarscharf auf einem schmalen Grenzstreifen zwischen Komik und Tragik, die das Geschehen ins Groteske verzerrt. Die Strukturen und Regeln, wie sie sich für Migranten wie Spas darstellen, erscheinen aus einer Außenperspektive lächerlich-komisch, kippen aber beim Perspektivwechsel auf die Ebene der Betroffenen ins Tragisch-Groteske. Bei diesen führt das vorgegebene Gefüge eben zu einer erzwungenen Verbiegung der Wirklichkeitsstrukturen, deren Willkür oberstes Prinzip ist.

Der Wert, der bestimmten Gruppen von der Gesellschaft zugeteilt wird, ist tief verwurzelt auch im Bewusstsein derjenigen, die auf der Leiter ganz unten stehen. Ihr Blick ist nach oben gerichtet, und um dorthin zu gelangen, sind fast alle Mittel zulässig. So gibt sich Spas einmal am Telefon als Grieche aus und bekommt daraufhin prompt Arbeit. Ähnlich verhält er sich, um eine Wohnung zugesprochen zu bekommen: In diesem Falle ist es vorteilhaft, sich als Jude auszugeben. Das heißt zugespitzt: Sein Verhalten bemisst sich zunehmend an den Erfolgschancen, denen alles andere radikal untergeordnet werden muss.

Besonders interessant ist die Frage, wie Sprache und Spracherwerb/Kommunikation im Verhältnis zu dem »Urwort« (Arbeit) gesetzt werden. Einmal kommt Spas in einem Asylantenheim in den Bergen, wo viele Flüchtlinge aus Rumänien untergebracht sind, mit den dortigen Bewohnern ins Gespräch. Sie können sich kaum flüssig in deutscher Sprache artikulieren und Spas erkennt schnell ihren gleichermaßen bequemen wie aussichtslosen Zustand als einen die Sprachlosigkeit verstärkenden Wartesaal:

Sie warteten. Warten war für sie einfacher. Warten konnte man sprachlos. Suchen nur auf deutsch. Spas hatte schon begriffen, dass eine Arbeit wichtiger ist als ein Dach über dem Kopf für sechs Monate. Nur wer Arbeit hatte, durfte bleiben. Wer Arbeit hatte, hatte ein Zuhause. Er verließ das Asylantenheim. Er brauchte ein Zuhause (Dinev 2005, 98).

Der Zusammenhang ist Spas schnell klar: Arbeit als Basis kann man in einem solchen Asylantenheim, abgeschieden in den Bergen und gemeinsam mit Leidensgenossen aus demselben Land, nicht finden, also muss man suchen. Das aber geht nur, wenn man die Sprache halbwegs beherrscht und wenn man bereit ist, auf ein Dach über dem Kopf temporär zu verzichten. Die deutsche Sprache spielt bei dieser Suche nach Arbeit eine wichtige Rolle, gewinnt aber in der Erzählung – auch für Spas – keine souverän unabhängige Kraft, sondern bleibt dem Ziel weitgehend untergeordnet. So kommt es dazu, dass bestimmte Wörter schneller gelernt werden als andere – nämlich dann, wenn sie hilfreich sind (z.B. bei der Arbeitssuche grundsätzlich mit »Ja« auf Fragen nach den gewünschten Fertigkeiten zu antworten) – und dass Spas und sein Freund Ilija lernen, Sprache zu instrumentalisieren, so einzusetzen, dass der Gesprächspartner die sprachlichen Lücken nicht bemerkt, und in gegenseitiger Solidarität (beispielsweise bei ihrer Tätigkeit als Kellner) sprachliche Schwachstellen zu überspielen. Das Verstecken sprachlicher Mängel wird bis zur Perfektion entwickelt, um den von außen herangetragenen Erwartungen genügen zu können.

Ein Extrembeispiel für die Tendenz, Sprache zu instrumentalisieren und ein daraus zwangsläufig folgender Reduktionismus stammt aus der kurzen Erzählung *Kein Wunder* – ebenfalls aus dem Band *Ein Licht über dem Kopf*. Darin kommt der 28-jährige, seit sieben Jahren illegal in Wien lebende rumänische Arbeiter Dan vor, der zwar bereits recht gut Deutsch spricht, aber das Wort »Wahrheit« noch nie gehört hat. Als das herauskommt, wundern sich die anderen, aber es fehlen die Erfahrungen, um ihm das Wort zu erklären oder gar nahezubringen: »Karel versuchte eine Weile, ihm die Bedeutung des Wortes zu erklären, aber bald gab er auf. Es war nicht so wichtig.« (Dinev 2005, 185)

In dieser Szene zeigt sich nicht nur die Unmöglichkeit, Wörter in ihrer tieferen Bedeutung zu vermitteln, sondern vor allem die Reduktion einer instrumentalisierten Sprache, deren Wurzeln aber im Zwang, funktionieren zu müssen, zu suchen sind.

Trotz der auch für Spas charakteristischen Tendenz der Sprachinstrumentalisierung unterscheidet er sich signifikant von vielen anderen Migranten soweit, dass er viele Strapazen auf sich nimmt, um – auch neben den teils erniedrigenden Jobs und der permanent von Neuem beginnenden Arbeitsuche – ein Studium aufzunehmen. Spas erkennt im Laufe der Jahre immer klarer den Zusammenhang zwischen Sprachkenntnissen und verbesserter Lebenslage, was in der Erzählung in das Gegensatzpaar von Licht und Schatten gefasst wird. Durch seine zunehmend souveräneren Sprachkenntnisse beginnt er sich nicht nur von vielen anderen Migranten zu unterscheiden, sondern ihm gelingt es sogar, ein Stück weit dem Halbdunkel einer ausschließlich auf Arbeitssuche

fixierten Existenz zu entrinnen und so – auch im übertragenen Sinne – in ein helleres Licht zu gelangen: »[J]e mehr er sagen konnte, desto besser sein Licht.« (Dinev 2005, 100f.) Sprache ist der Schlüssel, um Arbeit zu finden, aber auch, um die Umgebung in ihrer Komplexität genauer wahrzunehmen und damit eine Chance auf Integration in die Gesellschaft zu haben.

Gleichwohl bleiben Spas die erniedrigenden Erfahrungen der Migranten in Wien nicht erspart. So wandelt er (als ein Beispiel für seine vielen verschiedenen Jobs) als »Bierhaube« durch die Kärntner Straße. Dinev verdeutlicht bei der Schilderung dieser Szene in bewusster Doppeldeutigkeit die gegenläufigen Wahrnehmungen von »Werbebläche« und Adressat, die dann zynischerweise doch in eins fallen:

Es war Winter. Ihm war kalt. Ein Bier soll kalt sein. Er hatte einen bitteren Geschmack im Mund. Ein Bier soll bitter sein. Seine Augen waren vom Wind beschlagen wie Biergläser. Er war das, was er sein sollte (Dinev 2005, 102).

Die Absurdität der Jobs, bis hin zur völligen Entwürdigung, wird auf dem »Arbeiterstrich« bis an die Grenze des Erträglichen gesteigert. Hier wird die Notwendigkeit, Arbeit zu finden, pervertiert und rückt in die unmittelbare Nähe von Prostitution der Arbeitsuchenden, die sich frühmorgens tage- oder stundenweise an Unbekannte (Arbeitgeber) verkaufen, die wie Zuhälter vorbeifahren und den Daumen senken oder heben: »Autos fuhren langsam vorbei. Manchmal hielten sie an und nahmen einen aus der Reihe mit. Es waren wichtige Autos. Drinnen saß jemand, der wählte und Gnade verteilte.« (Dinev 2005, 106)

Das Motiv der Abhängigkeit und Willkür wird an dieser Stelle (wie auch in anderen Passagen) greifbar. Denn so entwürdigend die Arbeit auch sein mag, so notwendig ist sie für die Arbeitsuchenden, um weiter als Ball im »Spiel« zu bleiben, als das die gesamte Existenz der Migranten innerhalb der Erzählung gestaltet wird, und nicht abgeschoben zu werden. Dinevs Erzählung ist in solchen Passagen stark verdichtet, zugespitzt auf charakteristische Elemente, die den Migranten in ein unentwirrbares und kaum durchschaubares Netz von Zwängen eingesponnen modelliert, gleichsam von dem Willen getrieben, wenigstens noch einen kleinen Bewegungsspielraum zu behalten: »Das Gesetz verkürzte und beschränkte alles. Orte, Flächen, Fristen und vor allem Bewegungen. Es schob alle immer näher zur Grenze.« (Dinev 2005, 113)

So verkürzt Kommunikation und menschliche Begegnung unter solchen Verhältnissen zwangsläufig sich gestalten muss, so gibt es doch in *Spas schläft* einige Lichtblicke, die inmitten der Aussichtslosigkeit der Situation aufscheinen. Vor allem sind es Ausländer und Außenseiter, mit denen kurzzeitig so etwas wie eine andere Form von sprachlicher Kommunikation und Solidarität möglich ist. Zum Beispiel die Kellnerin Vesna. »Sie half ihm. Sie war eine Serbin. Ihre Sprache war der seinen näher. Ihre Worte verstand er viel besser. Hilfreich und gütig waren sie. Erleichternd und gütig, die Worte, die wir verstehen.« (Dinev 2005, 101)

Eine Art ›Insel der Seligen‹ ist auch für eine kurze Zeitspanne der Ort, an dem zahlreiche Flüchtlinge (geschützt von einem gutmütigen Georgier) in fünf ausrangierten Eisenbahnzügen im Hof eines Depots illegal ›wohnen‹.⁶ Dort lernen Spas und Ilija den Rumänen Jakob und seine sechsjährige Tochter Anka kennen, auch den Nigerianer Sunday, den Ghanesen Samuel und den Russen Misha. Die Welt im Hinterhof unterscheidet sich signifikant von allen anderen Erfahrungen mit Einheimischen und ermöglicht so etwas wie Familienersatz, Gemeinschaft, Solidarität, Humor und Liebe. Doch wird von Dinev ein solcher Ort nicht als Idyll gestaltet, sondern vielmehr als Möglichkeit und utopisches Element, auch in den schwierigsten Phasen der menschlichen Existenz Lichtblicke zu erfahren. Gerade die Außenseiter der Gesellschaft sind es, die sich gegenseitig stützen und auf diese Weise die Belastungen des Migrantendaseins erträglicher machen. Solche ›Inseln‹, wie sie hier in Form des ausrangierten Zuges modelliert werden, bestehen bei Dinev nur vorübergehend und nicht unabhängig von der Außenwelt. So zerfällt auch die Zuggemeinschaft eines Tages und ihre Bewohner zerstreuen sich in alle Winde.

Sehr positiv erscheint innerhalb der Erzählung auch die Literaturprofessorin Nadeschda Osipovna, die in Wien auf ihre Ausreise nach Amerika wartet und als menschlich, großzügig und humorvoll präsentiert wird. Spas und Ilija sind oft bei ihr zu Besuch und tauchen kurzzeitig in ein völlig anderes Kraftfeld (eines der Literatur) ein. In ihrem Umfeld »schafften sie es, sich zumindest für kurze Zeit von dem Phantom der Arbeit zu befreien« (Dinev 2005, 116). Pekuniäre Interessen werden vorübergehend auf literarische Weise außer Kraft gesetzt.

An solchen Stellen zeigt sich bei Dinev die Öffnung der Realität für magische Momente, die kurzzeitige Aufhebung der Realität in der Literatur. Interessant ist dabei, dass solche Momente nicht in den Traum verlagert werden, sondern sich in Form von ›Inseln‹ des Glücks inmitten einer als erbarmungslos geschilderten Wirklichkeit zeigen. »Unerhört sind die Wunder der Wirklichkeit.« (Dinev 2005, 121) So endet folgerichtig die Erzählung von Dimitré Dinev.

4. FAZIT

Dinev verarbeitet in seinen Erzählungen in differenzierter und realistischer Weise detailliert Themen der Migration. Doch zeigte die Analyse der Erzählung *Spas schläft*, wie stark der Autor dabei literarisch gestaltet. Migrationsvorgänge werden in der Erzählung um das Themenzentrum der Arbeit herum gruppiert, die Züge von Religiosität annimmt bzw. als Religionersatz in der westlichen Welt dargestellt wird. Um dieses Zentrum herum kreisen die Handlungen der Menschen, Faltern vergleichbar im Licht einer Lampe, in dem diese unweigerlich früher oder später verglühen werden. Dabei verläuft die Orientierungslinie

6 | Vgl. etwa folgende Textpassage: »Es war kalt im Zug. Schlafen konnte man nicht, aber lachen konnte man.« (Dinev 2005, 109)

vertikal, wobei der stufenförmige Aufstieg nicht nur ein hierarchischer, sondern zugleich einer von der ›Dunkelheit‹ ins ›Licht‹ ist.

Die Orientierung der Migranten an den österreichischen Straßenkehrern erscheint in der Erzählung als bewusst doppeldeutiger grotesker Höhepunkt, der in sich – je nach Perspektive – sowohl komische als auch gleichermaßen tragische Elemente enthält. Das Netz, in das Migration als Existenzzustand eingesponnen ist, wirkt sich zwangsläufig auch auf Sprache und Kommunikation der Menschen aus, die weitestgehend instrumentalisiert und dementsprechend verkürzt eingesetzt wird. Doch entspringt gerade ihrer Instrumentalisierung ein ihr gleichzeitig innewohnendes positives Element. Das zeigt sich nicht nur in der profanen Erkenntnis, dass sich die Chancen auf dem Arbeitsmarkt mit zunehmenden Sprachkenntnissen verbessern, sondern insbesondere in den magisch zu nennenden Begegnungen, die die Beteiligten aus der Härte der Realität kurzzeitig zu entrücken vermögen. In solchen Momenten wird sichtbar, wie sehr Dinev die Realität künstlerisch überformt, geradezu zuspitzt in Richtung eines Modells menschlicher Existenzweise, in der selbst den dunkelsten Momenten noch ein Lichtblick inhärent ist.

LITERATUR

- Ackermann, Irmgard (2000): »Exterritoriales Schreiben. Das Phänomen des Sprachwechsels in der deutschsprachigen Literatur«. In: Neue Sirene. Zeitschrift für Literatur 13, S. 54-69
- Dinev, Dimitré (2001): Die Inschrift. Erzählungen. Wien [darin: »Die Handtasche«, »Die Inschrift«, »Ein Licht über dem Kopf«, »Spas schläft«, »Lazarus«]
- Ders. (2003): Engelszungen. Roman. Wien
- Ders. (2005): Ein Licht über dem Kopf. Erzählungen. Wien [darin: »Wechselbäder«, »Die Handtasche«, »Laß uns Radio hören«, »Lazarus«, »Spas schläft«, »Von Haien und Häuptern«, »Die neuen Schuhe«, »Ein Licht über dem Kopf«, »Die Totenwache«, »Kein Wunder«]
- Ders. (2006): In der Fremde schreiben. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): Literatur und Migration. München [= Text und Kritik, Sonderbd. IX], S. 209f.
- Esselborn, Karl (2004): Der Adelbert-von-Chamisso-Preis und die Förderung der Migrationsliteratur. In: Klaus Schenk/Almut Todorov/Tvrdik Milan (Hg.): Migrationsliteratur. Schreibweisen einer interkulturellen Moderne. Tübingen, S. 317-325
- Hielscher, Martin (2006): »Andere Stimmen – andere Räume. Die Funktion der Migrantenliteratur in deutschen Verlagen und Dimitré Dinevs Roman »Engelszungen«. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): Literatur und Migration. München [= Text und Kritik, Sonderbd. IX], S. 196-208
- Hörisch, Jochen (2005): Grenzüberschreitungen. Laudatio auf den Träger des Chamisso-Förderpreises 2005 Dimitré Dinev (online unter: www.bosch-stiftung.de/content/language1/downloads/LAUDATIO___DINEV.pdf [30.09.2010])
- Kegelmann, René (2010): Türöffner oder Etikettierung? Der Adelbert-von-Chamisso-Preis und dessen Wirkung in der Öffentlichkeit. In: Silvie Grimm-Hamen/Fraçoise

- Willmann (Hg.): Die Kunst geht auch nach Brot! Wahrnehmung und Wertschätzung von Literatur. Berlin, S. 13-28 (online unter: <http://books.google.de/books?id=x-r685iyHm0C&printsec> [30.09.2010])
- Schweiger, Hannes (2003): Entgrenzungen. Der bulgarisch-österreichische Autor Dimitré Dinev im Kontext der MigrantenInnenliteratur. In: TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften 15 (Mai) (online unter: www.inst.at/trans/15Nr/03_1/schweiger15.htm [30.09.2010])
- Vertlib, Vladimir (2007): Spiegel im fremden Wort. Die Erfindung des Lebens als Literatur. Dresdner Chamisso-Poetikvorlesungen 2006. Dresden
- Weinrich, Harald (2008): Ein Rinnsal, das Fluss und Strom werden wollte. Zur Vorgeschichte des Adelbert-von-Chamisso-Preises. In: Uwe Pörksen/Bernd Busch (Hg.): Eingezogen in die Sprache, angekommen in der Literatur. Positionen des Schreibens in unserem Einwanderungsland. Göttingen [= Valerio 8], S. 10-18

Aspekte der Interkulturalität des literarischen Feldes in Luxemburg

CLAUDE D. CONTER

Abstract

This contribution discusses different aspects of intercultural thought and intercultural practices that are a product of the constellation of Luxembourg's plurilingual literary field. The focus will be on the culture-theoretical concept of the ›Mischkultur‹, on the cultural transfer as a major condition of the literary field, and on a singular, specific expression of a multilingual literature.

Die Literatur in Luxemburg entwickelt sich in einem komplexen Feld und ist, wie andere Literaturen, reich an vielfältigen Schreibstrategien, thematischen Setzungen, ästhetischen Formen oder genrespezifischen Entwicklungen. Wie auch zu anderen Themen und Fragestellungen leistet sie ebenso zur Interkulturalität einen Beitrag, nicht zuletzt vor dem Hintergrund, dass die Mehrsprachigkeit ein spezifisches Merkmal des literarischen Feldes in Luxemburg ist (vgl. u.a. Wilhelm 1999 u. Goetzinger 2004). Seit Beginn des 19. Jahrhunderts entstanden Texte auf Luxemburgisch, Deutsch und Französisch, und seit den 1960er Jahren kamen Englisch und die Migrationssprachen Italienisch, Portugiesisch und Spanisch dazu. Einige zentrale sich aus dieser Konstellation ergebende Formen interkulturellen Denkens und interkultureller Praktiken im literarischen Feld Luxemburgs stehen im Fokus der nachfolgenden Überlegungen, welche die Kontinuität des Themas in und für die Literatur des 20. Jahrhundert in Luxemburg ebenso unterstreichen wie Besonderheiten berücksichtigen.¹ Interkulturalität wird erstens als kulturtheoretischer Entwurf am Beispiel des Konzepts der ›Mischkultur‹ diskutiert, wonach Luxemburg als ›Zwischenland‹ die Aufgabe der Vermittlung zwischen *Germania* und *Romania* zugeschrieben

1 | Nicht eingegangen wird auf Alteritätserfahrungen in literarischen Texten, auf Formen der Migrationsliteratur in der zeitgenössischen Literatur oder auf imagologische Studien zur Luxemburger Literatur. Vgl. dazu exemplarisch Marson 2004, Glesener 2008 u. Wilhelm 2009.

wird. Interkulturalität wird zweitens als literatursoziologische Bedingung des literarischen Feldes beschrieben, bevor abschließend, drittens, eine spezifisch ästhetische Ausgestaltung interkultureller Literatur in Luxemburg vorgestellt wird: die mehrsprachige Literatur.

1. ›MISCHKULTUR‹ – EIN KULTURTHEORETISCHER SELBSTENTWURF DER INTELEKTUELLEN DER MODERNE

Mit ›Mischkultur‹ wird jener zu Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelte kulturtheoretische Selbstentwurf bezeichnet, der im Wettbewerb mit alternativen Konzepten oder Reflexionen über identitäre Selbstverständungsverhandlungen ein besonders wirkungsreiches Beispiel interkulturellen Denkens ist. Das Nachdenken über die eigene Identität in Bezug auf das Fremde wurde ab 1907 von jenen Intellektuellen in Luxemburg betrieben, die zugleich der Literatur den Weg in die Moderne wiesen. Vor allem die Schriftsteller Frantz Clément (1882-1942) und Batty Weber (1860-1940) propagierten mit dem Begriff der ›Mischkultur‹ eine Kulturvorstellung, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts großen Anklang bei der intellektuellen Elite fand (vgl. Conter 2007). Die ›Mischkultur‹ fungierte dabei als eine »poetologisch-diskursive Figur« (Goetzinger 1991, 185) und hatte eine »Aufwertung der eigenen Zwischenstellung« zwischen Frankreich und Deutschland zum Ziel. Aus diesem Topos der ›Mischkultur‹ wurde der Gedanke der Vermittlung zwischen den Kulturen in Luxemburg als eine regelrechte »Wunschidentität« (ebd.) abgeleitet: Das ›Luxemburgische‹ manifestiere sich demnach einerseits als eine eigenständige Kultur zwischen der ›französischen‹ und der ›deutschen‹ im Sinne einer »Tertiärkultur« (Földes 2007, 34) und sei andererseits aufgrund des Bilingualismus wesentlich von der Adaption kultureller Einflüsse der Nachbarländer geprägt und daher zur Vermittlung zwischen beiden Ländern prädestiniert.

Der Entwurf von Clément und Weber grenzt sich dezidiert von dem im 19. Jahrhundert in Luxemburg dominanten Identitätsentwurf und von der herrschenden Kulturvorstellung ab. Kultur war zuvor in der romantischen Tradition an den Volksbegriff gekoppelt worden, woraus eine enge Beziehung zwischen dem Identifikationsmedium der Sprache und der politischen Gemeinschaftsbildung hergestellt wurde. Der damalige Staatsminister Paul Eyschen (1841-1915) fasste diese Konzeption 1903 bei der Einweihung des Denkmals für die Dichter Dicks (Edmond de la Fontaine, 1823-1891) und Michel Lentz (1820-1893) auf dem Paradeplatz in Luxemburg zusammen: »Ons Spröch, dat ass d'Murech an de Schanken [...]. Ons Spröch, dat ass dem Vollek sei Gësch, de Lëtzeburger Gësch« (Welter 1914, 135).²

Doch für Weber (1909, 122) war nicht mehr die Sprache allein, sondern auch »die Nähe der Grenze« für die Ausgestaltung der Luxemburger Literatur und

2 | »Unsere Sprache ist das Mark in den Knochen. [...] Unsere Sprache ist der Volksgeist, der Luxemburger Geist.«

Kultur von entscheidender Bedeutung. Damit aber koppelte er die primordialen Kodierungen wie Geburt, Sprache und Rasse vom Kulturbegriff ab. Der von ihm und Clément entworfene neue kulturtheoretische Identitätsentwurf stellte stattdessen die Zwischenstellung Luxemburgs in den Mittelpunkt und führte so aus den Aporien eines auf Sprache zentrierten Kulturverständnisses heraus. Zudem griffen beide Denker einer Nationalisierung von Kultur voraus, insofern das ›Eigene‹ nicht mehr als eine abgeschlossene Entität, sondern aufgrund der territorialen Pufferstellung, des staatlichen Bilingualismus und der geschichtlichen und kulturellen Bindungen an Deutschland und Frankreich als eine dynamische und offene Größe begriffen wurde.

Für Schriftsteller und Gelehrte, die sich als Teil einer europäischen Avantgarde verstanden und die sich eine pazifistische Internationalisierung sowie einen regen Austausch mit ausländischen Kollegen auf die Fahnen schrieben, blieb der Entwurf der ›Mischkultur‹ auch nach dem Ersten Weltkrieg ein kulturtheoretisches Regulativ. Zu denken ist etwa an Pol Michels (1897-1956), Lyriker und erster Übersetzer von Gottfried Benns (1886-1956) und Georg Trakls (1887-1914) Gedichten ins Französische; er übersetzte zugleich französische Texte ins Deutsche und er war in allen Zentren der europäischen Avantgarde zuhause (vgl. Mannes 2007). Sogar Schriftsteller, die sich dem Verständnis einer modernen Literatur verwehrt, übernahmen zentrale Aspekte des ›Mischkultur‹-Konzepts, da es identitätsstabilisierend nach innen wirkte: So wurde das neue, moderne Identitätskonzept in Volksstücken wie Max Goergens (1893-1978) *Ons Hémecht* (1919) oder in anderen Texten diskursiv vermittelt und positiv gewertet. Im Roman *Anna* (1918) von Johann Peter Erpelding (1884-1977) heißt es unmissverständlich über die jungen Luxemburger:

Über dem Essen sprachen sie selbstverständlich von dem Neuen, das sich in der Welt zutrug. Sie waren wie die meisten Intellektuellen Luxemburgs Anhänger eines toleranten Internationalismus, eines Zustandes, in dem die Menschen aller Völker in gleicher Freiheit und Unabhängigkeit nebeneinander leben würden. Sie waren ja ohne große historische Vergangenheit, die einen stark ausgeprägten Vaterlandsbegriff hätte entwickeln können, und sie waren auch in ihrem wirtschaftlichen Leben vollständig auf die größeren Nachbarn angewiesen. Zudem genossen sie den Vorteil der Zweisprachigkeit, die es ihnen möglich machte, mit gleichem Verständnis und mit gleicher Liebe die Geistesprodukte der beiden rivalen Länder, die sich auf dem Kontinent die Wagschale hielten, zu werten und zu genießen. (Erpelding 1918, 16)

Noch in den 1930er Jahren rückte Erpelding die kulturelle Zwischenstellung im Entwicklungsroman mit dem programmatischen deutsch-französischen Titel *Adelheid François* in den Mittelpunkt.³ Doch veränderte sich das ›Mischkultur‹-Konzept in dem Maße, in dem das Eigenständige wieder stärker mit dem

3 | Johann-Peter [auch Jean-Pierre] Erpelding: *Adelheid François: Der Abendstern*. Luxemburg 1936 [Bd. 1]. Ders.: *Adelheid François: Lichter in der Tiefe*. Luxemburg 1937 [Bd. 2]. Ders.: *Adelheid François: Das heilige Feuer*. Luxemburg 1938 [Bd. 3].

Luxemburgischen verknüpft wurde. Zwar wurde die spezifische Aufgabe der Vermittlung weiterhin von Batty Weber betont, doch profilierte er nunmehr die Vorstellung des Eigenen gegenüber dem Vermittlungsgedanken stärker: Da die Idee der Brückenfunktion zwischen den Kulturen in den 1930er Jahren zunehmend anfällig für ideologische Instrumentalisierungen geworden war, wurde das Luxemburgische nun als eine eigenständige dritte Kultur im Konzept der ›Mischkultur‹ stärker in den Vordergrund gerückt. Unter dem Eindruck der unmittelbaren Bedrohung durch das NS-Regime merkte Weber in seiner Kolumne *Abreißkalender* vom 24. Januar 1933 an, dass »unsere Eigenart [...] weder deutsch noch welsch, sondern luxemburgisch ist.« Die Konzeption der ›Mischkultur‹ enthält demnach den Gedanken eines idealtypischen Regulativs kulturalistischen Denkens, wonach das Luxemburgische eine eigenständige Kultur zwischen der französischen und der deutschen darstellt und zugleich wesentlich aus diesen durch adaptive Aufnahme bestimmt wird. Diesen Aspekt hatte der Schriftsteller und Herausgeber der Zeitschrift *Les cahiers luxembourgeois* Nicolas Ries (1876-1941) bereits 1920 in seiner mentalitätspsychologischen Studie *Le peuple luxembourgeois* diskutiert und als spezifische kulturelle Fähigkeit der Luxemburger, als »puissance d'assimilation peu commune«, hervorgehoben:

Ayant pris l'habitude, de par notre position centrale et intermédiaire, d'opérer un choix judicieux entre les éléments compatibles de deux cultures, entre ceux qui sont apparentés à notre être le plus intime, et de les transformer pour nos propres besoins, nous formons de prodigieux réservoirs d'énergie. (Ries 1920, 286)

Die Vorstellung der ›Mischkultur‹ hatte darüber hinaus die Einsicht in die Notwendigkeit von Transferbewegungen derart zementiert, dass die Idee auch in andere Bereiche, etwa in die Politik und in die Wirtschaft diffundierte. Wie wirtschaftliche und kulturelle Interessen sich im Konzept der ›Mischkultur‹ verzahnen konnten, wurde in Colpach deutlich. Dorthin lud Aline Mayrisch-de Saint Hubert (1874-1947) deutsche und französische Intellektuelle wie André Gide (1869-1951) und Ernst Robert Curtius (1886-1956) in ihren literarischen Salon ein, während ihr Gatte, der Stahlmagnat Émile Mayrisch (1862-1928), den Wettbewerb auf dem Stahl- und Kohlemarkt zwischen Deutschland und Frankreich austarierte.

Nach 1945 wurde das Konzept der ›Mischkultur‹ kaum noch diskutiert. Dominant wurde nun das Bemühen, die im kulturtheoretischen Entwurf der Moderne in Luxemburg bereits *in nuce* enthaltene europäische Dimension, die in den 1920er Jahren vor allem in studentischen Kreisen mit sozialistischen und linksliberalen Positionen und in Colpach mit Paneuropa diskutiert worden war, zum politischen und kulturellen Identitätsmerkmal Luxemburgs zu extrapolieren. Der Luxemburger Europa-Diskurs, insbesondere der politische – wie er von den Vertretern der christlichen Volkspartei (CSV) Pierre Frieden (1892-1959) und Pierre Grégoire (1907-1991) angeregt wurde –, beinhaltet bis heute den Gedanken vom Vermittlungsgeschick der Luxemburger und ihrer historischen, geografischen und kulturellen Berechtigung. Allerdings ist der Europa-Diskurs im Gegensatz zum linksliberalen Kulturkonzept der ›Mischkultur‹

überwiegend ein politischer, der die kulturelle Selbstdefinierung Luxemburgs voraussetzt, aber nicht zum Ziel hat.

2. INTERKULTURALITÄT UND KULTURTRANSFER

Der kulturtheoretische Entwurf der ›Mischkultur‹ wirkte sich auf die kulturelle Praxis so sehr aus, dass er sich geradezu zu einer literatursoziologischen Bedingung des literarischen Feldes entwickelte. Nicht immer beriefen sich Autoren explizit auf das Konzept der ›Mischkultur‹, doch verorteten sie sich nicht selten deutlich in jener Denktradition oder beanspruchten die daraus entwickelten Ideen der Vermittlung, um auf Kulturtransfer basierende kulturelle Praktiken zu begründen. Beispiele dafür sind Zeitschriftgründungen wie *Floréal* (1907-1908) oder *Origine* (1966-1968) und *Nuova Europa* (1972-2000), internationale Dichtertreffen wie in Colpach in den 1920er Jahren oder in Mondorf in den 1960er und 70er Jahren, schließlich der Umstand, dass viele Autoren zugleich im literarischen Feld Luxemburgs, Deutschlands, Österreichs, Belgiens und Frankreichs anwesend sind.

Die von Marcel Noppeney (1877-1966) und Frantz Clément begründete Literaturzeitschrift *Floréal* war ein kurzlebiges, aber innerhalb des Literaturbetriebs charakteristisches Projekt (vgl. Goetzinger 1985). Sie war zweisprachig, wurde redaktionell von den führenden Intellektuellen in Luxemburg betreut und versammelte Beiträge von Luxemburger, deutschen und französischen Schriftstellern und Künstlern. Durch die Mitarbeit ausländischer Autoren wie Richard Dehmel (1863-1920), Johannes Schlaf (1862-1941) oder Émile Verhaeren (1855-1916), um die sich die Herausgeber erfolgreich bemühten, sollten zugleich Luxemburger Autoren die Wege zu den Literaturmärkten in Deutschland, Frankreich und Belgien geebnet werden. Insbesondere *Floréal* ist exemplarisch für das Interkulturalitätsbewusstsein im literarischen Feld in Luxemburg. Ausgangspunkt der Bemühungen war die Überzeugung, dass die genaue Beobachtung der literarischen Bewegungen im Ausland und die Vermittlung neuer ästhetischer Tendenzen nach Luxemburg ein wesentliches Element der Weiterentwicklung der eigenen Literatur in mehreren Sprachen sei. Im Vorwort heißt es: »Wir schulden zwei Völkern unser Hirn und sind stets zwei Völkern für ihre Anregungen dankbar« (*Floréal* 1907, 5) und: »Notre patrimoine linguistique et littéraire unit indissolublement et indistinctivement le français et l'allemand.« (Ebd., 4f.) Dabei wird die eigene Tätigkeit als Aktant in Kulturtransfer-Prozessen aufgewertet. Dass die redaktionelle Zusammenarbeit nicht zuletzt aufgrund der gefühlten Zugehörigkeit einzelner Redakteure zu unterschiedlichen kulturellen Traditionen nicht friktionsfrei verlief, gehört ebenso zur Geschichte der Zeitschrift wie die Beobachtung, dass das Gespräch über die internationale Literatur auch Bestandteil eigener ästhetischer Positionsbestimmungen war, die einem interkulturellen Dialog durchaus im Wege stehen konnte.

Auf Kulturtransfer ausgerichtet war auch die Vermittlungsleistung des schon erwähnten *Colpacher Kreises* um Aline Mayrisch ab 1923. Regelmäßig lud

sie die intellektuelle Elite Westeuropas nach Luxemburg zu einem kulturellen Zirkel ein: Hier lernten Curtius und Gide einander kennen, hier trafen sich Bernhard Groethuysen (1880-1946), Karl Jaspers (1883-1969), Annette Kolb (1870-1967), Henri Michaux (1899-1984), Walter Rathenau (1867-1922), Jacques Rivière (1886-1925) oder Hermann Graf Keyserling (1880-1946). Zudem machte Mayrisch beispielsweise Gide mit Texten von Rainer Maria Rilke (1875-1926) bekannt, und sie beförderte den interkulturellen Ideenaustausch durch eigene Übersetzungen von Meister Eckhart (um 1260 – vor 1328) und Rilke (vgl. auch Goetzinger/Mannes/Wilhelm 1999 oder Mannes 1999).

An den *Colpacher Kreis* wurde 1962 ganz bewusst angeschlossen mit der Organisation der von Anise Koltz gemeinsam mit Nic Weber, Edmond Dune (1914-1988) und Horst Bingel (1933-2008) initiierten *Mondorfer Dichtertage*, die bis 1974 sieben Mal und dann noch einmal 1995 stattfanden, davon einmal im belgischen Pont d'Oye. Bei diesen deutsch-französischen Dichterbegegnungen, die Alain Weins im Rückblick als »interkulturelles Laboratorium« bezeichnete (Weins 1999, 102), fungierten die Luxemburger Autoren (einmal mehr) überwiegend als Übersetzer. Einigen wenigen von ihnen öffneten sich darüber hinaus über persönliche Kontakte Zugänge zu den Literaturbetrieben in Deutschland und Frankreich – etwa Jean Paul Jacobs, der 1967 H.C. Artmann (1921-2000) nach Berlin folgte (vgl. Jacobs 2006). Dabei liefen die Mondorfer Begegnungen nicht reibungsfrei ab: Um und nach 1968 etwa polarisierten die Diskussionen über eine Politisierung der Literatur aufgrund unterschiedlicher Auffassungen von literarischem Engagement zwischen deutschen und französischsprachigen Autoren. Zudem führte die Begegnung gerade dort nicht zum interkulturellen Dialog, wo mangels Fremdsprachenkenntnissen eine Verständigung nicht im gewünschten Maße stattfinden konnte. So berichtete Claude Esteban (1935-2006), dass er die Position von Walter Neumann erst verstand, als er mit ihm Englisch gesprochen habe. Da schließlich die Übersetzungen der vorgelesenen Texte und Referate meist nicht so einprägsam wie das Original waren, blieb aus der Sicht der Organisatorin Anise Koltz lediglich der Ausweg, dass die Deutschen Französisch und die Franzosen Deutsch lernen mussten. Wieder einmal wurde Mehrsprachigkeit als unhintergehbare Voraussetzung von Interkulturalität hervorgehoben. Dies gilt für die Mondorfer Dichtertage im Speziellen ebenso wie für die Kulturtransfer-Bewegungen insgesamt zwischen Luxemburg und den Nachbarländern (vgl. etwa Goetzinger/Mannes/Wilhelm 1999 und Mannes 1999).

Bereits innerhalb des literarischen Feldes in Luxemburg finden Kulturtransfer-Bewegungen statt, entsteht, insbesondere seit den 1960er Jahren, ein tatsächlicher interkultureller Mikrokosmos. Dies ist auch auf die Internationalisierung der Stadt Luxemburg als Sitz europäischer Institutionen und als Standort internationaler Dienstleistungsunternehmen zurückzuführen, die, mehr als in anderen europäischen Städten, die kulturelle Dynamik beschleunigt und das literarische Feld verändert hat. Es waren italienische EG-Beamte, die innerhalb des literarischen Feldes in Luxemburg zunächst ein eigenes literarisches Produktions- und Distributionssystem aufbauten und zugleich einen interkulturel-

len Dialog über Literatur führten.⁴ Franco Prete (1933-2008) gründete in den 1960er Jahren den Verlag *Origine*, in dem mehr als 50 italienisch-französische oder andere bilinguale Gedichtbände erschienen. *Origine* veröffentlichte Bücher von Luxemburger Autoren wie Nic Klecker (1928-2009), Edmond Dune und Anise Koltz, was die zunehmende Integration der neu entstandenen Strukturen ins literarische Feld verdeutlichte. Prete war zudem Gründer und Herausgeber der zweisprachigen Literaturzeitschrift *Origine*, die zwischen 1966 und 1968 erschien und in der auch Luxemburger Autoren veröffentlichten. Prete seinerseits veröffentlichte in *Les Cahiers luxembourgeois*, und seine Gedichte wurden in Luxemburger Anthologien wie *Au-delà du désespoir* (1983), *Dialogues* (1984) oder *Partages* (1985) aufgenommen. Er ist damit durchaus kein Einzelbeispiel. Der Italiener Pino Mariano, der Germanistik, Romanistik und Italianistik in Zürich, Venedig, Mailand und Urbino studierte, schrieb seine Abschlussarbeit, nachdem er den Luxemburger Dichter und Rilke-Forscher Paul Henkes (1898-1984) getroffen hatte, über den Schriftsteller Nikolaus Hein (1889-1969). Als Mariano zwischen 1972 und 1982 als Übersetzer bei der EG in Luxemburg arbeitete, war er zunächst Mitarbeiter, später Chefredakteur der von Mimmo Morina (1933-2005) begründeten Literaturzeitschrift *Nouvelle Europe. Arts-lettres-sciences*, die noch *Nuova Europa* oder *Neuropa* genannt wurde. Ähnlich wie *Floréal* beabsichtigte die Zeitschrift die Vertiefung eines europäischen Kulturbewusstseins, indem sie über Tendenzen der europäischen Kultur berichtete. Zu den Mitarbeitern gehörten außer Georges-Emmanuel Clancier und Léopold Sédar Senghor (1906-2001) Luxemburger Autoren wie Henri Blaise, Paul Henkes, Rosemarie Kieffer (1932-1994), Pierre Roller (1935-2010) oder Robert Schaack-Étienne (1917-2010).

Origine und *Nuova Europa* sind integrativer Bestandteil des literarischen Feldes in Luxemburg. Ein Ausweis seiner Interkulturalität ist zweifelsohne, dass die Literatur ausländischer Bevölkerungsgruppen in Luxemburg zur Luxemburger Literatur gehört und nicht, wie zumeist in europäischen Ländern, als etwas außerhalb der häufig als national begriffenen Kultur bewertet wird.⁵ Zur Literatur in Luxemburg gehört auch, dass Autoren aus Luxemburg in zahlreichen ausländischen Literaturzeitschriften veröffentlichen und sich zugleich in ästhetische Tendenzen eines anderen literarischen Feldes einschreiben. Ein Beispiel mag dies illustrieren: Horst Bingel veröffentlichte 1961 Gedichte von Anise Koltz in seiner Anthologie *Deutsche Lyrik. Gedichte seit 1945*. Ihre Gedichte sind auch abgedruckt in Anthologien herausgegeben von Johannes Poethen (1928-2001) und Wolfgang Weyrauch (1904-1980), Heinz Ludwig Arnold, Wolfgang Hädecke, Hartwig Kleinholz (1935-1978), Peter Jokostra (1912-2007), Hans K. Matussek, Ulf Miehe (1940-1989), Franz Lennartz (1910-2003)

4 | Für einen Rückblick auf die Autorengruppe um Prete vgl. Gilmard/Doms 2008.

5 | Dies wird besonders deutlich in dem von Carmine Chiellino herausgegebenen Handbuch »Interkulturelle Literatur in Deutschland« (2000), in dem die Literatur als nationale oder fremdsprachige Minderheitenliteratur in Deutschland beschrieben wird. In Luxemburg ist die nicht in den offiziellen Amtssprachen verfasste fremdsprachige Literatur durchaus in die Verlagslandschaft und in das literarische Feld integriert.

u.a. Zum anderen finden sich französischsprachige Gedichte von Anise Koltz in der Anthologie *La poésie française depuis 1950*, die Alain Bosquet (1919-1998), russischstämmiger französischer surrealistischer Autor 1977 herausgab; abgedruckt sind ihre Gedichte auch in frankophonen Literaturzeitschriften, etwa in *Le Thyrse*, *La Dryade*, *Poésie*. *La nouvelle poésie française*, *Benelux Nouvelles*, *Haut Pays*, *Prométhée*, *Le temps parallèle*, um nur einige zu nennen. Anise Koltz übersetzt zudem aus dem Französischen ins Deutsche, z.B. Werke Senghors, des senegalesischen Dichters und einstigen Präsidenten, sowie gemeinsam mit Aimé Césaire (1913-2008), Begründer der Strömung der »Négritude«. Anise Koltz ist damit zugleich eine Vertreterin der deutschsprachigen, nicht der deutschen, und der frankophonen, nicht der französischen Literatur. Und indem sie an beiden Literaturen partizipiert, nimmt sie nicht zuletzt auch deswegen eine dominante Stellung in einem von vielen Aktanten als interkulturell beschriebenen Luxemburger Literaturbetrieb ein.

Die interkulturelle Perspektivierung der Literatur in Luxemburg, wie sie anhand der zuvor erwähnten Beispiele deutlich wurde, bedingt, dass all jene Autoren in das *Luxemburger Autorenlexikon* aufgenommen wurden, »die unabhängig von der Staatsbürgerschaft in Luxemburg veröffentlicht oder auf das literarische Leben gewirkt haben« (Goetzinger/Conter 2007, 7). Diese Entscheidung beruht auf der Beobachtung der »besondere[n] Situation der Kulturentwicklung in Luxemburg, die eng mit der geschichtlichen Selbstvergewisserung des Großherzogtums und der kulturellen Praxis des deutsch-französisch-belgischen Ideen- und Intellektuellentransfers zusammenhängt« (ebd., 6). Ein solches Wissenschaftsverständnis setzt eine De-Nationalisierung bei der Beschreibung des literarischen Feldes voraus und orientiert sich konsequent an der Praxis interkulturellen Denkens und Handelns im Luxemburger Sozialsystem Literatur. So werden die Gedichte von Gilles Ortlieb (1953 in Marokko geboren und als Übersetzer in Luxemburg lebend) oder Serge Basso de March (1960 in Frankreich geboren und Leiter der Kulturfabrik in Esch-sur-Alzette) im Feuilleton ohne Zuweisung eines besonderen Status im Literatursystem besprochen – und zwar als Texte, die der Kategorie Luxemburgensia zugewiesen werden, weil sie in Luxemburger Verlagen erscheinen oder in Luxemburger Literaturorganen veröffentlicht werden oder weil die Autoren in Luxemburg wirk(t)en. Dass diese Autoren keine Randerscheinung im Literaturbetrieb sind, wird an der 1934 in Mecklenburg geborenen und seit 1983 in Luxemburg ansässigen Margret Steckel deutlich. Sie erhielt 1997 für den im *Verlag Phi* erschienenen Roman *Der Letzte vom Bayrischen Platz* (1996) den prestigereichen und für das jeweils beste Buch des Jahres in Luxemburg vergebenen *Prix Servais*. Ebenso selbstverständlich ist, dass der in Luxemburg geborene, aber in Berlin lebende und dort im *Elfenbein-Verlag* veröffentlichende Pol Sax seinerseits den *Prix Servais* 2009 für den Roman *U5* erhielt und dass der Förderpreis im selben Jahr an eine in Luxemburg lebende Französin, Hélène Tyrtoff, ging. All dies sind keine Besonderheiten, sondern Ausdruck eines Literaturverständnisses interkultureller Prägung. Interkulturalität ist dabei keineswegs als Migrationsliteratur misszuverstehen, sondern bedeutet, dass die sprachlichen und kulturellen

Vernetzungen im literarischen Feld so eng sind, dass Unterscheidung zwischen ›Eigenem‹ und ›Fremdem‹ wie selbstverständlich unterlaufen werden.

3. HYBRIDTEXTE – POLYGLOTTE LITERATUR ALS MERKMAL EINES MEHRSPRACHIGEN LITERATURFELDES

Ein besonderes Kennzeichen des mehrsprachigen literarischen Feldes ist nicht das Nebeneinander der Sprachen, sondern ihr Miteinander, wie es in Hybridtexten, also in mehr als einer Sprache verfassten Texten, zum Ausdruck kommt. Dabei handelt es sich innerhalb der literarischen Produktion um eine besondere literarische Form mit einem spezifischen und von der literarischen Öffentlichkeit gewürdigten Kunstanspruch, keineswegs aber um ein verbreitetes Genre.

Auch wenn Hybridtexte bereits im 19. Jahrhundert entstanden, wurde 1998 erstmals der *Luxemburger Literaturpreis für Mehrsprachigkeit* vergeben. Die *Thomas-Mann-Bibliothek* des *Goethe-Instituts*, das *Centre culturel français*, der (Luxemburger) Kultursender *Radio 100,7* und das *Centre national de littérature* in Mersch schrieben den Wettbewerb aus und verlangten Texte »in einer Kombination von mindestens zwei der drei Landessprachen« (Melusina 1999, 5). Zudem durften die Texte auch noch andere Sprachen enthalten, wobei der Text sich auch einem Leser erschließen sollte, der nur eine der offiziellen Amtssprachen, wie sie im Sprachengesetz vom 24. Februar 1984 verankert sind,⁶ verstünde. Während der Literaturpreis noch eine sozial fundierte Legitimation von Interkulturalität angab, insofern der Preis auf »Kommunikation in einer multikulturellen Gesellschaft« (Melusina 1999, 8) abzielte, so hatte sich bereits in den 1980er Jahre, ohne kulturpolitische Ermutigung, eine mehrsprachige Literatur herausgebildet, die bis heute eine wichtige Tendenz der sprachexperimentellen Literatur darstellt und in der die Sprachenkombinatorik auch ein Ausweis ästhetischer Virtuosität ist.

Die Funktionen des Sprachwechsels in Hybridtexten variieren von der intertextuellen Markierung über die textimmanente Heraushebung eines Bildes, Gedankens oder Wortes bis hin zu einem Signal der Sprachvertrautheit mit dem impliziten Leser. Guy Helminger, der auf Deutsch schreibt, integriert in seinen in Luxemburg erschienenen Gedichtbänden, etwa in *Entfernungen (in Zellophan)* (1998), *Leib, eigener Leib* (2000) oder *Ver-Wanderung* (2002) auch luxemburgische, manchmal zudem englische Wörter und Sätze und verbindet diese mittels phonetischer Affinitäten mit deutschen Wörtern.⁷ Die Gedichte erschei-

6 | Im Sprachengesetz »sur le régime des langues« ist festgelegt, dass Luxemburgisch die Nationalsprache des Luxemburgers ist. Luxemburgisch, Deutsch und Französisch sind zudem offizielle Amtssprachen, Französisch ist schließlich die Sprache des Rechts. Verwaltungen müssen Anfragen in der jeweiligen offiziellen Amtssprache beantworten, in der die Anfragen eingereicht wurden.

7 | Guy Helmingers älterer Bruder, Nico Helminger, setzt französische, deutsche, spanische, italienische, englische und luxemburgische Wörter, Wortgruppen oder Sät-

nen als Sprachkreuzungen, an denen sich unterschiedliche Wahrnehmungen überschneiden. Die fremdsprachigen Einlassungen ordnen sich in Helmingers ›Poetik einer Synapsenarbeit‹ ein. Synapsenarbeit meint die Denkvernetzung, die darin besteht, unterschiedliche Sinneswahrnehmungen und Erfahrungen zu verknüpfen, sie zu einem Bild zu verdichten oder in einer Momentaufnahme sichtbar zu machen (vgl. Guntermann 2004, 231). Helmingen nennt die Texte daher auch »Textur«, ein Gewebe, bei dem ein Zusammenhang zwischen den verschiedenen Elementen bereits durch die grafische Oberflächengestaltung mit Kapitälchen, Kursivierungen oder gesperrter Buchstabenanordnung auffällt und eine Architektur der Signifikate entwirft, die auf die unterschiedliche Provenienz der den Augenblick konstituierenden Wahrnehmungen verweist. Die Gedichte sind als Stimmen- und Bilderpolyphonien zu begreifen, die Disparates in der Sinneswahrnehmung verknüpfen und in »simultane[n] Bilderfolgen und Assoziationsketten« (ebd.) einen Bewusstseinsstrom simulieren. In den ersten Versen des Gedichts *Besuchung* aus dem Band *Leib, Eigener Leib* erklärt sich aus dieser Poetik heraus der Wechsel von deutschen und luxemburgischen Wortsequenzen.

bereits
 gäsch e Schnuddelung geschluecht
 im Zug die ersten Häppchen
 am Eemer e Bierg Plommen
 gemutterspracht
 geschluckt weil draußen
 bereits
 Esch zwischen den Drähten hing
 Ech hun hei nët vill verluer
 aber ich suche
 immer wieder
 Versuchtes in den
 hängenden Straßen
 ein drahtiges Sprechen⁸

ze und Zitate in seinen Gedichten zueinander in Bezug. Dabei geht es ihm darum, die Sprache von einer Mitteilungsaufgabe zu entpflichten. Sich auf den »Walking«-Essay des amerikanischen Transzendentalphilosophen Henry David Thoreau berufend, entwickelt Nico Helmingen eine Poetik des ›Sauntering‹, wonach Literatur nicht abbildet, sondern Gedanken, Bilder und Worte in Bewegung setzt. Intertextuelle Leihgaben ebenso wie der Sprachwechsel sind wichtige Elemente dieser Poetik (vgl. Conter 2009).

8 | Helmingen 2000, 36. Die luxemburgischen Passagen sind zu übersetzen mit »gestern ein Truthahn geschlachtet«, »im Eimer ein Haufen Federn« und »ich habe hier kaum etwas verloren«. Esch-sur-Alzette (auch Esch) ist der Name der zweitgrößten Stadt in Luxemburg.

Das Gedicht ist ein Assoziationsreigen eines Textsubjekts, das auf Besuch in seiner Heimat Luxemburg ist und auf dem Rückweg mit der Bahn nach Deutschland sich an Einzelgespräche erinnert, zugleich seine Fremdheit in der Heimat bekundet (»Die Zunge wund vom eigenen Dialekt«) und sich doch auch mit Wehmut freut, »gemutterspracht« zu haben.⁹

In anderen Texten Luxemburger Autoren ist die Sprachkombinatorik handlungsrelevant. In Roger Manderscheids Dialog *penalty* begegnen sich die Figuren Alex, der sich als Fausto Wilwerwiltz vorstellt, und Zapp, der sich Piotr nennt. Das Gespräch, das in seinem Verlauf immer versponnener und assoziativer wird, kann als eine Exposition über Fremdheitserfahrung gelesen werden, in der in sich abgeschlossene Stereotypen über das Fremde enthaltende Kulturvorstellungen karikiert werden. Alex und Zapp, die sich zu Beginn als kulturelle Puristen verhalten, lassen allmählich erkennen, dass sie zur Selbstbeschreibung auf Alteritätsstrukturen verweisen und in den jeweiligen als kohärent apostrophierten Sozial- und Kulturgemeinschaften fremd sind. Beide werden aufgrund geschilderter Migrationshintergründe als hybride Identitäten erkennbar.¹⁰ Zapp behauptet, das Kind finnisch-siebenbürgischer Eltern zu sein; der Großvater sei Weißrusse und die Großmutter väterlicherseits Kroatin (vgl. Manderscheid 2009, 16-19). Die Familie habe zunächst in Russland, dann in Polen, schließlich in Köln und Bitburg gelebt, »immer wieder vertrieben und auf der flucht« (ebd., 20), schließlich in Echternach gestrandet. Alex hat einen italienischen Migrationshintergrund. Alex und Zapp begreifen sich selbst als interkulturelle Identitäten. Der Sprachwechsel ist Ausdruck ihres Unbehautseins, zugleich wird das Bewusstsein von der sprachlichen Bedingtheit identitärer Reflexionsprozesse deutlich. So wird das die Identität anzeigende Verb »sein« mehrsprachig dekliniert: »je suis, du bass, er ist, we are, dir sidd, ils sont« (ebd., 24). Mehrsprachigkeit wird zugleich als Identitätskonstruktion definiert, wobei der Topos der »Mischkultur« als Ausdruck eines europäischen Bewusstseins bedient wird: »vier-fünfsprachig: europa« (ebd., 25). Zugleich wird dieser Entwurf auch hintergangen, indem dieselbe Figur Alex jegliche Ausprägung kohärenter Einheitsvorstellungen verflucht, diesen Fluch zugleich aber als lustvolles Spiel inszeniert, »wie zum spass«. Alle denkbaren Kollektiventwürfe sollen zum Teufel

9 | Die sprachlichen Einlassungen lassen sich auch mit dem Phänomen der Doppelkodierung in Texten erklären, die Rolf Parr als Spezifik der Luxemburger Literatur kennzeichnet. Texte von Luxemburger Autoren, so Parr, verfolgen Strategien eines ästhetischen »Double-bind«, insofern sie sich zugleich an Luxemburger Leser und an ein allgemeines Publikum richten. Demnach würden sie versuchen, sich einerseits in Luxemburg an ein allgemeines Publikum zu richten und andererseits über Luxemburg hinausreichende Leserkreise erschließen zu wollen; vgl. Parr 2010, 115.

10 | Solche Hybridfiguren tauchen auch in anderen Werken Roger Manderscheids auf (vgl. Honnef-Becker 2004, 198-203).

gejagt werden: »houre pollack, houre preiss, houren äifeler Bauer, houren europäer [...] houre lëtzebuerger« (ebd., 26f.).¹¹

Mehrsprachige Literatur mag ein Markenzeichen eines mehrsprachigen literarischen Feldes sein, es ist aber in erster Linie eine Leistungsschau sprachexperimenteller Fertigkeiten und ästhetischen Traditionsbewusstseins und nicht zuletzt eine eigene Art, literarisch eine Antwort auf die sozialen Verhandlungen von Interkulturalität zu geben. Indem die Texte eine poetologische Lektüre nahelegen, lassen sie sich auch als Entwürfe einer literarischen und ästhetischen Selbstbegründung lesen, wobei das virtuose Spiel mit Mehrsprachigkeit und mit unterschiedlichen ästhetischen Traditionen als ein auszeichnendes Element hervorgehoben wird. Über ein solches Spiel hinaus geben die Hybridtexte auch eine Antwort auf Identitätsfragen: Sie entlarven jegliche Identitätskonstruktion als kulturell verbrämte politische Scheinidentität und subvertieren nationale Identitätsentwürfe, in *penalty* etwa anhand von absurden Migrationsbiografien. Vor allem aber geben sie auf Versuche kultureller Festschreibungen von Identitätsentwürfen (auch interkulturellen) eine Antwort, bei der die Lust an sprachlich bedingten kulturellen Missverständnissen und Kulturstreitigkeiten ästhetisch bewältigt werden.

4. ZUSAMMENFASSUNG

Das kulturtheoretische Konzept der ›Mischkultur‹ war zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine faszinierende (Selbst-)Beschreibungsmatrix in Luxemburg und kennt, wie zunächst ausgeführt, eine erstaunliche Langzeitwirkung bis heute (vgl. Goetzinger/Mannes 2009). Germaine Goetzinger zufolge hat die aus diesem Konzept entstandene

literarische Kommunikation im polyglotten Mikrokosmos an der Grenze von Romania und Germania mit einem starken Spannungsverhältnis von Identität und Differenz [...] in gewisser Weise Modellcharakter für eine europäische Literatur in einer zunehmend sich öffnenden und nomadisierenden Welt (Goetzinger 2000, 62).

In jedem Fall illustriert die ›Mischkultur‹, entgegen dem semantischen Nachhall ihrer Bezeichnung, ein ›Drittes‹, etwas Eigenes, das aus der Beobachtung von Transferprozessen zwischen zwei benachbarten Kulturen entsteht und zugleich verdeutlicht, dass Kultur im literarischen Feld in Luxemburg sinnvollerweise als Interkultur gedacht werden kann, als ein dynamisches Konzept. Die Interkulturalität ist zudem als Epiphänomen eines auf Internationalität ausgerichteten literarischen Feldes zu betrachten, für das die Praxis des Kulturtransfers zentral ist, z.B. in Form von Übersetzungen (Wilhelm 2008), internationalen Dichterzusammenkünften oder Publikationen Luxemburger Autoren

11 | »Scheiß Polacke, scheiß Preuß' [Schimpfwort für die Deutschen], scheiß Bauer aus der Eifel, scheiß Europäer, scheiß Luxemburger«.

in ausländischen Literaturzeitschriften oder Veröffentlichungen ausländischer Autoren in Luxemburger Literaturzeitschriften.

Es ist folgerichtig, dass das Verhältnis des Eigenen zum Fremden im Sinne der Rezeptions- und Ausgangskultur in einem fortwährenden Prozess neu definiert und reflektiert wird. Die Interkulturalität des literarischen Feldes in Luxemburg ist mit differenztheoretischen Betrachtungsweisen nicht zu fassen, auch ist sie keine hinreichende, zumindest aber eine aufschlussreiche Beschreibungskategorie des literarischen Feldes in Luxemburg. Problematisch ist sie dann, wenn die dem Begriff zugrunde liegende binäre Oppositionslogik die Komplexität der Literaturproduktion und der Schreibbedingungen nicht präzise erfassen kann. Die genauere Beschreibung des literarischen Feldes in Luxemburg kann indes im Sinne eines Mikrokosmos sehr wohl Modelle interkulturellen Denkens und interkultureller Praktiken verstehbar machen.

LITERATUR

- Conter, Claude D. (2007): Mischkultur. In: Sonja Kmec u.a. (Hg.): *Lieux de mémoire au Luxembourg. Usages du passé et construction nationale. Erinnerungsorte in Luxembourg. Umgang mit der Vergangenheit und Konstruktion der Nation.* Luxembourg, S. 23-28
- Ders. (2009): Wege aus der Regionalliteratur – auf dem Weg zur Nationalliteratur? Über die Luxemburger Schriftstellerbrüder Guy und Nico Helmingier. In: *Arts et Lettres* 1, S. 7-23
- Ders./Goetzinger, Germaine (Hg., 2008): *Identitäts(de)konstruktionen. Neue Studien zur Luxemburgistik.* Differdange
- Erpelding, Johann Peter (1918): *Anna. Ein Roman.* Diekirch
- Floréal (1907). *Freie Rundschau für Kunst und Litteratur*, Nr. 1 v. 21.04.1907. Luxembourg
- Földes, Csaba (2007): *Interkulturelle Kommunikation. Positionen zu Forschungsfragen, Methoden und Perspektiven.* Veszprém/Wien
- Gilmard, Hélène/Doms, André (2008): *Origine: un voyage insolite entre cultures.* Amay
- Glesener, Jeanne E. (2008): *La littérature de l'(im)migration au Luxembourg.* In: Conter/Goetzinger (2008), S. 130-156
- Goetzinger, Germaine (1985): Floréal. Eine Fallstudie zur literarischen Öffentlichkeit in Luxemburg. In: *Clierwer Literaturdeeg* 1985, 26. a 27. Oktober am Schlass. Lëtzebuerg, S. 56-64
- Dies. (1991): Die Referenz auf das Fremde. Ein ambivalentes Begründungsmoment im Entstehungsprozeß der luxemburgischen Nationalliteratur. In: Yoshinori Shichiji (Hg.): *Begegnung mit dem ›Fremden‹. Grenzen – Traditionen – Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses Tokyo 1990. Bd. 10: Identitäts- und Differenzenerfahrung im Verhältnis von Weltliteratur und Nationalliteratur. Feministische Forschung und Frauenliteratur. Vergangenheit bzw. Zukunft als Fremdes und Anderes.* München, S. 179-88

- Dies./Mannes, Gast/Wilhelm, Frank (1997): Hôtes de Colpach. Catalogue de l'exposition au Centre national de littérature à Mersch du 12 novembre 1997 au 20 février 1998. Mersch
- Dies./Mannes, Gast/Wilhelm, Frank (1999): Kontakte – Kontexte. Deutsch-luxemburgische Literaturbegegnungen. Katalog zur Ausst. v. 18. November 1999 bis 17. März 2000. Mersch
- Dies. (2000): Luxemburger Literatur im Spannungsverhältnis von nationaler Selbstvergewisserung und europäischer Wunschidentität. In: Gerald Newton (Hg.): Essays on politics, language and society in Luxembourg. Lewiston/New York, S. 43-62
- Dies. (2004): Schreiben in einem kleinen Land mit mehr als einer Sprache. In: Projet Moien! (Hg.): Lëtzebuergesch: Quo vadis. Mamer, S. 155-188
- Dies./Conter, Claude D. (zusammen mit Gast Mannes u.a., 2007): Luxemburger Autorenlexikon. Mersch
- Dies./Mannes, Gast (2009): »Ich bin ein Wanderer der Grenzen« (Robert Gliedner). Literarische Kurzprosa in Luxemburg. Nachwort. In: Zwischenland! Ausguckland! Literarische Kurzprosa aus Luxemburg. Ausgew. mit e. Nachw. v. dens. St. Ingbert, S. 365-75
- Guntermann, Georg (2004): Grenzübergang als Form. Ein Versuch zu Guy Helmingers Lyrik (und Prosa). In: Irmgard Honnef-Becker/Peter Kühn (Hg.): Über Grenzen. Literaturen in Luxemburg. Esch-sur-Alzette, S. 221-236
- Helminger, Guy (2000): Leib Eigener Leib. Gedichte. Echternach
- Honnef-Becker, Irmgard (2004): »Also, was sind Sie denn jetzt?« Die Suche nach Identität bei Roger Manderscheid. In: Dies./Peter Kühn, Peter (Hg.): Über Grenzen. Literaturen in Luxemburg. Esch-sur-Alzette, S. 168-204
- Jacobs, Jean-Paul (2006): Verführung zur Poesie oder Kamanda tanzt vor Artmann. In: Marcel Atze (Hg.): »Wann ordnest Du Deine Bücher?« Die Bibliothek H.C. Artmann. Wien, S. 205-216
- Manderscheid, Roger (2009): penalty. Sandweiler
- Mannes, Gast (1999): Marieluise Fleisser und Alexander Weicker. Echternach
- Ders. (2007): Luxemburgische Avantgarde. Zum europäischen Kulturtransfer im Spannungsfeld von Literatur, Politik und Kunst zwischen 1916 und 1922. Esch-sur-Alzette
- Marson, Pierre (2004): Migration, Identität und Literatur in Jean Portantes Roman *Mrs Haroy ou la mémoire de la baleine*. In: Honnef-Becker/Kühn (2004), S. 65-86
- Melusina (1999): 1. Luxemburger Literaturpreis für Mehrsprachigkeit. Hg. v. Goethe-Institut Luxemburg, Centre national de littérature, Centre culturel français und dem Sozi-kulturellen Radio 100,7. Echternach
- Parr, Rolf (2010): Was eigentlich ist Luxemburger Literatur und was ihre Spezifik? Ein interdiskurstheoretischer Diskussionsbeitrag. In: Komparatistik. Jahrbuch der Deutschen Gesellschaft für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft (i.E.), S. 111-128
- Ries, Nicolas (1920): Le peuple luxembourgeois. Essai de psychologie. 2^e édition revue et augmentée. Diekirch
- Weber, Batty (1909): Ueber Mischkultur in Luxemburg. In: Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten v. 20.01.1909, Nr. 15, S. 121-124

- Welter, Nikolaus (1914): Das Luxemburgische und sein Schrifttum. Luxemburg
- Wilhelm, Frank (2001): L'écrivain francophone grand-ducal et ses choix linguistique et culturel. In: *Revue belge de philologie et d'histoire* 79, S. 884-906
- Ders. (2008): La traduction littéraire française au Luxembourg. In: Wolfgang Pöckl/Michael Schreiber (Hg.): *Geschichte und Gegenwart der Übersetzung im französischen Sprachraum*. Frankfurt a.M., S. 93-113
- Ders. (2009): L'Afrique vue par des écrivains luxembourgeois. In: *Arts et Lettres* 1, S. 25-61
- Weins, Alain (1999): »Kann Poesie die Welt verändern?« Die Geschichte der Mondorfer Dichtertage. Echternach

Rezensionen

**Liesbeth Minnaard: *New Germans, New Dutch.*
*Literary Interventions***

(Amsterdam: Amsterdam UP 2008, ISBN 978-90-8964-028-4, 45,00 €)

Literatur der Migration ist fraglos ein globales Phänomen, das dazu herausfordert, das Konzept des Nationalen grundlegend zu hinterfragen. Dies tut auch die an der Universität Leiden tätige Literaturwissenschaftlerin Liesbeth Minnaard in ihrer Studie zur Migrationsliteratur in Deutschland und den Niederlanden. Ihre Schlussfolgerung ist allerdings, dass trotz aller Transnationalität nationale Kategorien für die Analyse von Migrationsliteratur immer noch von Bedeutung sind. Zum einen wegen der gegenwärtigen Renaissance des Nationalen in Europa als Reaktion auf Globalisierungsphänomene, zum anderen wegen der bei Migranten zentralen juristischen Frage der Staatsangehörigkeit, die nach wie vor national geregelt ist (S. 16). Hinzuzufügen ist, dass auch die Entstehung, Verbreitung und Rezeption von Literatur durch nationale Rahmenbedingungen geprägt ist. Die Weltrepublik der Literatur mag eine berückende Idee sein, für die allermeisten literarischen Texte, und insbesondere solche, die nicht in der Weltsprache Englisch geschrieben sind, sind die nationalsprachlichen Grenzen des literarischen Feldes nur schwer überwindbare Hürden. Migrationsliteratur, die ihre Zugehörigkeit und ihren besonderen

Platz im literarischen Feld erst etablieren muss, ist der Heteronomie der jeweiligen nationalen Diskurse zu Sprache, Identität und Literatur in besonderem Maße unterworfen.

Das Verhältnis von Literatur und diskursivem Kontext ist allerdings keine Einbahnstraße: Migrationsliteratur schreibt sich ein in ihren Kontext, sei es durch Aneignung, Imitation, Verfremdung oder Resignifikation, in einem Prozess ständiger Neuverhandlung von Identitäten, Werten, Ideen und nicht zuletzt der Sprache selbst, in der diese Verhandlungen geführt werden. Grundlage eines komparatistischen Ansatzes ist dann nicht der Vergleich von literarischen Werken oder kulturellen Kontexten an sich, sondern ein Vergleich der Austauschprozesse, in denen sich Text und Kontext gegenseitig konstituieren.

So formuliert auch Minnaard:

New Germans, New Dutch scrutinises and compares the interaction and mutual constituency between these two particular semantic fields – literature and public discourse – in two Western European nation states. (S. 56)

Dieser Logik folgt der Aufbau ihrer Studie. In einem ersten Kapitel erörtert sie

zusammenfassend zentrale Diskurse über Migration und nationale Identität in den Niederlanden und in Deutschland. Dabei ist aus deutscher bzw. germanistischer Sicht in erster Linie interessant, wie Minnaard die Entwicklung in unserem Nachbarland beschreibt: von einer frühen pragmatischen Integrationspolitik, die sich in der »minderhetennota« von 1983 manifestiert, zu einem deutlichen Klima- und Politikwechsel im neuen Jahrtausend. Beginnend mit der Debatte um Paul Scheffers Zeitungsartikel über das »multikulturelle Drama« (2000) und radikalisiert im Kontext der Morde an dem Rechtspopulisten Pim Fortuyn und dem Filmemacher Theo Van Gogh gewinnen nationale und insbesondere anti-islamische Diskurse die Oberhand. In Deutschland hingegen skizziert sie eine entgegengesetzte Bewegung: von der konservativen Anti-Integrationspolitik der Kohl-Ära zu einer, wenn auch zaghaften, Öffnung und Anerkennung des multikulturellen Charakters der deutschen Gesellschaft, die etwa in der erleichterten Einbürgerung (gesetzlich verankert im Jahr 2000) Ausdruck findet. Allerdings bleibt die Autorin skeptisch, ob dies generell zu einer multikulturellen Öffnung der deutschen Gesellschaft führen wird:

However, the alarming increase of racist violence in 2006 and 2007 as well as the dissemination of discriminatory and racist opinions in the political and public mainstream forestalls any premature conclusions about inclusive, multiethnic notions of German national identity. (S. 49)

Die zentralen vier Kapitel der Studie (zu Texten Emine Sevgi Özdamars, Hafid Bouazzas, Feridun Zaimoğlu und Abdelkader Benalis) widmen sich der Frage-

stellung, wie sich diese politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen in ausgewählten literarischen Texten und ihrer Rezeption niederschlagen – oder, um dem Untertitel zu folgen, der Frage nach den literarischen Interventionen in die relevanten kulturellen und politischen Diskurse. Minnaard konzentriert sich jeweils auf einige wenige Texte und verbindet eine genaue Lektüre mit der Analyse des Rezeptionskontexts. Auf diese Weise kann sie die Wechselbeziehungen von Text und Kontext nachzeichnen und, im besten Fall, einen Prozess nachvollziehen, in dem zentrale Konzepte wie kulturelle Identität, Authentizität, Sprache, nationale Semantisierungen von Raum und Geschichte oder Konstruktionen des Anderen verhandelt werden.

Dies gelingt besonders überzeugend in den niederländischen Fallbeispielen. Sowohl für Bouazza als auch für Benali skizziert Minnaard eine Entwicklung vom literarischen Debüt Mitte der 1990er Jahre mit zwei Erfolgsbüchern, deren enthusiastische Aufnahme sie mit der positiven Haltung zum multikulturellen Aspekt der niederländischen Gesellschaft in Verbindung bringt, zu späteren Texten, mit denen die Autoren sowohl auf die exotistische und ethnifizierende Schiefelage der ersten Rezeption reagieren als auch auf das mittlerweile gewandelte gesellschaftliche Klima. Sie zeigt, wie Bouazzas Erzählband *De voeten van Abdullah* (»Die Füße Abdullahs«, 1996) in der ergänzten Ausgabe von 2002 bewusst Akzente setzt, um eine orientalisierende und biografische Lesart zu problematisieren. Die neu hinzugefügte Erzählung *De oversteek* (»Die Überfahrt«) bringt nicht nur eine klar politische Dimension ins Spiel, sondern schlägt auch eine Brücke vom Raum der exotischen Fremde (Marokko), in dem die Erzählungen ange-

siedelt sind, hin zur sozialen Gegenwart des niederländischen Lesers. Auch für Benali kann Minnaard die Einbindung in die zeitgenössischen politischen Diskurse anschaulich vorführen. Während sie seinen Debütroman *Bruiloft aan Zee* (›Hochzeit am Meer‹, 1996) als eine raffiniert konstruierte Entlarvung unkritischen ›Multikulti‹-Relativismus liest, endet sein Theaterstück *Onrein* (›Unrein‹, 2006) auf einer skeptischen Note und stellt die Möglichkeit von Verständigung zwischen Kulturen (ebenso wie zwischen den Generationen und den Geschlechtern) grundlegend in Frage.

Auch die Özdamar und Zaimoğlu gewidmeten Kapitel zeigen deutlich die wechselseitige Verstrickung von literarischem und sozio-politischem Diskurs. Hier lässt sich allerdings weniger als in den Fallbeispielen aus den Niederlanden ein prozessualer Verlauf ablesen, in dem die Verhandlung diskursiver Positionen deutlich würde. Theoretisch könnte die Ursache hierfür sein, dass sich die Diskurse zu Identität, Migration und Multikulturalität im betrachteten Zeitraum in Deutschland nicht im gleichen Maße verändert haben wie in den Niederlanden, sondern trotz der tendenziellen Verbesserung des politischen Klimas und einiger Gesetzesänderungen in Bezug auf Einbürgerung und Einwanderung in der Phase der rot-grünen Regierung im wesentlichen konstant geblieben sind. Grundsätzlich wäre eine komparative Studie geeignet, Licht auf solche Veränderungen bzw. Kontinuitäten zu werfen. Dass *New Germans, New Dutch* dies aber nur in begrenztem Maße tut, liegt an der Textauswahl. Bei Özdamar beschränkt sich die Analyse auf die drei Erzählungen *Mein Berlin*, *Mein Istanbul* und *Fahrrad auf dem Eis* aus dem Band *Der Hof im Spiegel* (2001). Anhand dieser Erzählun-

gen kann Minnaard zwar einleuchtend zeigen, wie die Autorin Einschreibungen ins deutsche nationale Gedächtnis vornimmt (durch die türkisch-deutsche Minderheitenperspektive in der Wende-Erzählung *Mein Berlin*) und wie sie durch Perspektivverschiebungen und Grenzüberschreitungen wesentliche Konstituenten des nationalen Identitätsdiskurses reflektiert – die Beschränkung auf den einen Erzählband gibt aber keine Auskunft über mögliche diachrone Verschiebungen im Werk Özdamars.

Ähnliches gilt für das Kapitel zu Feridun Zaimoğlu. Es konzentriert sich ganz auf die frühen Texte *Kanak Sprak* (1995) und *Abschaum* (1997). Dieser Fokus rechtfertigt sich natürlich aufgrund der durchschlagenden literarischen ebenso wie identitätspolitischen Wirkung von Zaimoğlus Debüt und der Aneignung und Resignifikation des ›Kanakan‹-Begriffs. In diesem Zusammenhang geht Minnaard mit gutem Grund besonders ausführlich auf die Rezeption der Texte ein, auf die Bedeutung des Authentizitätspostulats für die öffentliche Wirkung der literarischen Protokolle in *Kanak Sprak* und ihre Identitätskonstruktionen. *Abschaum* liest sie als eine modifizierende Fortschreibung, zugleich aber implizite Hinterfragung der monolithischen Kanaken-Identitäten des Debüts. Für eine Analyse von Zaimoğlus Autorschaft im Zusammenhang der bundesrepublikanischen Multikulturalismus-Diskurse wäre aber ein Blick auf die Entwicklung der letzten zehn Jahre wichtig gewesen.

Gleichwohl kommt Minnaard zu Schlussfolgerungen, die für die Frage nach der Integrations- und Wandlungsfähigkeit von Identitätskonstruktionen in unterschiedlichen nationalen Kontexten interessant sind und zu weiteren kom-

parativen Studien Anlass geben können. Sie zeigt nämlich, dass trotz weitgehend paralleler Entwicklungen der deutschen und der niederländischen Gesellschaften in den letzten Jahrzehnten (als hochentwickelte, global verflochtene europäische Wirtschafts- und Einwanderungsnationen) die untersuchten literarischen Texte je ganz unterschiedliche Vorstellungen von deutscher und niederländischer nationaler Identität entwickeln.

Imagined identities range from trans- and counter-national in the German case to hyper-national and multiethnic in Dutch literature. [...] Despite clear parallels between the two neighbouring countries [...] the specificity of the German and Dutch national contexts – the distinctive juridical and discursive constructions of national identity and citizenship – proves to be of overriding importance. (S. 231)

Wolfgang Behschnitt

**Cornelia Zierau: »Wenn Wörter auf Wanderschaft gehen ...«
Aspekte kultureller, nationaler und geschlechtsspezifischer
Differenzen in deutschsprachiger Migrationsliteratur**
(Tübingen: Stauffenburg 2009 [= Stauffenburg Discussion 27],
ISBN 978-3-86057-055-5, 34,80 €)

Was bedeutet es für einen Menschen, sich außerhalb der bekannten kulturellen Umgebung in einer neuen, fremden Gesellschaft wiederzufinden? Wie spiegelt sich die Suche nach der eigenen Position oder Identität im Zuge von Migration im Schreiben wider? Was ist »Migrationsliteratur« und welche Rolle spielt sie für die Literaturgeschichtsschreibung?

Diesen Fragen versucht Cornelia Zierau in ihrer 2009 erschienenen Studie nachzugehen, indem sie Prosatexte von Alev Tekinay, Yoko Tawada und Emine Sevgi Özdamar hinsichtlich kultureller, nationaler und geschlechtsspezifischer Einflüsse und Hintergründe untersucht. Zu Beginn ihrer Arbeit versucht sie eine Methodik zu entwickeln, mit deren Hilfe sie Erzählungen der drei Autorinnen genauer analysiert. Im zweiten Teil dreht sie ihr methodisches Vorgehen um und wendet das entwickelte Instrumentarium auf einen Roman von Emine Sevgi Özdamar an.

Die Autorin stellt gleich am Anfang ihrer Analyse fest, dass die behandelten Texte unter dem Sammelbegriff »Migrantenliteratur« unpassend eingeordnet sind. Das Fehlen einer geeigneteren Kategorie zeige die Unbeholfenheit der Literaturtheorie mit einer Globalisierung der Literatur umzugehen. Für ihren Untersuchungsfokus entscheidet sie sich im Hinblick auf die ausgewählten Texte für den Begriff »transnationale Migrationsliteratur«. Hiermit beschreibt sie die inszenierten Differenzen als Grenzerfahrungen, denn die zu überschreitenden Grenzen werden, wie die Untersuchung zeigt, in der Literatur immer wieder neu definiert oder verschoben. Auf diese Weise umreißt sie ein zentrales Thema interkultureller Forschung: die Inszenierung von Eigenem und Fremdem, von Eigen- und Fremdidentität und die literarische Umsetzung von kulturell bedingten Zuschreibungen.

Die Einbindung von Ansätzen anderer Disziplinen ermöglicht es ihrer Untersuchung auf eine fassettenreiche theoretische Basis zurückzugreifen. Ihre Perspektive auf ein globales, soziales wie kulturelles Phänomen, das heute vor allem unter dem Begriff der Interkulturalität verhandelt wird, ist dabei nicht auf literaturwissenschaftliche Überlegungen beschränkt. Im Hinblick auf den Entstehungszeitraum der Arbeit von zehn Jahren wird der Leser gewahr, dass neue Erkenntnisse mit bereits vorhandenen literaturtheoretischen Überlegungen zu kultureller Begegnung in dieser Arbeit verbunden werden, um daraufhin neue Forschungsperspektiven aufzuzeigen.

Zierau versucht die Ansätze der interkulturellen Germanistik mit anderen Disziplinen zu verbinden. Sie zieht Derridas *Différance*, Aspekte aus Huntingtons *Clash of Civilisations* und Lacans Überlegungen zur Identitätsbildung heran und erreicht dadurch die Integration einer soziologisch-psychoanalytischen Perspektive in ihrer literaturwissenschaftlichen Arbeit. Die Verortung der transnationalen Migrationsliteratur in der Literaturgeschichtsschreibung, die sie vorbereiten möchte, gelingt auf diese Weise, jedoch macht sie dem Leser gleichzeitig deutlich, dass sich diese Vorgänge noch weiter ausbilden werden.

Methodisch entwickelt die Autorin eine Synthese aus zwei Ansätzen: Homi K. Bhabha und seine Vorstellung vom dritten Raum, der sich als Spannungsfeld zwischen Identität und Differenz ergibt, in dem sich Differenzen abseits jeglicher Hierarchisierung begegnen, wird mit einem literaturwissenschaftlichen Blick verbunden. Diesen liefert Azade Seyhan mit ihrer Explikation einer Zwitterrolle der Literatur, die aus der Archivfunktion und der Einflussnahme von

Autoren auf das kulturelle Gedächtnis entsteht, also der Erinnerung und der Erzählung von Erinnerung. Die soziologische Problematisierung Bhabhas und die literaturwissenschaftliche Perspektive Seyhans verbinden sich zu einem Instrumentarium, dass der besonderen Charakteristik von transnationaler Migrationsliteratur gerecht werden kann. Dies zeigt die Autorin bereits in der ersten Hälfte ihres Buches anhand der Erzählungen von Emine Sevgi Özdamar, Yoko Tawada und Alev Tekinay.

Der zweite Analyseteil ist eine exemplarische Untersuchung von Emine Sevgi Özdamars *Das Leben ist eine Karawanserei* (1992) unter besonderer Berücksichtigung der drei Aspekte kulturelle Differenz, religiöse Identifikation und geografische Lebensräume. Ihre Interpretation soll »über das Was und Wie der kulturellen Vermittlung in diesem Roman Auskunft geben mit der Zielsetzung, sowohl den Prozess der Hybridisierung als auch der Identitätsbildung genauer zu erforschen« (S. 101). Ist die historische Analyse der Ursprünge kultureller Differenz in der Türkei aufgrund der präzisen Interpretation sehr gut nachvollziehbar, so wird beim religiösen Fokus deutlich, dass sich hier die eigentliche Basis der kulturellen Sozialisierung der Protagonistin des Romans finden lässt. Der Lebensraum ihrer Kindheit mitsamt seinen religiös-kulturellen und sprachlichen Einflüssen erscheint in Zieraus Analyse als Grundlage der Persönlichkeit. Jedoch wird der dann beginnende ständige Wechsel der Lebensräume zum neuen konstituierenden Moment und bleibt letztlich als nomadischer Lebensstil der wesentliche Identifikationsfluchtpunkt der Protagonistin. Hierbei präsentiert Zierau einen Migrationsbegriff, der durchaus stärker

an Räume gebunden ist, als die Autorin es vielleicht beschreiben möchte. Die kulturelle und religiöse Differenz, die für die Protagonistin von je her Teil ihres Lebens war, macht im Zusammenhang mit ihrer Ich-Findung in einer neuen Gesellschaft den kleineren Teil aus, wenn sie selbst versucht sich als Migrantin zu finden. »Kulturelle Identitätsbildung« wird so zu einem »dynamischen Prozess der Veränderung«. (S. 186) Diese Veränderung scheint jedoch in Zieraus Analyse auf einer Basis zu gründen, die einer sprachlichen und kulturellen Prägung unterliegt und von Özdamar als »Mutterzunge« benannt wird. Diese beschriebenen selbstreflexiven Vorgänge könnten hinsichtlich einer versuchten Kategorisierung zu einem Erkennungsmerkmal werden. Auf diese Weise wäre die Einordnung dessen, was hier in Ermangelung anderer Kategorien transnationale Migrationsliteratur genannt wird, für eine Literaturgeschichtsschreibung denkbar.

Die grundlegende Fragestellung der Arbeit nach der Verhandlung der drei Aspekte Kultur, Religion und Geschlecht in der Literatur, die sie als transnationale Migrationsliteratur benennt, wird vor allem im zweiten Teil der Untersuchung beantwortet. Der Begriff transnational wird im Laufe der Arbeit problematisiert, wenn Zierau am Beispiel der Türkei den einheitlichen Nationenbegriff dekonstruiert. Durch ihre Argumentation, es handle sich bei Özdamars Darstellung um ein nomadisches Lebensverständnis, zeigt sie außerdem, dass in allen präsentierten Texten die Verhandlung interkultureller Kontakte thematisiert wird, weniger die nationalen Hintergründe.

Cornelia Zierau schafft es im zweiten Teil ihrer Arbeit, mit Hilfe von Methoden

unterschiedlicher Disziplinen einen differenzierten, allgemeinen Blick auf das Problemfeld zu werfen: die Veränderung der Gesellschaft und die Aushandlung eines Zusammenlebens unterschiedlicher Lebensweisen. Ihre spezifische Perspektive vor allem auf die Situation der türkisch-deutschen Autoren zeigt jedoch auf, wie viele Details und Aspekte berücksichtigt werden müssen bei der Interpretation eines solchen Textes. Durch die kulturellen Hintergründe, die einem Leser aus einem anderen Kulturkreis nicht oder nur unzureichend bekannt sind, sind intertextuelle Bezüge, Konnotationen oder ähnliches für ihn nicht nachvollziehbar.

In diesem Zusammenhang verlieren die ausgewählten Textbeispiele, die im ersten Teil die theoretischen Überlegungen begleiten, an Gewicht. Die zentralen Forschungsaspekte der Arbeit werden erst an dem Roman *Das Leben ist eine Karawanserei* im zweiten Teil dezidiert untersucht. Vielleicht wäre es für eine begleitende Analyse der drei Texte glücklicher gewesen, nicht autorengelbunden, sondern in Bezug auf die theoretischen Fragestellungen vergleichend vorzugehen. Denn so scheint besonders der Text von Tawada nicht zur Perspektive der Untersuchung zu passen, da er auf einer japanisch-deutschen Migrationsgeschichte beruht und damit nicht mit der deutsch-türkisch geprägten Analyse des zweiten Teils harmonisiert.

Insgesamt zeigt Cornelia Zierau mit ihrer soliden Untersuchung, dass interkulturelle Kontakte innerhalb der deutschsprachigen Literatur ihren Platz bereits gefunden haben. Die Einordnung dieser Texte ist aufgrund ihrer Unterschiedlichkeit noch nicht gelungen. Dies bleibt eine Aufgabe der Literaturwissenschaft, die über das Unterfangen, dieser Untersu-

chung, verschiedene gemeinsame Aspekte der transnationalen Migrationsliteratur darzustellen, auf diese Aufgabe vorbereitet wird. Ihre detailreiche Interpretation, die Zierau mit Hilfe einer Synthese von zwei theoretischen Ansätzen entwickelt, zeigt, dass diese Literatur für die Rezi-

pienten über die Konfrontation mit dem Fremden innerhalb der eigenen sozialen Umgebung einen Beitrag dazu leistet die Vorstellungen von Identität, Nation und Kultur zu verändern.

Marie-Christine Wehming

Klaus Merz: *Der Argentinier*. Novelle

(Innsbruck/Wien: Haymon 2009, ISBN 978-3-85218-580-4, 14,90 €)

Dass ein Autor den Stellenwert des Erzählens für ein gelingendes Leben reflektiert, ist in der Dichtung nicht ungewöhnlich und hat gerade in der deutschsprachigen Schweiz eine große Tradition. Doch wie der von dort stammende Klaus Merz es tut, ist ebenso einzigartig wie brilliant. Welch eine *Trouvaille*: Wer hätte schon je Sprechen und Zuhören mit dem Tanzen verglichen? Natürlich ein bestimmtes Sprechen mit einem bestimmten Tanz, wie in Gattungsbezeichnung und Titel angezeigt. In beiden Sphären bedarf es eines Gegenübers und damit des Gespürs, des Taktes, der Empathie, mithin des entwickelten Tastsinns in konkreter wie in übertragener Bedeutung, soll der ›Tanz‹ gelingen, gerade auch derjenige von Autor und Leser. Wie hätte der Autor folglich die Semantik von »berühren« (lat.: *tangere*) nicht zum Leitfaden dieser Erzählung wählen und in einem virtuoson Finale gipfeln lassen können? Ein Finale, das zudem so ganz nebenher den argentinischen Tango als Kulturgegenstand adelt.

Doch ihm gelingt noch mehr. Denn auch in formaler Hinsicht hat er sich in einem wahrhaft schöpferischen Umgang mit erzähltechnischen Charakteristika der Novelle darauf verstanden,

deren hoch entwickelte Tradition um eine für unsere Zeit veritable *Nouvelle* zu bereichern und somit im etymologischen Sinne fortzuschreiben – ein Brauurstück allererster Güte. So setzt man neue Maßstäbe. Schon deshalb tangiert *Der Argentinier* über das Zielpublikum hinaus auch unbedingt den von Hause aus an Fragen der Gattungsentwicklung interessierten Literaturhistoriker.

Ungeachtet der sinnbildlichen Qualitäten seines so vortrefflich gewählten Vergleichsgegenstands verkürzt Merz diesen jedoch nie auf ein Mittel zum Zweck, im Gegenteil. Der argentinische Tango kommt so zum Zuge, dass der Leser wertvollste Entdeckungen über berührenden Dialog machen kann. So viel steht fest: Diesen zu erreichen ist ›Arbeit‹, denn besondere Qualität stellt sich nicht von selbst ein. Wie er gelingen könnte, hat Merz auf ansprechendste Art erschrieben – elektrisierendes Glücksmoment inklusive. Mehr sei nicht ver-raten.

Zum Inhalt nur so viel: Am Rande eines Klassentreffens erzählt Lena einem interessierten Schulkameraden, beide noch nicht 40-jährig, von ihrem kürzlich verstorbenen Großvater und verlebendigt diesen in ihrem Erinnern

so stark, dass er – wieder einmal – ihr Ratgeber wird. Er hatte als junger Schweizer dem 1945 kriegszerstörten Europa den Rücken gekehrt, auch wegen einer ihn liebenden Frau, um Gaucho in Argentinien zu werden. Dort angekommen gibt er, realitätsernüchtert, seinen freiheitsromantischen Wunsch bald auf und kehrt nach Buenos Aires zurück. Hier lernt er den Tango kennen und somit auch eine Frau. Sie führt ihn in die Sprache dieses Tanzes ein – das krasse Gegenteil des zuvor erlebten rohen Umgangs unter gewissen Viehtreibern.

Mit dem Geheimnis ihrer Beziehung kehrt er nach ungefähr zwei Jahren in seinen Heimatort zurück, in dem er fortan als Lehrer wirkt und von den Einheimischen »der Argentinier« genannt wird. Erst sein Tod gibt der Enkelin die Gelegenheit, sein Leben in den prägenden Momenten wiedererstehen zu lassen und das Geheimnis seiner Zeit in Buenos Aires zu enthüllen. Ihr Zuhörer, zugleich der Erzähler der gesamten Geschichte, versteht sich sowohl auf taktvolle Zurückhaltung als auch darauf, im richtigen Moment das Richtige zu sagen. Das berührt in dieser so sehr dem Tastsinn gewidmeten Erzählung.

Kann man ein solches Sprechen und Zuhören einüben? Je nach persönlicher Voraussetzung so gut oder schlecht wie den argentinischen Tango selbst. Ohne Mitgefühl und Takt geht es jedenfalls nicht und ohne Erinnerung an fremde Erfahrung als Orientierungshilfe für die eigene Daseinsgestaltung auch nicht. Der Autor seinerseits weiß sich, mit wa-

chem Blick auf unsere Zeit, in der diesbezüglich hervorragenden Novellentradition seines Landes stehend. »Sprecht wesentlich und hört einander zu«, tönt es aus ihr.

Sprechen als Berührungskunst jenseits allen Nützlichkeitskalküls: Mit dem *Argentinier* hat der renommierte Autor Klaus Merz eine angenehm zu lesende, mit geistreichem Witz und treffender Zivilisationskritik gewürzte Erzählung von hohem Erkenntniswert für das alltägliche Miteinander vorgelegt. Dass er die anderen Künste in ihrem je spezifischen Beitrag zur Persönlichkeitsbildung einbezogen hat, unterstreicht den grundlegenden Stellenwert der gesprochenen und geschriebenen Sprache. Als einzige stehen sie jedem jederzeit zur Verfügung, als einzige umfassen und verflechten sie verschiedene Modi und Tempora. Wie z.B. Vergangenes gegenwartsrelevant werden und damit in die Zukunft weisen kann, ist hier für den Bereich des Gesprächs virtuos erzählt und sehr gut nachvollziehbar. Faszinierend ist nicht zuletzt, wie sparsam und dennoch genau die Figuren konturiert sind: zügig und zielorientiert, dabei stets in sich ruhend und gelassen – so wie die Erzählung insgesamt.

Drei ansprechende Pinselzeichnungen von Heinz Egger illustrieren herausragende Stationen im Leben des Großvaters. Kurz: Ein ebenso engagiertes wie belebendes, rundum gelungenes Buch. Deshalb: Chapeau!

Grazia Lindt

In eigener Sache

Germanisten-Bashing

Eine Replik auf Jürgen Kaube

GEORG MEIN

Unter dem Deckmantel einer Kritik der jüngst erschienenen *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* hat Jürgen Kaube in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* wieder eine Philippika gegen den Betrieb der Germanistik gehalten.¹ Dabei scheint Kaube zu unterscheiden zwischen einer Idee des Faches, die an und für sich gut ist, und einer depravierten Schwundform, die im gegenwärtigen Prozessieren des Faches zutage tritt. Schlecht ist die Germanistik immer dann, so der Tenor des FAZ-Feuilletons, wenn die Disziplin »unzählige Paradigmen umarmt – Sozialgeschichte, Mentalitätsgeschichte, Konstruktivismus und Dekonstruktivismus, Gendertheorie, Systemtheorie, Diskursanalyse, Performativitätskonzepte« –, um sich dann gänzlich überformen zu lassen »durch die Pantheorien Kultur- und Medienwissenschaft«.²

Die positive Gegenseite, die gute, die richtige Germanistik, ist freilich sehr viel schwieriger zu bestimmen. Hier geht es offenbar um die Geschichte eines Versprechens, dessen Wurzeln bis in die disziplinäre Konstitution des Faches am Anfang des 19. Jahrhunderts zurückreichen. Jacob Grimm brachte in seiner Akademie-Schrift *Über den Ursprung der Sprache* (1851) dieses Versprechen auf eine bündige Formel: »die kraft der sprache bildet völker und hält sie zusammen, ohne ein solches band würden sie sich versprengen« (S. 30). Auf geheimnisvolle Weise scheint die Germanistik als Nationalphilologie auch gegenwärtig noch zu suggerieren, sie könne in solch hektisch globalisierten Zeiten das Versprechen von Einheit aufrechterhalten, um diese der allgegenwärtigen Entgrenzung und Grenzüberschreitung allein kraft der disziplinären Ausrichtung entgegenzusetzen. Vorausgesetzt denn, sie ist bereit, ihre disziplinäre Ausrichtung

1 | Jürgen Kaube: Multiple Paradigmatase. Eine neue Zeitschrift für Germanistik liegt vor. In: FAZ, Nr. 125 v. 02.06.2010, S. N5.

2 | Oliver Jungen: Der hat die Kokosnuss geklaut! Wohl vom Affen gebissen: Zum Abschluss des Germanistentages in Marburg. In: FAZ, Nr. 226 v. 28.09.2007, S. 41.

zu begrenzen – und eben dies ist das Anliegen von Kaube: die Disziplinierung der Disziplin.

Man kann dieses Anliegen begrüßen, denn es ist unmittelbar evident, dass die Germanistik von einem – wie auch immer zu definierenden – philologischen Kern ausgehen muss. Ob damit allerdings eine konstruktive Öffnung des Faches sowohl über Nationen- und Kulturgrenzen wie auch über Fachgrenzen hinweg generell ausgeschlossen ist, muss bezweifelt werden. Zudem dürfte es einleuchten, dass sich auch eine Nationalphilologie wie die Germanistik gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen oder Paradigmenwechseln in den Nachbardisziplinen nicht gänzlich verschließen darf.

Es ist vor allem das Präfix »inter«, das Kaube auf die Palme bringt. Interdisziplinarität – *vulgo*: Verbundforschung – oder Interkulturalität in den Geisteswissenschaften sind eben das genaue Gegenteil von seinem im 19. Jahrhundert situierten Fachverständnis. »Einfach nur doof« findet Kaube daher das erste Heft der *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik*, das zudem, angesichts der 200 schon existierenden germanistischen Fachzeitschriften, ohnehin niemand lesen würde. Philologisch sauber gearbeitet im Sinne einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung ist Kaubes Kritik freilich nicht. Vielmehr werden in wenigen Zeilen sämtliche Beiträge und Beiträger des 170 Seiten umfassenden ersten Heftes mit Polemik überzogen. Dabei kommt das Germanisten-*Bashing* kaum über die bloße Nennung der Titel hinaus. So äußert sich Kaube über den Beitrag eines in Australien lehrenden Germanisten wie folgt: »Ein Bericht über Germanistik in Australien macht dann neugierig auf weitere Berichte über Germanistik in, sagen wir: Uru- und Paraguay, Oman sowie Helgoland.« Stimmt schon, die Auslandsgermanistik kann ja *per se* keinen sinnvollen Beitrag für den Erkenntnisfortschritt im Fach leisten. Solche Leistungen bleiben allein der Inlandsgermanistik vorbehalten – immer vorausgesetzt, sie besinnt sich auf ihre philologischen Kernkompetenzen.

Nebenbei nur ein Satz zu der Germanistik in »Uru- und Paraguay«: In Lateinamerika wird an rund 300 Hochschulen Deutsch als Fremdsprache bzw. Germanistik als Studienfach angeboten. Diese Hochschulen kommen insgesamt auf über 3.500 Studierende der Germanistik und über 25.000 Studenten, die die deutsche Sprache dort studienbegleitend lernen. Es dürfte unmittelbar evident sein, dass es in solchen Ländern die Germanistik ist – und man denke, statt an Helgoland, an Israel, Polen, Korea, Japan usw. –, die in enger Zusammenarbeit mit dem DAAD und den Goethe-Instituten einen zentralen Beitrag für die Vermittlung deutscher Sprache, Literatur und Kultur im Ausland leistet und durch diese Arbeit auch dazu beiträgt, ein positives Deutschlandbild zu vermitteln. All dies spielt in den Erwägungen von Herrn Kaube, dessen chauvinistische Rhetorik einfach nur ärgerlich ist, freilich keine Rolle. Und daher spielt für ihn natürlich auch das Paradigma der Interkulturalität keine Rolle, so dass sich in seinen Augen hinter einer *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* nicht viel mehr verbergen kann als »das pseudomoralische Ansinnen, *inter* sei irgendwie wichtig, verständigungsmäßig und so.« Ist es auch – nur ist dieses Ansinnen nicht pseudomoralisch. In der Tat aber ist es so – hier ist Kaube zu-

zustimmen –, dass die Germanistik an der Universität Luxemburg, die »den ganzen Spaß herausgibt«, über solch »monokulturelle Spitzfindigkeiten«, wie Kaube sie im Sinn hat, »längst hinaus« ist. Und zum Glück nicht nur dort!

Nota bene: Wer über Kaubes »Stil« mehr erfahren möchte, der lese in der *Tageszeitung* den sehr unterhaltsamen Artikel von Mark Terkessidis.³

Doch was ist mit Interkulturalität nun eigentlich genau gemeint? Auch wenn, wie bei allen Paradigmen, eine bündige Antwort naturgemäß schwierig ist, sollen mit Blick auf das Interesse der Germanistik am Interkulturalitätsparadigma hier zumindest drei zentrale Leitlinien angedeutet werden.

1. Interkulturalität meint zunächst eine heuristische Dimension, in deren Zentrum das Phänomen der Alterität steht. Das Fremde bzw. Andere sind keine beliebigen Erscheinungsformen unter anderen, sondern fordern zu einer Reflexion auf die eigenen Denkmuster und Kategorien heraus, die für die Bewältigung von Fremdheitserfahrungen unabdingbar sind. Das zentrale Problem lautet hier, wie man auf Fremdes eingehen kann, ohne schon durch die Art des Umgangs seine Ansprüche zu neutralisieren? Alteritätserfahrungen sind dabei nicht nur auf den zwischenmenschlichen Bereich beschränkt, sondern treten überall dort zutage, wo Automatismen im Sinne von spontanen Deutungsmustern nicht mehr greifen. Dies kann auch dort der Fall sein, wo sich der Bezugsrahmen ändert und Vertrautes in unvertrauter Umgebung begegnet, wo Kontexte verschoben werden oder wo das Verstehen große Zeitabstände überbrücken muss.

2. Alteritätserfahrungen implizieren stets auch eine ethische (und keine pseudomoralische) Dimension, nämlich die Öffnung auf das Fremde hin, verbunden mit der Bereitschaft, das eigene Kulturverständnis in Frage zu stellen und stellen zu lassen. Das heißt nicht, dass man keine Kritik an fremden Kulturen mehr üben dürfte; diese ist gerade dort unabdingbar, wo solche Kulturen nach innen wie nach außen hegemonial auftreten. Mit anderen Worten, Interkulturalität bedeutet nicht, die Intoleranz tolerieren zu müssen.

3. Schließlich ist Interkulturalität vor allem ein Phänomen der Sprache. Die Einheit einer Kultur basiert zu großen Teilen auf dem Gebrauch einer gemeinsamen Sprache. Insofern sind Kulturgrenzen häufig auch Sprachgrenzen, die in dieser Funktion instrumentalisiert werden können. So werden, um nur ein Beispiel zu nennen, die Demarkationslinien in dem Konflikt zwischen den (französisch sprechenden) Wallonen

3 | Mark Terkessidis: Kampf der falschen Minderheit. Der Feuilletonist Jürgen Kaube stört sich an Schwulen, Kopftuchträgerinnen und Gläubigen. Vor allem aber will er seine Privilegien behalten. In: taz v. 10.10.2007 (online unter: www.taz.de/?id=digitaz-artikel&ressort=li&dig=2007/10/10/a0018&no_cache=1&src=GI [30.09.2010]).

und den (niederländisch sprechenden) Flamen in Belgien vor allem auf sprachlicher Ebene gezogen. Gleichzeitig aber ist die Sprache auch der zentrale Ort, wo Alteritätserfahrungen bewältigt werden können, z.B. durch Übersetzung, durch Kommunikation und eben auch durch die Literatur. Literatur ist nicht nur Medium und Schwellenraum zwischen den Kulturen; Literatur kann durch ihre spezifischen Darstellungstechniken Alterität inszenieren und reflektieren. Die Begegnung mit dem Fremden wird im sanktionsfreien Handlungsraum der Literatur gleichsam unter privilegierten Bedingungen ermöglicht.

Gesellschaft für interkulturelle Germanistik



Rundbrief 4.1 (2010)

ERNEST W.B. HESS-LÜTTICH

BERN, 21. AUGUST 2010

Sehr verehrte Kolleginnen, sehr geehrte Kollegen, liebe Freunde in der GiG!

Es gibt wieder viel zu berichten von den aktuellen Aktivitäten der GiG.

- Etwa über den aktuellen Stand der laufenden Vorbereitungen zum GiG-Kolloquium in Kairo, das vom 3. bis 7. November 2010 zu dem spannenden Thema *Zwischen Ritual und Tabu. Interaktionsschemata interkultureller Kommunikation in Sprache und Literatur* stattfinden wird. Die Anmeldungen dazu sind erfolgt; es gibt ein fertiges Programm, das auf der Homepage der GiG (www.germanistik.unibe.ch/gig/seiten/news.htm) und auf der des Kairoer DAAD-Büros (<http://cairo.daad.de/de/news/ankuendigungen>) veröffentlicht wurde, bei dem auch die Verantwortung für die organisatorische Durchführung und die finanzielle Abwicklung liegt: Gezielte Anfragen ggf. bitte direkt an die dortige Lektorin Frau Anne Wildfeuer (anne.wildfeuer@daadcairo.org).

- Oder über den erfolgreichen Start der neuen *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik (ZiG)*, editorisch betreut von den Luxemburger Kollegen Dieter Heimböckel, Georg Mein und Heinz Sieburg (sowie mir selbst). Sie erscheint seit diesem Jahr im innovativen *transcript Verlag*, Bielefeld, und wurde sofort von der Fachwelt (und sogar von manchen Feuilletons) wahrgenommen. Das erste Heft haben alle Mitglieder kostenlos erhalten, so dass Sie sich bereits ein eigenes Bild machen konnten. Auch das zweite Heft, das Sie gerade in Händen halten, wurde an alle Mitglieder der GiG versandt. Die editorischen Vorbereitungen für das dritte Heft sind in vollem Gange, damit es pünktlich im Frühjahr 2011 erscheinen kann (Infos unter: www.zig-online.de).

- Oder über die umfangreiche Dokumentation des vielbeachteten GiG-Kolloquiums im Mai 2009 an der Károli Gáspár Universität zu Budapest zum Thema *Deutsch im interkulturellen Begegnungsraum Ostmitteleuropa*, die mit einem Umfang von 580 Seiten als siebter Band der GiG seit 2007 derzeit kostenlos an die Mitglieder versandt wird (falls Sie den Band noch nicht erhalten haben

sollten, bedenken Sie bitte, dass der Verlag den Versand nur Zug um Zug bewältigen kann und aus Kostengründen preiswerte Postwege nutzen muss: Haben Sie also gegebenenfalls einfach noch ein wenig Geduld – Ihr Exemplar ist an Sie unterwegs; der Verlag stellt keine Sonderdrucke, sondern – auf Anfrage – Pdf-Dateien Ihres Beitrags zur Verfügung (Andrea Kolb: a.kolb@peterlang.com).

– Oder über den Stand der editorischen Arbeiten zu dem noch umfangreicheren Band, der aus dem sehr gut besuchten GiG-Kongress im Oktober 2009 in Istanbul zum Thema *Metropolen als Ort der Begegnung und Isolation* hervorgegangen und nach zeitraubenden Korrekturarbeiten beim Verlag im Druck ist: Er soll ebenfalls möglichst noch in diesem Jahr an die Mitglieder ausgeliefert werden. Meine ausführlichen Berichte zu den beiden Tagungen finden Sie in ZiG 1/2010, H. 1, S. 155-169.

Die Kosten für diese Leistungen – die Bücher, die Zeitschrift, der *Newsletter* – übersteigen das Aufkommen der Mitglieder mit ihren Beiträgen für die GiG natürlich um ein Vielfaches und konnten bislang nur durch die Unterstützung zahlreicher Sponsoren, allen voran der DAAD (Druckkostenzuschüsse) und die Universität Bern (Personalkosten), aufgefangen werden. Sie haben daher gewiss Verständnis dafür, wenn diese Leistungen schon aus Gründen der Fairness ab kommendem Jahr nur noch für diejenigen Mitglieder erbracht werden können, die ihren (im Vergleich mit anderen Gesellschaften sehr bescheidenen) Beitrag auch wirklich entrichtet haben. Unsere diesbezügliche elektronische Listenführung wird fortlaufend aktualisiert, sie bedarf aber auch Ihrer aufmerksamen Hilfe, um Kontoführung und Versandliste *à jour* halten zu können.

Bei der GiG-Assistenz an meinem Lehrstuhl hat es eine personelle Veränderung gegeben, die viele von Ihnen schon durch unseren regen *E-Mail*-Verkehr bemerkt haben. Dr. Andreas Teutsch hat uns aus beruflichen Gründen (die ihn ins sonnige Spanien führen) verlassen müssen. Seine Aufgaben hat jetzt vorläufig Hanna Jordi übernommen, der ich für ihre Hilfe sehr dankbar bin. Wenn Sie also Fragen zur GiG ›qualen‹, auf die Sie weder auf der GiG-Homepage noch in meinen diversen (dort auch abrufbaren) Rundschreiben eine Antwort finden, wenden Sie sich bitte an Frau Jordi (hannajordi@students.unibe.ch). Ihr können Sie auch Vorschläge zur anstehenden Aktualisierung der *GiG-Homepage* senden, die ebenfalls der Renovation bedarf.

Der Vorstand wird satzungsgemäß der Mitgliederversammlung in Göttingen Bericht erstatten. Diesem Bericht will ich hier nicht *en détail* vorgreifen, da er nach der Tagung noch einmal an alle Mitglieder gelangen soll.

Autorinnen und Autoren

Behschnitt, Wolfgang, Prof. Dr., Universität Gent, Fakultät für Kunst und Philosophie, Institut für Nordische Philologie, Rozier 44, B – 9000 Gent; E-Mail: Wolfgang.Behschnitt@UGent.be

Bein, Thomas, Prof. Dr., Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule, Lehr- und Forschungsgebiet Germanistik/Mediävistik, Templergraben 55, D – 52062 Aachen; E-Mail: t.bein@germlit.rwth-aachen.de

Colliander, Peter, Prof. Dr., Wirtschaftsuniversität Kopenhagen (Copenhagen Business School – CBS), Institut für Internationale Kultur- und Kommunikationsstudien, Dalgas Have 15, DK – 2000 Frederiksberg; E-Mail: pc.ikk@cbs.dk; Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Deutsch als Fremdsprache, Ludwigstr. 27, D – 80539 München; E-Mail: colliander@daf.uni-muenchen.de

Conter, Claude D., Dr., Lëtzebuerger Literaturarchiv, 2, rue Emmanuel Servaus, L – 7565 Mersch; E-Mail: claudе.conter@cnl.etat.lu

Heimböckel, Dieter, Prof. Dr., Universität Luxemburg, Institut für deutsche Sprache, Literatur und Interkulturalität, Route de Diekirch B.P. 2, L – 7220 Walferdange; E-Mail: dieter.heimboeckel@uni.lu

Hess-Lüttich, Ernest W.B., Prof. Dr. Dr. Dr. hc., Universität Bern, Institut für Germanistik, Länggass-Str. 49, CH – 3000 Bern 9; E-Mail: ernest.hess-luettich@germ.unibe.ch

Kegelman, René, Dr., Pädagogische Hochschule Schwäbisch Gmünd, University of Education, Oberbettringer Straße 200, D – 73525 Schwäbisch Gmünd; E-Mail: rene.kegelmann@ph-gmuend.de

Lindt, Grazia, Unter den Buchen 5, D – 41844 Wegberg; E-Mail: grazia.lindt@t-online.de

Maltzan, Carlotta von, Prof. Dr., University of Stellenbosch, Faculty of Arts and Social Sciences, Department of Modern Foreign Languages, Merriman Avenue, Stellenbosch, Südafrika; E-Mail: vmaltzan@sun.ac.za

Mein, Georg, Prof. Dr., Universität Luxemburg, Institut für deutsche Sprache, Literatur und Interkulturalität, Route de Diekirch B.P. 2, L – 7220 Walferdange; E-Mail: georg.mein@uni.lu

Neuland, Eva, Prof. Dr., Bergische Universität Wuppertal, FB A: Geistes- und Kulturwissenschaft, Germanistik, Didaktik der deutschen Sprache und Literatur, Gaußstr. 20, D – 42119 Wuppertal; E-Mail: neuland@uni-wuppertal.de

Schöblier, Franziska, Prof. Dr., Universität Trier, FB II: Germanistik, Neuere deutsche Literaturwissenschaft, D – 54286 Trier; E-Mail: schoessl@uni-trier.de

Sieburg, Heinz, Prof. Dr., Universität Luxemburg, Institut für deutsche Sprache, Literatur und Interkulturalität, Route de Diekirch B.P. 2, L – 7220 Walferdange; E-Mail: heinz.sieburg@uni.lu

Tekin, Özlem, M.A., Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Deutsch als Fremdsprache, Ludwigstr. 27, D – 80539 München; E-Mail: oezlem-tekina@gmx.net

Wehming, Marie-Christine, M.A. (Doktorandin bei Prof. Dr. Georg Mein), Universität Luxemburg, Institut für deutsche Sprache, Literatur und Interkulturalität, Route de Diekirch B.P. 2, L – 7220 Walferdange; E-Mail: marie-christine.wehming@uni.lu

Willms, Weertje, PD Dr., Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar – Neuere Deutsche Literatur, Platz der Universität 3, D – 79085 Freiburg; E-Mail: weertje.willms@germanistik.uni-freiburg.de

HINWEISE FÜR AUTORINNEN UND AUTOREN

Die *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik (ZiG)* ist ein *Peer-Reviewed Journal*. Das heißt, dass alle Beiträge in anonymisierter Form von mindestens zwei Gutachtern gelesen und beurteilt werden.

Hinweise zur Einrichtung der Beiträge sind *online* unter www.zig-online.de zu finden. Die Manuskripte sind in deutscher oder englischer Sprache als *MS-Word*-Dokument oder im *RTF*-Format mit einem englischen *Abstract* an folgende Adresse einzureichen: contact@zig-online.de.